Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicole, Pierre, 1625-1695

Nicols moralische Versuche, welche verschiedene Abhandlungen über mancherley wichtige Pflichten in sich halten

Bd.: 1

Bamberg und Wirzburg (1782)

Asc. 3429-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10265568-3
VD18 80306446

1704 ad mensam Lectus saepius meretur Legi.

<36635589780012

<36635589780012

Bayer. Staatsbibliothek

Asc. 3429-1

Nicols moralische Versuche,

welche
verschiedene Abhandlungen über mancherley wichtige Pflichten in sich halten.

Aus dem Französischen übersezt.

Erster Theil.

Mit Erlaubniß der Obern.

Bamberg und Wirzburg,
im Verlag bey Tobias Göbhardt.
1782.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Vorbericht.

Man wird hier weder von den Absichten, die der Verfasser dieser Abhandlungen, bey Verfertigung derselben, mag gehabt haben; noch von den Ursachen, die ihn bewogen, sie ans Licht zu stellen; noch auch von dem, wie weit sich das, was er unter dem Titel, den er ihnen gegeben, hat bringen wollen, erstreckt, etwas sagen. Man weis, daß den mehresten wenig daran gelegen ist, ob sie alles dieses wissen, oder nicht; und daß, weil sie nur an dem Werke selbst Theil nehmen, sie dasselbe nach seinem innern und wahren Werthe, und nicht nach diesen äusserlichen Umständen beurtheilen.

Man wird also nur von dem Buche selbst, und zwar zuerst von dem Titel: **Moralische Versuche**, einige Nachricht geben. Man würde ihn unrecht verstehen, wenn man daraus schliessen wollte, man habe in denselben nur ungewisse und unordentliche Betrachtungen, oder flüchtige Gedanken von der christlichen Vollkommenheit vortragen wollen. Es befinden sich vielmehr Abhandlungen darinnen, die einen sehr grossen Begriff davon machen, und es ist keine darunter, die nicht sehr gründliche und wichtige Wahrheiten in sich hielte.

Dieser Titel ist also deswegen gewählt worden: da die christliche Sittenlehre von einem viel zu grossem Umfange zu seyn schien, als daß sie ganz abgehandelt, und so viel Principien, die sie in sich hält, und so viel Pflichten, die davon abhängen, in ein einziges Werk gebracht werden könnten; so hat man lieber einen Versuch machen wollen, sie stückweise

abzuhandeln, indem man bald die eine, bald die andere Pflicht abgehandelt. Anfangs hatte man diese Abhandlungen nur durch Zahlen von einander unterschieden, gleich als ob sie Haufen einzelner abgesonderter Gedanken gewesen wåren. Da aber dennoch eine wirkliche Ordnung unter diesen Gedanken herrschte, und man war benachrichtigt worden, daß diese Menge von Zahlen eine Verwirrung verursachen; so hat man geglaubt, man müsse sie in Kapitel abtheilen, und also verschiedene Gedanken unter einen Titel bringen, woraus man den Zusammenhang und die Ordnung besser einsehen kann. Es kann sich indessen zutragen, daß es wegen dieser gemachten Verånderung scheint, als ob an einigen Orten die Kapitel mit dem vorhergehenden entweder gar zu sehr, oder in ihren Theilen gar zu wenig zusammen hiengen, weil bey allem Fleise, den man auf eine solche Arbeit wendet, doch noch immer dergleichen Fehler vorkommen. Ausser dem aber, daß

diese Unbequemlichkeit nicht groß ist, so schadet sie dem Verfasser mehr, als dem Leser; da hingegen die Unordnung, der man abgeholfen hat, dem Leser mehr, als dem Verfasser, schadete.

In dieser letzten Ausgabe, welche mit aller nur möglichen Sorgfalt und Genauigkeit nach den ältesten Ausgaben ist gemacht worden, hat man verschiedene Schriftstellen, die nur lateinisch waren, übersetzt, und diese Ausgabe mit verschiedenen Abhandlungen von demselben Verfasser, die noch niemals gedruckt worden, vermehrt.

Ver-

Verzeichniß

der Abhandlungen und Kapitel, welche in diesem Theile enthalten sind.

Erste Abhandlung.

Von der Schwachheit des Menschen.

I. Kapitel. Begriff, den uns der Stolz von uns selbst macht. Man sucht in der Welt nichts mehr, als diesen Begriff zu verschönern und auszuschmücken. Der Stolz aller Völker, der Grossen und der Kleinen, der gesitteten und der wilden Nationen, ist von einerley Natur und Beschaffenheit. . . . . . . S. 1.

II. Kap. Man muß den Menschen demüthigen, indem man ihm seine Schwachheit zu erkennen giebt, ihn aber nicht in die Klasse der unvernünftigen Thiere setzt. . . . . . S. 5.

III. Kap. Beschreibung des Menschen, und zwar erstlich der Maschine seines Leibes. Wie übel gegründet der Begriff ist, den er von seiner Stärke hat. Der Mensch vergleicht sich nicht gern mit den übrigen Geschöpfen, weil er befürchtet, er möchte seine Wenigkeit allenthalben antreffen. Man muß ihn zur Anstellung dieser Vergleichung zwingen. . . . . . . S. 8.

IV. Kap. Nichtigkeit des gegenwärtigen Lebens des Menschen, und alles dessen, was sich auf dieses Leben gründet. . . . . S. 13.

V. Kap. Die Dinge, die wir nöthig haben, erinnern uns beständig an der Vergänglichkeit unsers Lebens. . . . . . . S. 20.

VI. Kap. Untersuchung der geistigen Eigenschaften der Menschen. Schwachheit, die sie antreibt, nicht nach dem, was sie wirklich sind, sondern nach der Hochachtung anderer, davon zu urtheilen. Eitelkeit und Elend der Wissenschaft der Wörter, der Begebenheiten und der Meynungen der Menschen. . . . . . . S. 22.

VII. Kap. Man ist eben so glücklich, wenn man viele Dinge nicht weis, als wenn man sie weis. Ungewißheit der mehresten Wissenschaften. Dem Menschen ist nicht einmal seine Unwissenheit bekannt. . . . . . . S 27.

VIII. Kap. Enge Gränzen der Wissenschaft der Menschen. Unser Verstand bringt alles ins Kleine. Selbst die Wahrheit verblendet uns oftmals. S. 31.

IX. Kap. Schwierigkeit, die Sachen zu kennen, von welchen man durch die Vergleichung der Wahrscheinlichkeit urtheilen soll. Seltsame Verwegenheit derer, die sich im Stande zu seyn dünken, eine

Religion zu erwählen, indem sie einen jeden von den bestrittenen Lehrsätzen besonders untersuchen. S. 35.

X. Kap. Die Welt besteht fast aus lauter tummen Leuten, die nicht denken. Diejenigen, so etwas mehr denken, sind nicht besser. Unruhe, in welcher die Einbildungskraft die Vernunft setzt. Thorheit, die bey den mehresten Menschen ihren Anfang genommen hat. . . . . S. 38.

XI. Kap. Die Schwachheit des menschlichen Willens ist größer, als die Schwachheit der Vernunft. Wenig Leute leben nach der Vernunft. Der Wille mag Antrieben, deren Falschheit uns bekannt ist, nicht widerstehen. Die Leidenschaften kommen von der Schwachheit her. Die Seele hat eine Stütze nöthig. . . . S. 43.

XII. Kap. Besondere Betrachtungen über die Nichtigkeit der Stützen, die sich die Seele, um sich erhalten zu können, macht. . . S. 47.

XIII. Kap. Alles, was in der Seele derer, die Gott nicht wirklich angehören, groß zu seyn scheinet, ist nur Schwachheit. . . . S. 51.

XIV. Kap. Schwachheit des Menschen bey seinen Lastern und Fehlern. Er hat keine Kraft, als in Gott. . . . . . S. 57.

XV. Kap. Die Schwachheit des Menscheu legt sich an denen, die Gott angehören, gewissermaaßen noch mehr an den Tag. . . S. 60.

Zweyte Abhandlung.

Von der Ergebung in den Willen Gottes.

Erster Theil.

I. Kapitel. Das heydnische Leben besteht darinnen, daß man seinen eigenen Willen folgt, und das christliche darinnen, daß man sich nach Gottes Willen richtet. . . . . . S. 64.

II. Kap. Zwo Arten, den Willen Gottes als die Regel und Richtschnur unserer Handlungen, und als die Ursache aller Begebenheiten zu betrachten. Erklärung der ersten Art. Man hat bisweilen die Liebe, ohne es zn wissen, und hat sie hingegen nicht, wenn man sie zu haben glaubt. . S. 67.

III. Kap. Wie sehr David von der Liebe des göttlichen Gesetzes gerührt war. Vortrefflichkeit des Psalms: *Beati immaculati*. . S. 72.

IV. Kap. Betrachtungen über das Gebeth des heil. Paulus: Herr, was willst du, daß ich thun soll? 1. Man muß Gott bitten, daß man seine eigenen Pflichten einsehen möge. Wie wir uns die Erkenntniß der Pflichten anderer zu eigen machen können. . . . . . S. 75.

V. Kap. 2. Betrachtung. Man muß um practische Einsichten bitten, und die innern Bewegungen noch mehr, als die äussern, wohl einrichten. 3. Betrachtung. Man muß bitten, daß man den Willen Gottes ganz einsehen möge. . . S. 79.

VI. Kap. Es ist des Morgens kein Geschäfte natürlicher, als Gott zu bitten, daß er uns seinen Willen wolle einsehen und befolgen lassen, und zum voraus seine Handlungen nach dem, was man davon weis, einzurichten. Die Aufmerksamkeit auf diesen Willen ist die rechte und wahre Art vor Gott zu wandeln. . . . S. 84.

VII. Kap Man muß die äusserlichen Handlungen allzeit wohl einrichten, wenn man auch gleich innerlich nicht ruhig ist. Dieses Betragen ist die Quelle von der Gleichheit des Gemüths. Ein frommer Mann hat keinen eigenen Willen (Humeur). Der verstorbene Bischof von Alet war ein Beyspiel von diesem Charakter. . S. 87.

VIII. Kap. Tugendhafte Handlungen, welche uns die Betrachtung des göttlichen Willens bekannt macht. Ordnung der Handlungen. Man muß sich nicht daran binden. Der Klostergehorsam erleichtert das christliche Leben. . S. 92.

IX. Kap. Unser vornehmstes Augenmerk soll seyn, Gott in dem gegenwärtigen Augenblicke zu gehorchen.

chen. So weit man sich auch immer von Gott entfernt hat, so kann man sich doch gleich wieder in seine Ordnung begeben. Das göttliche Gesetz zeigt allen einen Weg des Friedens. S. 97.

X. Kap. Die Betrachtung des göttlichen Willens, als Gerechtigkeit, macht nach dem verschiedenen Zustande derer, die ihn betrachten, das Paradies und die Hölle aus. . . . S. 100.

Zweyter Theil.

Der zweyten Abhandlung von der Ergebung in den Willen Gottes.

I. Kap. Die Betrachtung des göttlichen Willens, als Gerechtigkeit, verbindet uns, uns ebendiesem Willen, als die Ursache aller Begebenheiten betrachtet, zu unterwerfen. Man muß bey allen diesen Begebenheiten bis zur ersten Ursache zurückgehen, ohne sich bey den zweyten aufzuhalten. . . . . . S. 105.

II. Kap. Die Betrachtung des göttlichen Willens giebt der Welt in Ansehung unser eine ganz andere Gestalt. Vorstellung eines Kriegsheeres. Es bildet uns die Regierung Gottes ab, und macht alle Geschichte, zu göttlichen Geschichten. S. 108.

III. Kap. Wie uns die Betrachtung des göttlichen Willens das Vergangene und das Zukünftige soll ansehen lassen. Und wie die Unterwürfigkeit, die man ihm schuldig ist, mit der Busse, dem Eifer, dem Mitleiden und der Vorsichtigkeit übereinstimmet. . . . . . . S. 111.

IV. Kap. Die Ungewißheit des göttlichen Willens in Ansehung des Zukünftigen, soll uns abhalten, nach ungefähren Zufällen davon zu urtheilen. Was die Betrachtung dieses Willens von unsern Handlungen absondert, oder nicht absondert. . . . . . . S. 120.

V. Kap. Man muß die Ergebung in den Willen Gottes in Ansehung der kleinen Begebenheiten ausüben. Körperliche Fehler. Folgen unserer Sünden. Adams Beyspiel. . S. 124.

VI. Kap. Wie wir uns dem Willen Gottes in Ansehung unserer ewigen Seligkeit unterwerfen sollen: Es ist billig, seine eigene Schwachheit in diesem Stücke zu schonen. Wie sehr die Betrachtung des göttlichen Willens die Führung des christlichen Lebens erleichtert. . S. 129.

Drit-

Dritte Abhandlung.

Von der Furcht Gottes.

I. Kap. Warum der Prophet, der sich schon fürchtet, bittet, daß er sich noch mehr fürchten möge. Obgleich die Furcht aus der Eigenliebe entsteht; so ist sie doch nützlich. . S. 143.

II. Kap. Die wunderbare Fühlbarkeit und eben so wunderbare Unempfindlichkeit des Menschen entsteht aus einer unbekannten Quelle. Sie zeigt die Unordnung und Grösse des Menschen an. Die Zeit dieses Lebens ist eine Zeit der Tummheit. S. 136.

III. Kap. Die Unempfindlichkeit ist eins der größten Uebel der Seele. Sie entsteht aus der Blindheit. Dunkle Vorstellungen die man sich von allen Dingen macht. Falsche und richtige Vorstellungen von einem Balle oder Tanzgesellschaft. Andere Beweise dieser Blindheit. . S. 140.

IV. Kap. Die Unempfindlichkeit wird auch bey solchen Christen wahrgenommen, die ein ordentliches Leben führen. Verschiedene Ursachen dieses Zustandes. Es ist unnütz, sich deswegen zu beunruhigen; man muß sich aber davor fürchten. Nutzen, die Gegenstände der Furcht zu betrachten. . . . . . S. 148.

V. Kap. Begriff, den man von der Strenge der göttlichen Gerechtigkeit haben soll. Grosse Anzahl der Verdammten. Schrecklicher Anblick der geistlichen Verwüstung, die der Teufel in der Kirche selbst anrichtet. Falsche Gewißheit und Zuversicht, in welcher wir leben. . S. 151.

VI. Kap. Es hat seinen Nutzen, in seinem Verstande die Vorwände zu zernichten, welche die Eigenliebe an die Hand giebt, uns nicht zu fürchten. Aeusserliche Unschuld, ein zweydeutiges Zeichen des Standes der Gnade. . S. 160.

VII. Kap. Ursache, die man hat, zu befürchten, man habe die göttlichen Wahrheiten gemißbraucht. Von den Gelegenheiten, die man gehabt, in der Tngend zu wachsen. Von den Festen und Feyertagen, welche die Kirche das Jahr lang feyert. . . . . . S. 163.

VIII. Kap. Geschicklichkeit der Eigenliebe, um zu verhindern, daß wir uns die Vorwürfe nicht zueignen, die Jesus Christus gewissen Leuten macht. Jesus Christus hat nur die geistlichen Fehler und Laster getadelt. . . . S. 168.

IX. Kap. Wenige können versichert seyn, daß sie die Kennzeichen an sich haben, welche uns die Schrift von dem Leben der Seele angiebt. S. 170.

X. Kap. Nach welcher Furcht man trachten soll, Nutzen, den man von dem Zustande der Unempfindlichkeit haben kann. Man muß nicht vorsetzlich darinnen beharren. . . S. 174.

Vierte Abhandlung.

Von den Mitteln den Frieden mit den Menschen zu erhalten.

Erster Theil.

I. Kap. Die Menschen sind Bürger und Einwohner verschiedener Städte. Sie sollen allen Frieden zu verschaffen suchen. Besonders sollen sie sich bestreben, in der Gesellschaft friedlich zu leben, in welcher sie ihr Leben zubringen, und von der sie einen Theil ausmachen. S. 176.

II. Kap. Uebereinstimmung der Vernunft und Religion, uns die Sorge für den Frieden einzuflössen. . . . . S. 179.

III. Kap. Ursachen von der Pflicht, den Frieden mit denen, mit welchen man ungeht, zu erhalten. . . . . S. 185.

IV. Kap. Allgemeine Regel den Frieden zu erhalten. Niemanden beleidigen, und durch nichts be-

beleidigt werden. Zwo Arten andern verdrießlich zu fallen: Ihren Meynungen widersprechen; sich ihren Leidenschaften widersetzen. . S. 191.

V. Kap. Ursachen, warum die Menschen an ihren Meynungen hängen. Welche diejenigen sind, die es vor andern thun. . . S. 193.

VI. Kap. Welchen Meynungen zu widersprechen am gefährlichsten ist. . . S. 202.

VII. Kap. Die Ungeduld, welche uns antreibt, andern zu widersprechen, ist ein sehr grosser Fehler. Man ist nicht verbunden, allen falschen Meynungen zu widersprechen. Man muß eine allgemeine Zurückhalrung beobachten, und sich niemanden vertrauen, welches der Eigenliebe schwer fällt. S. 206.

VIII. Kap. Man muß überlegen, in was für einem Ansehen man bey andern stehet, wenn man ihnen widersprechen will. . . S. 211.

IX. Kap. Man muß gewisse Fehler vermeiden, wenn man andern widerspricht. . . . S. 214.

X. Kap. Wer vor andern verbunden ist, die angezeigten Fehler zu vermeiden. Man muß sein Inneres eben so, wie sein Aeusseres, wohl einrichten um bey denen, mit welchen man umgeht ,nicht zu verstossen. . . . S. 220.

XI. Kap. Man muß die Menschen hochschätzen, und es nicht als eine schwere Pflicht ansehen, sie zu schonen. Es ist gut, weder Ansehen, noch Glauben zu haben. . . S. 225.

XII. Kap. Obgleich der Unwille und Verdruß, den die Menschen von sich blicken lassen, wenn man sich ihren Leidenschaften widersetzt, unbillig ist; so thut man doch nicht wohl, wenn man sich ihnen widersetzt. Dreyerley Leidenschaften, gerechte, gleichgültige und ungerechte. Wie man sich in Ansehung der ungerechten Leidenschaften verhalten soll. . . . . . S. 228.

XIII. Kap. Wie man sich in Ansehung der gleichgültigen und gerechten Leidenschaften anderer verhalten soll. . . . . . S. 234.

XIV. Kap. Das ewige Gesetz verbindet uns zur Dankbarkeit. . . . . . S. 238.

XV. Kap. Grundursachen von der Pflicht der Höflichkeit. . . . . . S. 241.

Zweyter Theil.

I. Kap. Man muß seinen Frieden nicht auf die Besserung anderer bauen. Nutzen der Unterdrückung der Klagen. Sie richten gemeiniglich mehr böses, als gutes an. . S. 244.

II. Kap. Eitelkeit und Ungerechtigkeit des Wohlgefallens, welches man an den vortheilhaften Urtheilen, die man von uns fällt, hat. S. 253.

III. Kap. Man ist nicht berechtiget, über die Verachtung und die nachtheiligen Urtheile, die man von uns fällt, böse zu werden. . S. 259.

IV. Kap. Wenn uns die nachtheiligen Reden und Urtheile, die man von uns fället, empfindlich fallen; so kömmt es daher, weil wir unsere Uebel vergessen. Einige Mittel wider diese Vergessenheit und Empfindlichkeit. . . S. 264.

V. Kap Es ist unbillig, zu verlangen, deß uns die Menschen lieben sollen. . . S. 269.

VI. Kap. Es ist unbillig, die Gleichgültig nicht leiden und ertragen zu können. Anderer ihre Gleichgültigkeit gegen uns schafft uns mehr Nutzen, als ihre Liebe. . . . . . S. 275.

VII. Kap. Wie unbillig der Widerwille ist, den man gegen diejenigen bey sich verspürt, die sich gegen uns nicht dankbar erzeigen. . S. 277.

VIII. Kap. Es ist unbillig, das Zutrauen anderer zu verlangen, und dagegen sehr gut, daß man keines zu uns hat. . . . S. 282.

IX. Kap Man muß anderer ihre Unhöflichkeit ertragen, ohne verdrießlich darüber zu werden. Niederträchtigkeit derer, welche die Höflichkeitsbezeigungen fordern. . . S. 285.

X. Kap. Man muß die verdrießlichen und beschwerlichen Gemüthsarten ertragen. . . S. 288.

XI. Kap. Beschluß. . . . S. 293.

Fünfte Abhandlung.

Von den verwegenen Urtheilen.

I. Kap. Worinnen die Ungerechtigkeit der verwegenen Urtheile bestehet. Was ihre Sünde vermehrt oder vermindert. . S. 295.

II. Kap. Verwegene Urtheile sind Quellen vorgefaßter Meynungen. Ueble Wirkung dieser Vorurtheile. Ein jeder glaubt davon frey zu seyn. S. 299.

III. Kap. Wie man seine verwegenen Urtheile vor sich verhöhlt. Mittel wider dieses Uebel: Nicht zu sehen, was wir nicht sehen müssen. S. 303.

IV. Kap. Andere Mittel wider die verwegenen Urtheile. Sein böses Herz, seine Uebereilung und das Beharren auf seiner Meynung ändern und bessern. . . . . S. 307.

V. Kap. Wie man die Verwegenheit unserer Urtheile gerade zu bestreiten muß. . S. 310.

VI. Kap. Wie schwer es ist, die verwegenen Urtheile zu vermeiden, wenn man sie auf Erzählungen und Nachrichten bauet. . . . S. 314.

VII. Kap. Beantwortung einer Schwierigkeit, welche die Menschen zu verbinden scheint, niemals nach Erzählungen und Nachrichten zu urtheilen. S. 316.

VIII. Kap. Es ist nicht erlaubt, von den Verstorbenen und uns selbst verwegen zu urtheilen. Eben so wenig ist es erlaubt, auf eine verwegene Art günstig zu urtheilen. Ueble Folgen solcher verwegenen günstigen Urtheile. . . S. 321.

IX. Kap. Die verwegenen Urtheile sind in Ansehung der Lebensregeln nach unbekannter und gefährlicher, als die andern. . . . S. 326.

X. Kap. Behutsamkeit, die man bey den Urtheilen beobachten soll, welche man in Ansehung der gleichgültigen oder menschlichen Dinge fället. Nutzen des Stillschweigens. Die Erkenntniß Gottes und Jesu Christi bringt uns dazu. . S. 333.

Verzeichniß

der in diesem Theile erklärten Stellen der heiligen Schrift.

1. B. Mos. Kap. 17. V. 1. .	S. 87.
Hiob, Kap. 38. 39. . . .	— 11.
Psalm, 18. V. 3. . . .	— 75.
— — V. 9. 10. 11. . .	— 73.
Psalm, 118. V. 1. . . .	— 74.
— — V. 120. . .	— 134.
Sprichw. Kap. 10. V. 5. . .	— 165.
— — — 15. V. 2. . .	— 188.
— — — 28. V. 5. . .	— 92.
B. d. Weish. Kap. 9. V. 15. .	— 38.
Sirach, Kap. 3. V. 19. . .	— 185.
— — — 22. V. 33. . .	— 224.
Jos. Kap. 2. V. 3. . . .	— 65.
Habacuc, Kap. 2. V. 4. . .	— 119.
Apostelgeschichte, Kap. 9. V. 6. .	— 66.
— — — — 14. V. 15. .	— 64.
Epist. an die Römer, Kap. 1. V. 17.	— 70.
— — Philipper, Kap. 4. V. 7.	— 116.
— — Colossern, Kap. 1. V. 9.	— 81.
Epist. des heil. Jacobus, Kap. 1. V. 19.	— 335.
Offenb. Joh. Kap. 14. V. 19. u. 20.	— 155.

Mo-

Moralische Versuche.

I. Abhandlung.

Von der Schwachheit des Menschen.

Miserere mei, Domine, quoniam infirmus sum.

Erbarme dich meiner, o Herr; denn ich bin schwach. Ps. 6, 3.

Das I. Kapitel.

Begriff, den uns der Stolz von uns selbst macht. Man sucht in der Welt nichts mehr, als diesen Begriff zu verschönern und auszuschmücken. Der Stolz aller Völker, der Grossen und der Kleinen, der gesitteten und der wilden Nationen, ist von einerley Art und Beschaffenheit.

Der Stolz ist eine Aufschwellung des Herzens, vermöge welcher sich der Mensch gewissermassen in sich selbst ausbreitet und vergrößert, und Begriff von sich durch den Begriff der Macht, der Grösse und Vortreflichkeit vermehrt und verschönert. Darum erheben wir uns wegen

des Reichthums, weil er uns Gelegenheit giebt, uns als stärker und grösser zu betrachten. Wir sehen ihn, nach dem Ausdrucke des Weisen, als eine feste Stadt an, die uns vor dem widrigen Glücke schützt, und uns Mittel verschaft, über andere zu herrschen: des Reichen Gut ist wie eine feste Stadt: *SUBSTANTIA divitis urbs roboris eius.* Und das ist die Ursache von der innern Erhebung, welche, wie der heil. Augustinus spricht, der Wurm des Reichthums ist *).

Der Stolz der Grossen ist eben so beschaffen, wie der Stolz der Reichen, und besteht ebenfalls in dem Begriffe, den sie von ihrer Stärke haben. Weil sie aber, wenn sie sich allein betrachteten, an sich selbst nichts würden finden können, woraus sie ihn bildeten; so pflegen sie mit ihrem Wesen das Bild alles dessen zu verbinden, was ihnen angehört, und mit ihnen verbunden ist. Ein Grosser ist seiner Meynung nach nicht ein einzelner Mensch, sondern ein solcher, der von allen denjenigen, die ihm angehören, umgeben ist, und welcher sich einbildet, eben so viel Arme zu haben, als sie deren alle zusammen haben, weil er sie nach seinem Gefallen braucht, und in Bewegung setzt. Ein Befehlshaber über ein Kriegsheer stellt sich selbst allzeit mitten unter allen seinen Soldaten vor. So sucht ein jeder so viel Platz einzunehmen, als er in seiner Einbildung einnehmen kann, und man erhebt und vergrössert sich in der Welt nur, um den Begriff zu vermehren, den

sich

*) Tom. 5. Serm. 61. n. 12.

sich ein jeder von sich selbst macht. Dieses ist der Zweck aller ehrgeitzigen Absichten der Menschen. Alexander und Cäsar haben bey allen ihren Schlachten keine andere Absicht, als diese, gehabt. Und wenn man fragt, warum der Großherr in kurzer Zei hundert tausend Menschen in Candia hat umbr ngen lassen; so kann man getrost antworten, es wäre nur geschehen, um mit der innern Vorstellung, die er von sich selbst hat, auch noch den Titel eines Weltbezwingers zu verbinden.

Dieses hat uns alle die stolzen Titel hervorgebracht, die sich vermehren, je grösser der innere Stolz ist, oder je weniger man ihn verbirgt. Ich bilde mir ein, derjenige, der sich zuerst einen hohen und mächtigen Herrn genennet, habe sich als einen, der über das Haupt seiner Lehensleute erhaben ist, betrachtet, und er habe solches durch das Beywort hoch zu erkennen geben wollen, das sich doch zu der Niedrigkeit der Menschen so wenig schickt. Die morgenländischen Völker thun es den europäischen in dieser Zusammenhäufung der Titel weit zuvor, weil sie auf eine noch thörichtere Art eitel sind. Man braucht eine ganze Seite, die Titel des kleinsten indianischen Königs anzuführen, weil sie die Anzahl ihrer Einkünfte, ihrer Elephanten und ihrer Edelsteine mit darunter setzen, und weil alles dieses einen Theil von dem eingebildeten Wesen ausmacht, welches der Gegenstand ihrer Eitelkeit ist.

Vielleicht wünschen so gar die Menschen den Beyfall anderer deswegen so sehr, weil er sie in dem

Begriffe, den sie von ihrem eigenen Vorzuge haben, befestiget und bestärket. Denn dieses öffentliche Urtheil versichert sie davon, und diejenigen, die ihnen ihren Beyfall geben, sind gleichsam lauter Zeugen, die sie überreden, sie irreten sich in dem Urtheile nicht, das sie von sich selbst fällen.

Der Stolz, der aus den geistigen Eigenschaften entstehet, ist eben so beschaffen, wie derjenige, der auf den äußerlichen Vorzügen beruhet, und er bestehet ebenfalls in einem Begriffe, der uns unsern Augen als groß vorstellet, und welcher macht, daß wir uns der Hochachtung und des Vorzugs würdig halten, dieser Begriff mag nun entweder nach einer Eigenschaft, die man deutlich an sich wahrnimmt, seyn gebildet worden, oder es mag nur eine dunkle Vorstellung eines Vorzugs und einer Grösse, die man sich zuschreibet, seyn.

Dieser Begriff ist auch die Ursache von dem Vergnügen oder dem Mißvergnügen, das man in sehr vielen kleinen Dingen antrifft, die uns entweder angenehm, oder zuwider sind, ohne daß man anfangs die Ursache davon einsieht. Man findet ein Vergnügen darinnen, in allen Spielen, auch so gar ohne geizig zu seyn, zu gewinnen, und man verliert nicht gern. Dieses kömmt daher, weil, wenn man verliert, man sich für unglücklich hält, welches den Begriff der Schwachheit und des Elendes in sich fasset; und wenn man gewinnet, so hält man sich für glücklich, welches dem Verstande das Bild der Stärke vorstellet, weil man voraussetzt,

man

man sey ein Kind des Glücks. Eben so redet man gern von seinen Krankheiten, oder von den Gefahren, in welchen man gewesen ist; weil man sich in diesem Stücke als einen Menschen betrachtet, der entweder von Gott ganz besonders ist beschützt worden, oder der viel Stärke oder Geschicklichkeit besitzt, den Unglücksfällen des Lebens zu widerstehen.

Das II. Kapitel.

Man muß den Menschen demüthigen, indem man ihm seine Schwachheit zu erkennen giebt, ihn aber nicht in die Classe der unvernünftigen Thiere setzt.

Wenn also der Stolz von dem Begriffe herkömmt, den der Mensch von seiner eigenen Stärke und von seinem eigenen Vorzuge hat; so scheinet es das beste Mittel, ihn zu demüthigen, zu seyn, ihn von seiner Schwachheit zu überzeugen. Man muß diesen Geschwulst öffnen, um den Wind herauszulassen, der sie verursacht. Man muß ihm die falsche Einbildung benehmen, vermöge welcher er sich selbst als groß vorstellt, indem man ihm zeigt, wie klein und schwach er ist, nicht in der Absicht, ihn dadurch niederzuschlagen und zur Verzweifelung zu bringen; sondern ihn anzutreiben, in Gott den Beystand, die Hülfe, die Grösse und die Kraft zu suchen, die er weder in sich selbst, noch in allem, was er mit sich verbindet, finden kann.

Man muß sich aber hüten, daß man es nicht wie gewisse Schriftsteller macht, welche, unter dem Vorwande, den Stolz des Menschen zu demüthigen, ihn in die Classe der unvernünftigen Thiere haben setzen wollen, und so weit gegangen sind, daß sie behauptet haben, er hätte vor den übrigen Thieren keinen Vorzug. Dergleichen Reden bringen eine ganz andere Wirkung hervor, als sie haben hervorbringen sollen, und sie werden mit Recht vielmehr für einen sinnreichen Scherz, als für ernsthafte Reden gehalten. Der Mensch ist von seinem Vorzuge vor den unvernünftigen Thieren so lebhaft und so deutlich überzeugt, daß man diese Vorstellung durch schlechte Gründe und kleine Geschichte, die entweder ungegründet oder falsch sind, vergeblich zu verdunkeln sucht. Die Wahrheit allein kann uns demüthigen, und man weiß oftmals so gar nur mehr als zu viel Mittel zu finden, alle ihre Einsichten fruchtlos zu machen, so lebhaft sie auch immer seyn mögen. Was kann man sich also von den schlechten Gründen versprechen, deren Falschheit uns ein inneres Zeugniß zu erkennen giebt, welches man nicht ersticken kann.

O wie sehr ist zu befürchten, daß dergleichen Reden, anstatt aus einer aufrichtigen Erkenntniß der Niedrigkeit des Menschen, und aus einem Verlangen, seinen Stolz zu demüthigen, zu entstehen, vielmehr aus einer geheimen Eitelkeit, oder aus einem noch größern Verderben entspringen! Denn es giebt Leute, welche, weil sie wie die unvernünftigen

gen

gen Thiere leben wollen, nichts finden, das in den Meynungen gar zu demüthigend wäre, die sie den unvernünftigen Thieren gleich machen; sie treffen vielmehr einen geheimen Trost darinnen an, weil ihnen ihre Ausschweifungen weniger Schande machen, je mehr sie mit der Natur übereinzustimmen scheinen. Sie freuen sich überdieses gar sehr, daß sie zugleich nebst sich diejenigen erniedrigen, deren Glanz und Grösse ihnen beschwerlich fällt, und sie machen sich nichts daraus, daß sie von den unvernünftigen Thieren nicht unterschieden sind, wenn sie nur die Könige und die Fürsten, die Gelehrten und die Philosophen, in dieselbe Classe setzen können.

Wir wollen uns also nicht dabey aufhalten, in solchen nichtigen Phantasien Beweise von unserer Schwachheit zu suchen, da wir wahre und wirkliche gnug in uns selbst antreffen. Wir dürfen zu dem Ende nur unsern Leib und unsern Geist betrachten, aber nicht auf die seichte und betriegliche Art, vermöge welcher man dasjenige, was man nicht sehen will, vor sich verbirgt, und nur siehet, was uns gefällt; sondern auf eine weit deutlichere, ausgebreitetere und aufrichtigere Art, die uns selbst vorstellet, wie wir wirklich beschaffen sind, und uns dasjenige zeigt, was wir von Schwachheit, Stärke, Niedrigkeit und Grösse wirklich an uns haben.

Das III. Kapitel.

Beschreibung des Menschen, und zwar erstlich der Maschine seines Leibes. Wie übel gegründet der Begriff ist, den er von seiner Stärke hat. Der Mensch vergleicht sich nicht gern mit den übrigen Geschöpfen, weil er befürchtet, er möchte seine Wenigkeit allenthalben antreffen. Man muß ihn zur Anstellung dieser Vergleichung zwingen.

Wenn wir den Menschen gleichsam vom weiten betrachten; so werden wir an ihm zuvörderst eine Seele und einen Leib gewahr, die durch ein unbekanntes und unbegreifliches Band mit einander verbunden sind, welches macht, daß die Eindrücke, des Leibes der Seele und die Eindrücke der Seele dem Leibe mitgetheilt werden, ohne daß jemand die Ursache und die Art und Weise dieser Mittheilung zwischen so verschiedenen Wesen begreifen kann. Wenn man sich ihm hierauf etwas mehr nähert, um diese verschiedenen Theile genauer kennen zu lernen; so siehet man, daß dieser Leib eine Maschine ist, die aus unzähligen Röhren und Federn bestehet, welche geschickt sind, sehr viel verschiedene Handlungen und Bewegungen, so wohl zur Erhaltung dieser Maschine selbst, als auch zu andern Gebräuchen, zu welchen man sie anwendet, hervorzubringen; und daß die Seele ein verstän-

ständiges Wesen ist, welches Gutes und Böses thun, glücklich und elend seyn kann; daß es gewisse Handlungen der Maschine des Leibes giebt, welche geschehen, ohne daß die Seele einigen Antheil daran hat; daß es andere giebt, zu welchen sie durch ihren Willen etwas beytragen muß, und die ohne sie nicht geschehen würden; und daß einige von ihren Handlungen, als z. E. essen und trinken, zur Erhaltung der Maschine selbst nöthig, andere aber zu andern Zwecken bestimmt sind.

Ob nun gleich diese Maschine so genau mit einem Geiste vereiniget ist; so ist sie doch weder unsterblich, noch unfähig, beunruhigt und in Unordnung gebracht zu werden; sie ist vielmehr so beschaffen, daß sie nur eine gewisse Anzahl Jahre dauern kann, und daß Ursachen ihrer Zerstöhrung und ihres Untergangs in ihr liegen. Oftmals zerbricht und zerfällt sie so gar in sehr kurzer Zeit von sich selbst. Sie ist selbst zu der Zeit, da sie besteht, sehr vielen beschwerlichen Unordnungen unterworfen, die man Krankheiten nennet. Die Aerzte haben sie vergeblich zu zählen gesucht. Es giebt deren mehrere, als sie einsehen können, weil die unzählige Menge von subtilen Federn und Röhren, durch welche die Säfte und Lebensgeister gehen müssen, fast nicht bestehen kann, ohne daß eine Unordnung darinnen vorgeht. Das Verdrießlichste ist aber hierbey dieses, daß diese Unordnung nicht in dem Körper bleibt, sondern sich dem Geiste mittheilet, ihn betrübet, beunruhiget, quälet, und ihm Schmerz und Betrübniß verursachet.

Der Mensch hat das Vermögen, gewisse Theile seiner Maschine, die seinem Willen gehorchen, zu bewegen, und vermittelst der Bewegung dieser Maschine bewegt er auch, nach dem Grade seiner Stärke, einige fremde Körper. Diese Stärke ist bey den einen etwas grösser, als bey den andern, bey allen aber sehr klein; so daß er sich bey seinen etwas beträchlichern Werken grosser Bewegungen bedienen muß, die er in der Natur findet, und die Bewegungen des Wassers, der Luft und des Feuers sind. Dadurch ersetzt er dasjenige, was seiner Schwachheit abgeht, und er richtet dadurch weit mehr aus, als er durch sich selbst würde ausrichten können.

Bey dem allen aber ist doch alles, was er thut, etwas sehr weniges. Und wenn wir es nebst allem den Beystande, den er durch seinen Fleiß und durch seine Geschicklichkeit von fremden Körpern erhalten kann, betrachten; so werden wir sehen, daß dasjenige, was er sich auf seine Macht und Stärke einbildet, einen sehr schlechten Grund hat.

Es kömmt aber diese stolze Einbildung bey dem Menschen daher, oder wird davon unterhalten, weil ihn die Eigenliebe dergestalt in ihn selbst einschließt, daß er sich in der Welt nur mit denjenigen Dingen beschäftiget, die sich auf ihn beziehen, und mit ihm verbunden sind. Er macht sich gewissermaassen eine Ewigkeit aus seinem Leben, weil er sich mit allem, was vor demselben hergeht, oder darauf folgt, nicht beschäftiget; und eine Welt aus den wenigen Geschöpfen, die um ihn herum sind, in welche er wirket,

oder die in ihn wirken; und aus dem Platze, den er in dieser kleinen Welt einnimmt, macht er sich diesen vortheilhaften Begriff von seiner Grösse.

Wenn Gott den Hiob unter seine allerhöchste Majestät demüthigen will; **Hiob 38. und 39.** so scheinet es, als ob er ihn, um dieses natürliche Blendwerk zu vertreiben, gleichsam aus sich selbst herausgehen läßt, um ihn diese grosse Welt und alle Geschöpfe in derselben betrachten zu lassen, und ihn dadurch von seiner Ohnmacht und Schwachheit zu überzeugen, indem er ihn einsehen läßt, wie viel es in der Natur Ursachen und Wirkungen giebt, die nicht nur seine Kräfte, sondern auch seinen Verstand übersteigen. Und was ist auch wohl geschickter, den falschen Begriff zu zernichten, den sich der Mensch von der Grösse seines Wesens macht, indem er sich entweder nur mit sich selbst, oder mit Menschen, die ihm ähnlich sind, vergleichet, als wenn man ihn nöthiget, alle andere Geschöpfe, und die unendliche Grösse Gottes, die man an ihnen wahrnimmt, zu betrachten. Je grösser und mächtiger Gott in unsern Augen seyn wird, desto kleiner und schwächer werden wir uns vorkommen; und wir halten uns nur für etwas, indem wir diese unendliche Grösse aus den Augen verlieren.

Damit nun ein jeder den Weg, den uns die Schrift zeigt, gehen möge; so soll er die unendliche Dauer, die vor ihm hergeht, und auf ihn folgt, betrachten, und wenn er sieht, daß sein Leben in dieselbe eingeschlossen ist, bemerken, was und wie viel es

da-

davon einnimmt. Er soll sich fragen, warum er vielmehr in diesem, als in einem andern Stücke dieser Ewigkeit angefangen hat sichtbar zu werden, und ob er in sich die Macht verspürt, sich entweder das Seyn zu geben, oder es zu erhalten. Eben dieses soll er in Ansehung des Raums thun. Er soll mit den Augen seines Verstandes die Unermeßlichkeit betrachten, in welcher seine Einbildungskraft keine keine Gränzen finden kann. Er soll den grossen Umfang von Materie beschauen, die er mit seinen Sinnen entdeckt. Er soll bey dieser Vergleichung erwägen, wie viel ihm davon zu Theile geworden ist, ich will sagen, das Stück Materie, aus welchem sein Leib bestehet. Er soll sehen, was es ist, und wie viel Raum es in dem ganzen Weltgebäude einnimmt. Er soll die Ursache zu erforschen suchen, warum es sich vielmehr an diesem als an einem andern Orte des Unendlichen, in welches er gleichsam versenkt ist, befindet. Es ist unmöglich, daß er bey dieser Betrachtung die ganze Erde nicht als einen Kerker ansehen sollte, in welchen er eingesperrt ist. Was wird also der Raum seyn, den er auf der Erde einnimmt? Er hat zwar einigermaassen die Macht ihn zu verändern. Er verändert ihn aber nicht, daß er nicht eben so viel davon verliert, als er erlangt; und er wird allzeit gewahr, daß er als ein unmerkliches Stäubchen in das unermeßliche Weltgebäude eingeschlossen, und gleichsam verschlungen ist.

Er verbinde mit dieser Betrachtung die Betrachtung aller der grossen Bewegungen, welche die ganze Materie der Welt bewegen, und alle die grossen

Körper, die über unsern Häuptern schweben, wegführen. Er verbinde damit die Betrachtung alles desjenigen, was in der körperlichen Welt ohne sein Zuthun geschieht. Er verbinde damit die Betrachtung der Geisterwelt, der unzähligen Engel und Dämonen, der ungeheuern Anzahl der Todten, die nur in Ansehung unser gestorben und itzo lebendiger und thätiger, als vorhin, sind. Er verbinde damit die Betrachtung aller lebendigen Menschen, die nicht an ihn denken, die ihn nicht kennen, und über welche er keine Gewalt hat; und bey dieser Betrachtung frage er sich, was er in dieser doppelten Welt vorstellt, welches sein Rang, seine Stärke, seine Grösse und seine Macht, in Vergleichung mit der Grösse und Macht aller übrigen Geschöpfe ist.

Das IV. Kapitel.

Nichtigkeit des gegenwärtigen Lebens des Menschen, und alles dessen, was sich auf dieses Leben gründet.

Diese Vergleichung des Menschen mit allen übrigen Geschöpfen, hat vornehmlich die Absicht, den Menschen vor Gott zu demüthigen, und ihm seine eigene Schwachheit zu erkennen zu geben, indem er sie mit der unendlichen Allmacht seines Schö-

pfers

pfers vergleicht. Und es ist nichts geringes, ihn auf diese Art zu demüthigen, weil er sich nur in sich selbst erhebt, indem er vergißt, was er in Ansehung Gottes ist. Darum ermahnet uns der heil. Apostel Petrus, uns unter die mächtige Hand Gottes zu demüthigen: *Humiliamini sub potenti manu Dei.* 1. Petr. 5, 6. Sie hat auch die Absicht, das eitle Wohlgefallen zu zernichten, das der Mensch bey sich verspürt, indem er den Rang betrachtet, den er in der kleinen Welt hat, in welche er eingeschlossen ist. Denn indem man ihn auf einen grössern Schauplatz stellt, und ihn nöthiget, sich mit allen übrigen Wesen zu vereinigen; so bringt man es bey ihm dahin, daß er die Vorstellung von der eingebildeten Grösse verliert, die er sich nur beylegt, weil er sich von allen übrigen Geschöpfen absondert. Man muß aber noch weiter gehen, und ihm zeigen, daß, selbst die ganze Stärke, die er sich in seiner kleinen Welt zuschreibt, weiter nichts, als Schwachheit ist, und daß sein Stolz in aller Betrachtung auf einem sehr schlechten Grunde beruhet. Und das ist etwas gar sehr leichtes.

Denn die vermeynte Stärke und Grösse, die sich der Mensch in seinen Gedanken zuschreibt, gründet sich nur auf sein Leben, weil er sich nur in diesem Leben betrachtet, und alle diejenigen, so gestorben sind, gewissermaassen als solche ansieht, die nicht mehr vorhanden wären. Was ist aber das Leben, auf welches er sich stützet, und was hat er für eine Macht, es zu erhalten? Es hängt von einer Ma-

schi-

schine ab, die so schwach und aus so viel Federn zusammen gesetzt ist, daß man, an statt sich zu verwundern, wie sie sich zu Grunde richtet, Ursache hat, sich zu verwundern, wie sie nur eine kurze Zeit bestehen kann. Denn wenn das geringste Gefäß, welches zerbricht, oder sich verstopft, den Lauf des Blutes und der Säfte unterbricht; so richtet es die Einrichtung des ganzen Körpers zu Grunde. Ein wenig Blut, das in dem Gehirne austritt, ist hinlänglich, die kleinen Oeffnungen und Gänge zu verstopfen, durch welche die Lebensgeister in die Nerven eindringen, und alle Bewegung zu hindern. Wenn wir sähen, was uns ums Leben bringt; so würden wir darüber erstaunen. Es ist bisweilen nur ein Tropfen fremde Feuchtigkeit, nur ein Körnchen Materie, das sich nicht am rechten Orte befindet, und dieser Tropfen, oder dieses Körnchen ist hinlänglich, alle stolze Absichten solcher Weltbezwinger und Herren der Welt zu nichte zu machen.

Ich erinnere mich hierbey, daß man einsmals einer vornehmen Person, die viel Verstand hatte, etwas zeigte, das aus Helfenbein überaus zart und fein gearbeitet war. Es war ein kleiner Mensch, der auf einer so zarten Säule stund, daß der geringste Wind im Stande war, dieses ganze Werk zu zerbrecheu, und man konnte die Geschicklichkeit, mit welcher der Künstler diese Arbeit verfertiget hatte, nicht gnugsam bewundern. Indessen sagte diese Person, an statt, wie die andern, dar-

über zu erstaunen, sie wäre von der Unnützlichkeit dieser Arbeit, und von der übelangewendeten Zeit desjenigen, der sich damit beschäftigt hätte, so eingenommen, daß sie ihre Gedanken auf den Fleiß, den die andern daran bewunderten, nicht richten könnte. Ich hielt dieses Urtheil für sehr richtig, dachte aber auch zugleich dabey, man könnte es auf viel Dinge von grösserer Wichtigkeit anwenden. Alle die grossen Glücksfälle, durch welche sich die Ehrgeizigen, als auf verschiedenen Stuffen, über das Haupt der Völker und der Grossen erheben, beruhen nur auf Stützen, die in ihrer Art eben so zart und zerbrechlich sind, als es die Stützen dieses helfenbeinernen Werks waren. Es wird weiter nichts erfordert, als eine Verrückung der Einbildungskraft in dem Verstande eines Prinzen, ein böser Dunst, welcher in denen, die um ihn herum sind, aufsteiget, um dieses ganze Gebäude des Ehrgeizes zu Grunde zu richten. Und endlich ist es doch nur auf das Leben eines solchen Ehrgeizigen gebauet. Ist er todt; so hat auch sein Glück ein Ende. Was ist aber hinfälliger und schwächer, als das Leben eines Menschen? Wenn man das vorhin gedachte kleine Werk sorgfältig erhält; so kann man es doch so lange aufbewahren, als man will. Was für Mühe man sich aber auch immer giebt, sein Leben zu erhalten; so kann man doch nicht verhindern, daß es nicht bald ein Ende nehmen sollte.

Wenn die Menschen dieses bedächten; so würden sie unendlich weit mehr zurück gehalten werden,

so

so viel Entwürfe zu machen, und Dinge zu unternehmen, die unsterbliche Menschen und ganz andere Leiber, als die unserigen sind, erfordern würden. Glaubt man wohl, daß, wenn Jemand allen denen, die wir zu unsern Zeiten unermeßliche Schätze haben zusammen häufen sehen, welche nach ihrem Tode wieder sind zerstreuet worden, dasjenige, was ihnen und ihren Häusern begegnen sollte, genau vorher verkündiget, und ihnen ausdrücklich gesagt hätte, daß, wenn sie den Weg, den sie gegangen sind, beträten; so würden sie, bey unzähligen Sorgen, Unruhen und Widerwärtigkeiten, eine gewisse Anzahl Jahre in Ansehen seyn; sie würden alles nur mögliche thun, ihre Familie zu erheben, und ihr viel Güter und Ehrenstellen zurück zu lassen; sie würden zu der Zeit sterben, alsdenn würden alle Zungen und alle Schriftsteller gegen sie losziehen; ihre Familie würde zu Grunde gehen; ihr grosses Vermögen würde zerstreuet werden; glaubt man wohl, sage ich, daß sie sich alle die Mühe würden haben geben wollen, die sie sich um einer so geringen Sache willen gegeben haben? Ich glaube es nicht. Wenn sich die Menschen nicht ausdrücklich die Unsterblichkeit und Ewigkeit versprechen, weil dieses ein gar zu grober Betrug seyn würde; so betrachten sie doch die Gränzen ihres Lebens und ihres Glücks niemals recht genau. Sie sind froh, daß sie sie vergessen und nicht daran denken. Und deswegen ist es gut, wenn man sie daran erinnert, indem man ihnen zeigt, daß alle die Güter, und alle die Grössen, die sie übereinander häu-

fen, keine andere Stütze, als ein Leben haben, das alles zu Grunde richten kann.

Denn es kömmt auch ferner nur daher, weil die Menschen die Hinfälligkeit des Lebens vergessen, und sich eine ungegründete Hoffnung machen, allen Gefährlichkeiten zu entgehen, daß sie sich entschliessen, Reisen bis an das Ende der Welt zu unternehmen, und ihren Körper, das heißt, ihr ganzes Wesen in ihren Gedanken, nach China bringen zu lassen, um von da Specereyen und Lacke zurück zu bringen. In Wahrheit, wenn sie daran dächten, und recht bey sich überlegten, was sie wagen, und was sie zu erlangen wünschen; so würden sie ohne Zweifel den Schluß machen, ein geringes Gut verlohne sich der Mühe nicht, eine so schwache Maschine, als die ihrige ist, so vielen Gefährlichkeiten und Ungemächlichkeiten auszusetzen; sie verblenden sich aber muthwilliger Weise selbst zu ihrem eigenen Schaden. Sie lieben sonst nichts, als das Leben, und wagen es doch für eine jede Sache; ja sie halten es sogar insgesammt für eine Schande, Bedenken zu tragen, es zu wagen.

Wenn ein Mensch, um nicht mit in den Krieg gehen zu dürfen, wenn es nicht seine Pflicht und Schuldigkeit ist, sagte, dasjenige, was ihn davon abhielte, wäre dieses, weil sein Kopf den Kanonen nicht widerstehen könnte, und sein Leib vor den Degen und Spiessen nicht sicher wäre; so dünkt mich, er rede gar sehr vernünftig, und auf eine Art, die mit der gemeinen Gesinnung der Menschen sehr wohl übereinstimmt, als wel-

welche nur die Güter des gegenwärtigen Lebens hochschätzen. Denn weil man sie, ohne zu leben, nicht geniessen kann; so kann man keine grössere Thorheit begehen, als das Leben, welches der Grund davon ist, unnützer Weise zu wagen. Indessen sind die Menschen wider ihre eigenen Grundsätze, untereinander eins geworden, diese Sprache für lächerlich zu halten. Dieses kömmt daher, weil ihre Vernunft noch weit schwächer ist, als ihr Leib, wie wir bald sehen werden.

Weil aber der Mensch nur, wenn er nicht an die Vergänglichkeit des Lebens denkt, in solche Ausschweifungen, und hernach in die stolze Einbildung, die er von seiner eigenen Stärke hat, verfällt; so thut man wohl, wenn man ihm unaufhörlich vorstellt, daß alle Grösse der Seele oder des Leibes, die er sich zuschreibt, ganz an dieses elende Leben gebunden ist, welches selbst an nichts hängt, und beständig tausenderley Zufällen ausgesetzt ist. Ja, wenn uns auch keiner davon begegnet; so arbeitet doch die ganze Maschine der Welt unaufhörlich mit einer unüberwindlichen Macht daran, unsern Leib zu Grunde zu richten. Die Bewegung der ganzen Natur nimmt täglich einen Theil davon hinweg. Er ist ein Gebäude, dessen Grund man beständig untergräbt, und welches einstürzen wird, wenn seine Stützen zu Grunde gerichtet sind, ohne daß jemand eigentlich weis, ob er diesem Zustande nahe, oder noch weit davon entfernt ist.

Das V. Kapitel.

Die Dinge, die wir nöthig haben, erinnern uns beständig an der Vergänglichkeit unsers Lebens.

Es ist zu verwundern, daß sich die Menschen auf ihr Leben, als auf etwas dauerhaftes verlassen können, da sie doch an seiner Unbeständigkeit so augenscheinlich und unaufhörlich erinnert werden. Ich rede nicht von dem Tode ihres gleichen, die sie aller Augenblicke vor ihren Augen verschwinden sehen, und welche lauter Stimmen sind, die ihnen zurufen, daß sie sterblich sind, und bald ein gleiches werden thun müssen. Ich rede auch nicht von den ausserordentlichen Krankheiten, die gleichsam lauter Schläge sind, die ihnen gegeben werden, um sie aus ihrem Schlafe aufzuwecken, und sie zu erinnern, an den Tod zu denken. Sondern ich rede von der Nothwendigkeit, in welcher sie sich befinden, die Schwachheit ihrer Leiber täglich durch essen und trinken zu unterstützen. Was kann ihnen ihre Schwachheit mehr zu erkennen geben, als wenn man sie durch dieses beständige Bedürfniß von der unaufhörlichen Zerstöhrung ihrer Leiber überzeugt, die sie wieder herzustellen, und gegen den reissenden Strom der Welt, der sie zum Tode führt, zu erhalten suchen? Denn der Hunger und der Durst sind eigentlich tödtliche

Krankheiten. Ihre Ursachen sind unheilbar, und wenn man ihre Wirkung nicht eine Zeit lang hindert; so können sie durch keine Hülfsmittel gehoben werden.

Man lasse den größten Geist von der Welt zween Tage lang nicht essen; so wird er matt werden, fast nichts thun und denken können, und sich nur allein mit der Empfindung seiner Schwachheit und Ohnmacht beschäftigen. Er muß nothwendig Speise bekommen, wenn die Federn seines Gehirns wirken sollen, ohne welche die Seele nichts thun kann. Was ist demüthigender, als diese Nothwendigkeit? Und dennoch ist sie nicht die verdrießlichste, weil sie nicht diejenige ist, die am schwersten kann befriediget werden; die Nothwendigkeit zu schlafen ist es auf eine ganz andere Art. Um zu leben, muß man täglich sterben, indem man aufhört vernünftig zu denken und zu handeln, und indem man sich in einen Zustand versetzen läßt, in welchem der Mensch von den Thieren fast nicht mehr unterschieden ist; und dieser Zustand, in welchem wir nicht leben, nimmt einen grossen Theil von unserem Leben hinweg.

Man muß diese Nothwendigkeiten leiden und sich gefallen lassen, weil sie uns Gott auferlegt. Es würde aber sehr wohl gethan seyn, wenn wir sie wenigstens als Kennzeichen unserer Schwachheit ansähen; weil es zum Theil geschiehet, um den Menschen an seiner Niedrigkeit zu erinnern, daß ihn Gott auf diese Art täglich in den Zustand der Thiere versetzt. Indessen ist die Unordnung der Menschen so

groß, daß sie mit dem, was sie am meisten demüthigen sollte, prahlen und groß thun. Sie lassen, wenn sie können, bey nichts mehr Stolz und Pracht, als bey den Gastmählern, sehen. Man macht sich aus dieser schimpflichen Nothdurft eine Ehre; und an statt sich deswegen zu demüthigen, bedient man sich ihrer, sich vor andern hervorzuthun, wenn man dabey mehr Aufwand machen und sich mehr sehen lassen kann.

Das VI. Kapitel.

Untersuchung der geistigen Eigenschaften des Menschen. Schwachheit, die sie antreibt, nicht nach dem, was sie wirklich sind, sondern nach der Hochachtung anderer, davon zu urtheilen. Eitelkeit und Elend der Wissenschaft der Wörter, der Begebenheiten und der Meynungen der Menschen.

Es ist etwas leichtes, die Menschen auf eine speculativische Art von der Schwachheit ihres Leibes, und von ihrer elenden Natur zu überreden, ob es gleich sehr schwer ist, es bey ihnen dahin zu bringen, diese natürliche Folgerung daraus zu ziehen, daß sie sich auf nichts von dem allen verlassen sollen, was auf einem so wankendem und so schwachen Grunde, als ihr Leben ist, beruhet. Sie haben aber noch andere Schwachhei-

heiten an sich, auf welche sie nicht nur nicht Achtung geben, sondern wovon sie auch gar nicht überzeugt sind. Sie schätzen ihre Wissenschaft, ihre Einsichten, ihre Tugend, die Stärke und Grösse ihres Verstandes hoch. Sie glauben, im Stande zu seyn, grosse Dinge zu unternehmen. Die gewöhnlichen Reden der Menschen sind ganz mit den Lobsprüchen angefüllet, die sie einander wegen dieser Eigenschaften des Verstandes ertheilen. Und da man geneigt ist, alles, wovon man Nutzen hat, ohne Untersuchung anzunehmen; so macht dieses, daß, wenn man eine davon besitzt, man sie nicht nach demjenigen beurtheilet, was sie wirklich ist, sondern nach dem gemeinen Begriffe, den andere davon haben.

Man soll aber die Neigung, die man hat, die Sachen nicht nach der Wahrheit, sondern nach anderer ihrer Meynung zu beurtheilen, zuvörderst als eine sehr grosse Schwachheit ansehen. Denn es ist gewiß, daß ein falsches Urtheil demjenigen, was nichts wirkliches an sich hat, auch nichts geben kann. Wenn wir also nicht demüthig genug sind, um an dem, was wir wirklich besitzen, keinen Wohlgefallen zu haben; so wollen wir doch wenigstens nicht auf eine so thörichte Art eitel seyn, und uns wegen des Zeugnisses eines andern dasjenige zuschreiben, was wir, wie wir selbst einsehen können, nicht an uns haben. Wir wollen untersuchen, was uns erhebt; wir wollen sehen, was in der Wissenschaft der Menschen, und in

den menschlichen Tugenden wahr und gegründet ist, und wenigstens alles dasjenige davon absondern, was wir an denselben als nichtig und falsch wahrnehmen.

Die Wissenschaft ist entweder eine Wissenschaft der Wörter, oder der Begebenheiten, oder der Sachen. Ich gestehe, daß es die Menschen in der Wissenschaft der Wörter und Zeichen sehr weit bringen können; das heißt, in der willkührlichen Verbindung gewisser Töne mit gewissen Begriffen, die sie gemacht haben. Ich will die Fähigkeit ihres Gedächtnisses bewundern, welches so viel verschiedene Bilder, ohne sie mit einander zu vermengen, fassen kann, wenn man mir nur einräumet, daß diese Art von Wissenschaft ein grosser Beweis nicht nur davon ist, daß sie sehr unwissend sind, sondern auch sogar davon, daß sie fast nicht im Stande sind etwas zu wissen. Denn diese Wissenschaft hat an und für sich weder einigen Werth, noch einigen Nutzen. Wir lernen den Verstand der Worte nur, um die Sachen kennen zu lernen. Sie ist das Mittel, aber nicht der Zweck. Indessen ist dieses Mittel so schwer, und so langweilig, daß wir einen Theil unsers Lebens darauf wenden müssen. Viele bringen es ganz damit zu; und der ganze Nutzen, den sie davon haben, bestehet darinnen, daß sie gelernet haben, daß gewisse Töne von den Menschen sind bestimmt worden, gewisse Dinge anzuzeigen, ohne daß sie deswegen ihre Natur besser kennen lernen. Indessen

sind

sind die Menschen so eitel, daß sie sich auf diese Art von Wissenschaft viel einbilden; ja sie bilden sich desto mehr auf sie ein, weil sie dem Beyfalle der Unwissenden nicht widerstehen können, welche gemeiniglich diejenigen, die sie besitzen, bewundern.

Nicht gründlicher ist die Wissenschaft der Sachen oder der historischen Begebenheiten. Wie wenig Genauigkeit treffen wir in der Erzählung der Geschichte an? Wir können nach denen davon urtheilen, die uns besonders bekannt sind, wenn sie von andern sind beschrieben worden. Wie kann man also die wahren von den falschen, und die gewissen von den ungewissen unterscheiden? Man kann zwar wohl überhaupt wissen, daß ein jeder Geschichtschreiber leugt; entweder aus Ehrlichkeit, wenn er aufrichtig ist; oder aus Treulosigkeit, wenn er es nicht ist. Da er es uns aber nicht sagt, wenn er leugt; so können wir es nicht andern hindern, daß er uns nicht hintergeht, als wenn wir ihm fast in keinem Stücke glauben.

Wie oft sind nicht auch so gar alsdenn, wenn man nicht sagen kann, daß die Geschichte falsch sind, sie dennoch gar sehr von den Sachen selbst unterschieden? Wie oft werden nicht die Begebenheiten so wohl ohne die geheimen Bewegungen, die sie hervorgebracht, als auch ohne die Umstände, die etwas dazu beygetragen haben, erzählt? Sie stellen uns eigentlich nur Geripppe, das heißt, ganz nackende Handlungen vor, die von wenig Triebfedern abzuhängen scheinen, obgleich sehr viel

Ursachen etwas dazu beygetragen haben. Es ist also diese Wissenschaft etwas gar sehr geringes; und an statt den Menschen Gelegenheit zu geben, sich etwas darauf einzubilden, so sollte sie ihnen vielmehr nur Anlaß geben, sich bey der Betrachtung ihrer Schwachheit zu demüthigen. Denn zu eben der Zeit, da sie den Kopf mit unzähligen Ideen, die sie aus den Geschichten bekommen, angefüllt haben, können sie diejenigen, welche wahr sind, von denen, die es nicht sind, nicht unterscheiden.

In eben diese Classe kann man auch die Wissenschaft von den Meynungen der Menschen über die Materien, über welche sie Betrachtungen angestellt haben, setzen, weil sie auch einen beträchtlichen Theil ihrer Wissenschaft ausmachen. Denn sie sind, gleich als ob sie sehr viel Zeit zu verlieren hätten, nicht damit zufrieden, daß sie nachforschen, was die Sachen wirklich sind; sondern sie schreiben auch alle Einfälle und Gedanken auf, welche andere von denselben Sachen gehabt haben. Oder da sie vielmehr die Wahrheit nicht finden können; so sind sie zufrieden, wenn sie die Meynungen derer, die sie gesucht haben, wissen, und halten sich z. E. für grosse Philosophen oder grosse Aerzte, weil sie die Meynungen verschiedener Philosophen oder Aerzte von einer jeden Materie wissen. Gleichwie man aber deswegen nicht reicher ist, weil man alle Träume derer, welche die Kunst Gold zu machen gesucht ha-

haben, weis; also ist man auch deswegen nicht gelehrter, weil man alle Gedanken und Meynungen derer, welche die Wahrheit, ohne sie zu finden, gesucht haben, in seinem Gedächtnisse hat.

Das VII. Kapitel.

Man ist eben so glücklich, wenn man viele Dinge nicht weis, als wenn man sie weis. Ungewißheit der mehresten Wissenschaften. Dem Menschen ist nicht einmal seine Unwissenheit bekannt.

Nur die Wissenschaft der Sachen, das heißt, diejenige, deren Absicht ist, unsern Verstand durch die Erkennung der Wahrheit zu befriedigen, kann etwas gründliches an sich haben. Wenn es aber auch gleich die Menschen in derselben sehr weit gebracht hätten; so sollten sie deswegen doch nicht mehr aus sich machen, weil diese fruchtlosen Wissenschaften so wenig im Stande sind, ihnen einen wahren Nutzen und ein dauerhaftes Vergnügen zu verschaffen, daß man eben so glücklich ist, wenn man sogleich auf sie Verzicht thut, als wenn man es in denselben mit vieler Mühe so weit bringt, als man es nur bringen kann. Ein grosser Mathematicus mag sich immerhin noch so viel Mühe geben, neue Sterne am Himmel zu entdecken, oder den Weg

der

der Kometen anzugeben, man darf nur bedenken, wie leicht man diese Wissenschaften entbehren kann, um ihn nicht zu beneiden, und eben so glücklich, als er, zu seyn. Es bestehet auch das Vergnügen, welches man in dergleichen Wissenschaften findet, nicht in ihrem Besitze selbst, sondern in der Erlernung. So bald man seinen Zweck erreicht hat, denkt man nicht mehr daran. Der Verstand findet sein Vergnügen nur in der Nachforschung selbst, weil er sich dabey mit der wichtigen Hoffnung eines eingebildeten Gutes schmeichelt, daß er in seiner Entdeckung zu finden glaubt. So bald er von dieser Hoffnung nicht mehr unterstützt und ermuntert wird, muß er sich mit etwas anderem beschäftigen, um keine lange Weile zu haben.

Es ist aber nicht gnug, daß sich der Mensch durch die Unnützlichkeit dieser Wissenschaften demüthiget; sondern er muß auch noch über dieses einsehen lernen, daß dasjenige, was er dadurch erlangen kann, fast nichts ist, und daß der größte Theil der menschlichen Philosophie weiter nichts, als ein Haufe Dunkelheit und Ungewißheit, oder wohl gar Falschheit ist. Man braucht hievon keine andern Beweise, als was, wie wir gesehen haben, zu unsern Zeiten geschehen ist. Man hatte drey tausend Jahre lang über verschiedene Grundsätze philosophirt; und siehe, es tritt in einem Winkel des Erdbodens ein Mensch *) auf, welcher der Philosophie eine ganze andere Gestalt giebt, und zei-

*) Cartesius.

zeigen will, daß alle diejenigen, die vor ihm gelebt, von den Grundsätzen der Natur nichts verstanden haben. Und es ist dieses nicht etwan nur ein blosses Vorgeben; denn man muß gestehen, daß dieser neue Ankömmling über die Wissenschaft der natürlichen Dinge ein weit grösseres Licht verbreitet, als alle übrige zusammen haben thun können. So glücklich er indessen aber auch immer gewesen ist, zu zeigen, daß die Grundsätze der gemeinen Philosophie auf keinem tüchtigen Grunde beruhen; so bleiben doch in den seinigen noch immer viel Dunkelheiten zurück, in welche der menschliche Verstand nicht eindringen kann. Was er uns z. E. von dem Raume und der Natur der Materie sagt, ist grossen Schwierigkeiten unterworfen, und ich befürchte immer, es sey mehr Leidenschaft, als Einsicht bey denen, die nicht davor zu erschrecken scheinen. Kann man wohl ein grösseres Beyspiel von der Schwachheit des menschlichen Verstandes haben, als wenn man sieht, daß ganzer drey tausend Jahre lang diejenigen unter den Menschen, welche die größte Einsicht gehabt zu haben scheinen, von der Natur geredet haben, und daß man nach so vieler Arbeit, und bey der unzähligen Menge von Schriften, die sie über diese Materie verfertiget haben, wieder von vorne anfangen muß; und daß der größte Nutzen, den man von ihren Schriften haben kann, darinnen bestehet, daß man daraus lernt, daß die Philosophie eine unnütze Beschäftigung ist, und daß die Menschen fast nichts davon wissen. Es ist etwas sonder-

ba-

bares, daß der Mensch sogar seine Unwissenheit nicht einsieht, und daß diese Wissenschaft die seltenste unter allen ist.

Wenn also der gemeine Haufe die grossen Bibliotheken siehet, welche man nicht uneben das Magazin der menschlichen Phantasien nennen kann; so bildet er sich ein, man würde glücklich, oder doch wenigstens sehr geschickt seyn, wenn man alles wüßte, was in diesen vielen Büchern enthalten wäre; und er betrachtet sie nicht anders, als Schätze der Gelehrsamkeit und Wahrheit; er urtheilt aber sehr unrecht davon. Gesetzt aber auch, es befände sich alles dieses in einem Kopfe beysammen; so würde doch ein solcher Kopf deswegen weder ordentlicher, noch klüger, noch glücklicher seyn. Alles dieses würde nur seine Verwirrung vermehren, und seine Wissenschaft verdunkeln; ja er würde bey dem allen von einer äusserlichen Bibliothek nicht unterschieden seyn. Denn gleichwie man nur ein Buch auf einmal, und in diesem Buche nur eine Seite lesen kann; also würde auch derjenige, der alle Bücher in seinem Kopfe hätte, sich in einer jeden Stunde nur mit einem gewissen Buche, und mit einem gewissen Stücke dieses Buchs beschäftigen, an alles übrige aber gewissermaassen eben so wenig denken können, als wenn er gar nichts davon wüßte. Der ganze Nutzen, den er davon haben könnte, würde darinnen bestehen, daß er bisweilen die Stelle der abwesenden Bücher ersetzen könnte, indem er in seinem Gedächtnisse dasjenige, was es davon behal-

ten hätte, mit vieler Mühe aufsuchte; und dennoch würde er noch nicht so gewiß versichert seyn, als wenn er sich die Mühe gäbe, die Sache in dem Buche selbst nachzulesen.

****

Das VIII. Kapitel.

Enge Gränzen der Wissenschaft der Menschen. Unser Verstand bringt alles ins Kleine. Selbst die Wahrheit verblendet uns oftmals.

Wenn man also wissen will, was die Wissenschaft der Menschen ist; so muß man sich gleichsam auf verschiedenen Stufen, bis zu den Gränzen, in welche sie eingeschlossen ist, hinab begeben. Sie würde etwas sehr weniges seyn, wenn sich auch gleich unser Verstand auf einmal mit allem, was wir im Gedächtnisse haben, beschäftigen könnte, weil wir doch allemal nur wenig Wahrheiten einsehen würden. Indessen können wir, wie ich bereits gesagt habe, nur einen Gegenstand und nur eine Wahrheit auf einmal betrachten. Das übrige bleibt in unserm Gedächtnisse begraben, gleich als ob es sich nicht darinnen befände. Unsere Wissenschaft ist also schon auf einen einzigen Gegenstand eingeschränkt. Aber wie betrachtet man denn auch diesen? Wenn er verschiedene Eigenschaften an sich hat; so betrachten wir auf einmal nur eine

da=

davon. Wir theilen die einfachsten Dinge in verschiedene Vorstellungen ein, weil unser Verstand noch viel zu klein ist, als daß er sie alle zusammen fassen könnte. Es ist für ihn alles zu groß. Er muß alles, was er betrachtet, ins Kleine bringen, oder er muß den größten Theil davon absöndern, damit es mit seiner Kleinheit ein Verhältniß haben möge.

Das Gesicht unsers Verstandes kömmt fast mit dem Gesichte unsers Leibes überein; ich will sagen, es ist eben so seichte, und eben so eingeschränkt. Unsere Augen dringen nicht in die Tiefe der Körper ein, sondern halten sich nur bey ihrer Oberfläche auf. Je mehr sie ihr Sehen erweitern, desto dunkler ist es. Und wenn sie einen Gegenstand recht genau sehen und betrachten wollen; so müssen sie alle übrige aus dem Gesichte verlieren. Wenn die Gegenstände entfernt sind; so machen sie sie durch das schwache Werkzeug, welches ihr Bild empfängt, so klein, als die geringsten Körper, die wir um und neben uns haben. Die ungeheuern Klumpen, die man Sterne nennet, sind nur ein kleiner Punkt in unsern Augen, und kommen uns nur als Funken vor. Dieses ist das Bild des Gesichts unsers Verstandes. Eben so sehen wir an den mehresten Dingen nur das Aeusserliche und die Schaale. Wir brechen gleichsam ein zartes Blatt davon ab, um es zum Gegenstande unserer Gedanken und Betrachtungen zu machen. Sind die Gegenstände etwas groß; so verwirren sie uns.

Wir müssen sie nothwendig stückweise betrachten, und oftmals stürzen uns diese vielen Theile vom neuen in die Verwirrung, die wir gern vermeiden wollten. *Confusum est, quidquid in pulverem sectum est.* Sind sie unsern Sinnen nicht gegenwärtig; so erreichen wir oftmals nur einen Punkt davon, und machen uns von den größten und schrecklichsten Dingen so schwache und kleine Vorstellungen, daß sie oftmals weniger Eindruck in uns machen, als das geringste von denen, die in unsere Sinne wirken.

Noch mehr. Obgleich das, was unser Verstand von der Wahrheit einsehen und begreifen kann, etwas so geringes ist; so ist doch auch noch der Besitz desselben weder gewiß noch dauerhaft. Er wird oftmals bey demselben von dem Mißtrauen und der Ungewißheit beunruhiget; und das Falsche scheinet ihm Farben zu haben, die den Farben des Wahren dergestalt gleichen, daß er nicht weis, woran er ist. Er ergreift also seinen Gegenstand nur schwach und gleichsam zitternd, und vertheidiget sich wider diese Ungewißheit nur vermöge eines gewissen Instincts, und einer gewissen Empfindung, welche macht, daß er den Wahrheiten, die er einsieht, anhängt, ob es ihm gleich verschiedene Sachen zu widerrathen scheinen.

Hierinnen bestehet also die so hoch gerühmte Wissenschaft der Menschen, daß sie nämlich eine Wahrheit nach der andern, und eine kleine Anzahl Wahrheiten schwach und gleichsam zitternd einsieht. Wie viele giebt es aber nicht von diesen Wahrhei-

ten, die von gar schlechtem Nutzen sind; und wie wenige giebt es nicht unter denen, die an sich selbst nützlich sind, welche es in Ansehung unser sind, und nicht Quellen des Irrthums werden können? Denn es ist auch dieses noch eine Wirkung der Schwachheit der Menschen, daß sie das Licht oftmals eben so sehr verblendet, als die Finsterniß; und daß sie die Wahrheit eben so wohl hintergeht, als der Irrthum. Die Ursache davon ist diese, weil, da die Schlüsse gemeiniglich von der Verbindung der Wahrheiten, und nicht von einer Wahrheit allein abhängen, es sich oftmals zuträgt, daß eine unvollkommen erkannte Wahrheit, weil man irriger Weise glaubt, sie könne uns zu einem Wegweiser dienen, uns zu Irrthümern verleitet. Wie viele handeln z. E. nicht unbesonnen, weil ihnen die besondere Wahrheit bekannt geworden ist, daß wir den Nächsten bessern sollen? Wie viele vertheidigen nicht ihre Furchtsamkeit aus sehr richtigen Gründen in Ansehung der christlichen Nachsicht?

Wenn man keinen Weg sieht; so verirrt man sich. Sieht man deren viele; so weis man nicht, welchen man wählen soll. Und das Licht des Verstandes, welches uns verschiedene Ursachen finden und angeben läßt, kann uns eben so wohl betriegen, als die Tummheit, die nichts siehet. Wir betriegen uns oftmals durch den Eindruck anderer, die uns ihre Irrthümer mittheilen; und wir betriegen uns bisweilen selbst, wenn wir anderer ihre Irrthümer wahrnehmen, weil wir geneigt sind zu glauben,

ben, sie hätten in allen Stücken unrecht, da sie doch oftmals nur zum Theil unrecht haben.

Das IX. Kapitel.

Schwierigkeit, die Sachen zu kennen und einzusehen, von welchen man durch die Vergleichung der Wahrscheinlichkeit urtheilen soll. Seltsame Verwegenheit derer, die sich im Stande zu seyn dünken, eine Religion zu erwählen, indem sie einen jeden von den bestrittenen Lehrsätzen besonders untersuchen.

Noch eine andere Schwierigkeit, welche die Quelle sehr vieler Irrthümer ist, ist dieses, weil die Entdeckung der Wahrheit in den mehresten Sachen von der Vergleichung der Wahrscheinlichkeiten abhängt. Was ist aber betrieglicher, als diese Vergleichung? Denn dasjenige, was an sich selbst weniger wahrscheinlich ist, kann, nachdem es durch die Art und Weise, wie man es vorträgt, in ein grösseres Licht gesetzt, und mit mehrerer Aufmerksamkeit oder Leidenschaft betrachtet worden, einen weit grössern Eindruck in das Gemüthe machen, als andere Dinge, welche, ob sie gleich auf weit tüchtigern Gründen beruheten, dennoch auf eine dunkle Art waren vorgetragen, und mit Nachläßigkeit und ohne Leidenschaft angehört worden. Es hält also die Ungleich-

gleichheit der Deutlichkeit, der Aufmerksamkeit und der Leidenschaft dem Vorzuge, den die Ursachen an Gründlichkeit oder Wahrscheinlichkeit vor einander haben, oftmals das Gewichte, oder zernichtet ihn wohl ganz und gar.

Indessen ist der menschliche Verstand, welcher so schwach und eingeschränkt ist, und sich so leicht verirren kann, zu gleicher Zeit so stolz und vermessen, daß nichts zu finden ist, wozu er sich nicht fähig zu seyn glaubte, wenn sich nur Leute finden, die ihm schmeicheln. Was übersteigt augenscheinlicher den Verstand und die Einsicht des gemeinen Volks, und besonders der Einfältigen und Unwissenden, als unter so vielen unter den Christen bestrittenen Lehrsätzen diejenigen, die man verwerfen muß, von denen, die man beybehalten soll, zu unterscheiden? Eine einzige von diesen Fragen vernünftig zu beantworten, dazu gehört ein sehr grosser und sehr seltener Verstand. Was wird also nicht dazu erfordert werden, wenn man sie alle entscheiden, und nach der Vergleichung der Gründe aller christlichen Gesellschaften eine Religion erwählen soll? Indessen haben die Urheber der neuen Ketzereyen viel Millionen Menschen zu bereden gesucht, es wäre hierinnen nichts zu finden, das die Stärke des Verstandes der Einfältigsten überstiege. Sie haben sie dadurch aus dem Volke an sich gelockt. Diejenigen, welche ihnen nachgefolget sind, haben es für etwas schönes gehalten, die wahre Religion selbst durch die Untersuchung der Lehren von andern zu unterscheiden, und sie haben dieses

Recht

Recht davon zu urtheilen, welches man ihnen zuge- stund, als einen wichtigen Vortheil angesehen, den ihnen die römische Kirche unrechtmässiger Weise ent- zogen hätte.

Man muß indessen die Ursache dieses Stolzes sonst nirgends, als in der Schwachheit des Men- schen selbst, suchen. Er kömmt nur allein davon her, weil der Mensch so weit entfernt ist die Wahr- heit einzusehen, und weil ihm sogar die Merkmaale und Kennzeichen derselben nicht bekannt sind. Er macht sich oftmals von den Worten Deutlichkeit und Gewißheit nur dunkle Begriffe; und das ist die Ur- sache, warum er sie auf einen jeden nichtigen Schim- mer, von welchem er gerührt wird, anwendet. Al- les, was ihm gefällt, wird klar und deutlich. Nach- dem also ein Ketzer seine Phantasien aus diesem Grunde gleichsam gewissen und in der Schrift deut- lich enthaltenen Wahrheiten gewidmet hat; so un- terdrücket er hernach alle Zweifel, die darwider wür- den entstehen können, und erlaubet sich nicht, sie zu betrachten. Oder wenn er sie betrachtet; so geschiehet es nur, indem er sie als Schwierigkei- ten betrachtet, und ihnen dadurch die Kraft nimmt, in seinen Verstand einen Eindruck zu machen.

****

Das X. Kapitel.

Die Welt besteht fast aus lauter tummen Leuten, die nicht denken. Diejenigen, so etwas mehr denken, sind nicht besser. Unruhe, welche die Einbildungskraft der Vernunft verursacht. Thorheit, die bey den mehresten Menschen ihren Anfang genommen hat.

Wenn der menschliche Verstand auch so gar alsdenn, wenn er geschäftig ist und die Wahrheit sucht, etwas so geringes ist; was wird er wohl alsdenn seyn, wenn er sich der Last seines Körpers überläßt, und fast nur allein durch die Sinne wirket? Nun wirket er aber bey den mehresten Menschen fast nur auf diese Art, wie uns solches die Schrift lehret, wenn sie spricht: Die irdische Wohnung erniedrigt den Verstand, welcher an viele Dinge denkt. Weish. 9, 15. Denn indem sie uns durch diese Worte die natürliche Geschäftigkeit der Seele bekannt macht, die sie von sich selbst in den Stand setzt, sehr viel verschiedene Gedanken zu haben, und sich unzählige Gegenstände vorzustellen; so macht sie uns auch den Zustand bekannt, in welchen dieser Geist durch die Vereinigung mit einem verderbten Leibe, und durch die Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens ist versetzt worden, die ihn, so geschäftig, einsehend und ausgebreitet er von sich selbst auch immer ist, so schwer ma-

machen daß sie ihn in einen sehr kleinen, Zirkel von groben Gegenständen einschliessen, um welche er sich unaufhörlich nur langsam und schwach bewegt, welche Bewegung von dem Adel und der Grösse seiner Natur nichts an sich hat. In Wahrheit, wenn man alle Menschen in der Welt betrachtet; so wird man finden, daß sie fast insgesammt in einer solchen Tummheit stecken, daß, wenn sie ihre Vernunft nicht ganz unterdrücket, sie sie dieselbe doch so wenig brauchen läßt, daß man sich verwundern muß, wie eine Seele in einen so unvernünftigen und thierischen Zustand kann versetzt werden. Woran denkt ein Canibale, ein Yrokese, ein Brasilianer, ein Neger, ein Caffer, ein Grönländer, ein Lapländer die ganze Zeit seines Lebens? An jagen, fischen, tanzen, und sich an seinen Feinden zu rächen.

Aber ohne die Beyspiele der Tummheit der Menschen so weit zu suchen, woran denken die mehresten Handwerks- und Arbeitsleute? An ihre Arbeit, an essen, trinken, schlafen, ihren Lohn einzunehmen, die Steuern zu bezahlen, und an sehr wenig andere Gegenstände. Gegen alles übrige sind sie gleichsam unempfindlich, und ihre Gewohnheit, sich in diesem kleinen Zirkel zu bewegen, macht, daß sie sich weiter nichts vorstellen können. Wenn man mit ihnen von Gott, von der Hölle, von dem Paradiese, von der Religion, und den Regeln der Sittenlehre redet; so verstehen sie es entweder nicht, oder vergessen, was man ihnen sagt, in einem Augenblicke, und ihr Verstand begiebt sich so gleich

wieder in den Zirkel der groben Gegenstände, an welche er gewöhnt ist. Wenn sie wegen ihrer Natur von der Natur der Thiere gar sehr unterschieden sind, wie sie es denn wirklich sind; so sind sie doch von den Begriffen, die wir davon haben, sehr wenig unterschieden. Denn dasjenige, was wir uns unter einem Vieh vorstellen, ist ein gewisses Thier, das denkt, aber sehr wenig denkt, das nur dunkle und grobe Begriffe hat, und welches sich nur sehr wenig Gegenstände vorstellen kann. Wir stellen uns also ein Pferd als ein Thier vor, das daran denkt, wie es fressen, schlafen, laufen, und sich wieder in seinen Stall begeben will. Diese Vorstellung ist indessen nicht die Vorstellung eines Pferdes, weil eine Maschine nicht denkt; sondern eigentlich die Vorstellung eines tummen Menschen. Und man würde gewiß nicht viel Gedanken noch hinzusetzen dürfen, die Vorstellung eines Tartarn daraus zu machen.

Indessen ist die Anzahl der Leute, die fast gar nicht denken, und sich nur mit den Bedürfnissen des gegenwärtigen Lebens beschäftigen, so groß, daß die Anzahl derer, deren Verstand etwas geschäftiger und mehr in Bewegung ist, in Vergleichung mit jenen fast für nichts zu rechnen ist. Denn diese Classe der Tummen begreift, selbst in dem Christenthume, fast alle Arbeitsleute, fast alle Arme, die mehresten Weibspersonen von geringem Stande, und alle Kinder in sich. Alle diese Leute denken in ihrem Leben fast weiter an nichts, als für die Bedürfnisse ihrer

Lei-

Leiber zu sorgen, Mittel zu finden, um zu leben, zu kaufen und zu verkaufen, und von allen diesen Dingen haben sie noch dazu nur sehr dunkle Begriffe. Aber bey den übrigen Nationen, vornehmlich bey denen, die barbarischer sind, begreift sie die ganzen Völker ohne allen Unterschied in sich.

Es ist gewiß, daß die Leute, welche mit dem Leibe arbeiten, als z. E. alle Arme in der Welt, weniger denken, als die andern, und daß die Arbeit ihre Seele weit schwerer macht. Der Reichthum hingegen, der den Menschen etwas mehr Muse und Freyheit verschaft, und ihnen erlaubt, sich mit einander zu unterhalten; die Verrichtungen des Verstandes, welche sie nöthigen, mit einander zu sprechen und Unterhandlungen zu pflegen, wecken sie ein wenig auf, und verhindern, daß ihre Seele nicht in eine grosse Tummheit verfällt. Der Verstand eines Hofsfrauenzimmers ist mehr in Bewegung und geschäftiger, als der Verstand einer Bäuerinn; und der Verstand einer obrigkeitlichen Person ist es mehr, als der Verstand eines Handwerksmanns. Wenn er aber weit thätiger und geschäftiger ist; so ist er gemeiniglich auch weit arglistiger und eitler, so daß bey einer blossen Tummheit noch mehr wirkliches Gute anzutreffen ist, als bey der Thätigkeit und Geschäftigkeit, die voller List und Verstellung ist.

Endlich muß man, um die Abschilderung der Schwachheit unsers Verstandes vollends zu Ende zu bringen, noch bedenken, daß, so wahr seine Gedanken auch immer seyn mögen, er dennoch oft-

mals durch die natürliche Unordnung seiner Einbildungskraft mit Gewalt davon abgezogen wird. Eine Fliege, die vor seinen Augen vorbeyfliegt, kann ihn von der ernsthaftesten Betrachtung abziehen. Hundert unnütze Gedanken, die ihm einfallen, beunruhigen und verwirren ihn wider seinen Willen. Ja er ist so wenig Herr über sich selbst, daß er nicht umhin kann, diese nichtigen Bilder wenigstens zu betrachten, indem er die wichtigsten Gegenstände verläßt. Kann man diesen Zustand nicht mit Grunde einen Anfang der Thorheit nennen? Denn gleichwie die völlige Thorheit in der völligen Unordnung der Einbildungskraft besteht, welche daher kömmt, weil die Bilder, die sie vorstellt, so stark und lebhaft sind, daß der Verstand die falschen nicht mehr von den wahren unterscheidet; also ist auch die Macht, die sie hat, diese Bilder dem Verstande, ohne Erlaubniß und Genehmhaltung des Willens, vorzustellen, eine angefangene Thorheit; und man darf, um sie vollkommen zu machen, nur die Hitze des Gehirns um einige Grade vermehren, und die Bilder noch etwas lebhafter machen. So daß unter dem Zustande des klügsten Menschen in der Welt, und dem Zustande eines vollkommenen Narren, weiter kein Unterschied ist, als einige Grade Hitze und Bewegung der Lebensgeister mehr oder weniger. Und wir müssen nicht nur gestehen, daß wir der Narrheit fähig sind, sondern auch noch über dieses bekennen, daß wir die ganze Anlage dazu in uns spüren und wahrnehmen, ohne daß wir wissen,

woran es liegt, daß sie nicht durch eine gänzliche Verrückung unsers Verstandes ihre Vollkommenheit erreicht.

Das XI. Kapitel.

Die Schwachheit des menschlichen Willens ist grösser, als die Schwachheit der Vernunft. Wenig Leute leben nach der Vernunft. Der Wille mag Antrieben, deren Falschheit uns bekannt ist, nicht widerstehen. Die Leidenschaften kommen von der Schwachheit her. Die Seele hat eine Stütze nöthig.

Ob nun aber gleich die Vernunft so schwach ist, als wir sie uns vorgestellt haben; so ist doch dieses noch nichts gegen die Schwachheit des andern Theils des Menschen, welcher sein Wille ist. Und wenn man sie mit einander vergleichet; so kann man sagen, die Vernunft mache seine Stärke aus, und seine Schwachheit bestehe in der Ohnmacht, in welcher sich sein Wille befindet, sich nach der Vernunft zu richten.

Es ist niemand zu finden, der nicht eingestünde, die Vernunft wäre uns gegeben worden, daß sie uns im Leben zu einem Wegweiser dienen sollte, damit wir das Gute von dem Bösen unterscheiden, und unsere Begierden und Handlungen nach ihr einrichten möchten. Aber wie wenige

wen-

wenden sie zu diesem Gebrauche an, und leben, ich sage nicht nach der Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern nach ihrer eigenen Vernunft, so blind und verderbt sie auch immer ist? Wir schwimmen auf dem Meere dieser Welt nach dem Willen und Wohlgefallen unserer Leidenschaften, die uns bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfen, wie ein Schiff, das weder Seegel, noch einen Steuermann hat; und die Vernunft bedienet sich nicht der Leidenschaften, sondern die Leidenschaften bedienen sich der Vernunft, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Dieses ist der ganze Gebrauch, den man gemeiniglich davon macht.

Oftmals ist die Vernunft nicht einmal verderbt. Sie siehet ein, was man thun muß, und sie ist von der Nichtigkeit der Dinge, die uns beunruhigen, überzeugt; sie kann aber den starken Eindruck, den sie in uns machen, nicht hindern. Wie viele schlugen sich ehmals in einem Zweykampfe, indem sie diese elende Gewohnheit beklagten und mißbilligten, und sich selbst tadelten, daß sie sie beobachteten? Sie waren aber in diesem Stücke nicht stark genug, das Urtheil der Narren zu verachten, die sie feige Memmen würden genennet haben, wenn sie der Vernunft gefolgt hätten. Wie viele richten sich durch einen thörichten Aufwand zu Grunde, und versetzen sich in die elendesten Umstände, weil sie der falschen Schande nicht widerstehen können, es nicht so zu machen, wie es andere machen?

Was ist leichter, als die Menschen zu überzeugen, wie wenigen Grund alles dasjenige hat, was sie in der Welt an sich lockt? Indessen werden sie, bey allen diesen Reden und Vernunftschlüssen, von dem Gespenste der Reputation, von dem Hirngespinnste der Ehre und des Ranges, und von tausend andern eben so nichtigen Dingen hingerissen und zu Boden geworfen, weil ihre Seele nicht stark gesetzt und standhaft ist.

Was würde man von einem Soldaten sagen, welcher, ob er gleich wüßte, daß bey einem Schauspiele, wo man ein Treffen vorstellen würde, die Stücke und Flinten nicht mit Kugeln geladen wären, dennoch bey dem ersten Flintenschusse sich bückte und ausrisse? Würde man nicht sagen, seine Furchtsamkeit käme der Thorheit sehr nahe? Thun wir indessen dieses nicht täglich? Man sagt uns, die Reden und Urtheile der Menschen könnten uns eben so wenig schaden, als nutzen; sie könnten uns weder ein Gut rauben, noch uns von einem Uebel befreyen. Und dennoch bringen uns diese Reden und Urtheile aus der Ordnung, und unsere Seele aus ihrer Ruhe und Gelassenheit. Eine Grimasse, ein verdrießliches Wort bringt uns auf, und wir machen uns fertig, sie von uns abzuwenden, gleich als ob sie etwas sehr fürchterliches wären. Man muß uns schmeicheln, und wie die Kinder, liebkosen, wenn wir stille und ruhig bleiben sollen; sonst fangen wir an nach unserer Art zu schreyen, wie die Kinder nach der ihrigen.

Es

Es ist gewiß, daß die Ungedult, welche die Menschen bey allen diesen Gelegenheiten von sich blicken lassen, von einer Leidenschaft, die sie beherrscht, herrührt. Aber die Leidenschaften kommen selbst von der Schwachheit und der wenigen Liebe her, welche ihre Seele zu den wahren und dauerhaften Gütern hat. Dieses einzusehen, muß man bedenken, daß, gleichwie es keine Schwachheit unsers Körpers ist, die Erde nöthig zu haben, um stehen und sich erhalten zu können, weil dieses der natürliche Zustand aller Körper ist; sondern daß man nur sagt, er sey schwach, wenn er fremde Stützen nöthig hat; daß man ihn tragen muß, oder daß er einen Stab nöthig hat, und daß ihn der geringste Wind zu Boden werfen kann; eben so ist es auch keine Schwachheit der Seele, daß sie nöthig hat, sich auf etwas wahres und dauerhaftes zu stützen, und daß sie sich nicht erhalten kann, indem sie gleichsam in der Luft schwebt, ohne an einem Gegenstande zu hängen. Und wenn dieses eine Schwachheit ist; so ist es eine wesentliche Schwachheit des Geschöpfs, welches, weil es sich nicht selbst gnug ist, die Stütze, die es nicht in sich findet, anderswo suchen muß.

Aber die wahre Schwachheit der Seele besteht darinnen, daß sie sich, wie die Schrift sagt, Jes. 59, 4. auf etwas nichtiges, und nicht auf wirkliche und dauerhafte Dinge stützet; oder daß, wenn sie sich auf die Wahrheit stützet, diese Wahrheit für sie nicht hinlänglich ist, und nicht hindert, daß sie nicht noch unzählige andere Stützen nöthig hätte, und, wenn ihr diese

sind

sind entzogen worden, sie so gleich anfängt schwach und matt zu werden. Sie besteht darinnen, daß sie der geringste Wind aus dem Zustande ihrer Ruhe bringen kann, daß sie die geringsten Kleinigkeiten erschüttern, unruhig machen und quälen, und daß sie dem Eindrucke unzähliger Dinge nicht widerstehen mag, deren Falschheit und Nichtigkeit sie selbst einsieht.

Das XII. Kapitel.

Besondere Betrachtung über die Nichtigkeit der Stützen, die sich die Seele, um sich erhalten zu können, macht.

Was wir jetzo gesagt haben, ist ein verkürztes Bild von der Schwachheit des Menschen; und es ist gut, sie umständlicher zu betrachten, um ihre verschiedenen Züge zu bemerken.

Obgleich der Mensch in diesem Leben keine wahre Ruhe finden kann; so ist es doch gewiß, daß er nicht immer niedergeschlagen und kleinmüthig ist. Seine Seele nimmt aus Noth eine gewisse Festigkeit, einen gewissen Bestand an, weil er so schwach und unbeständig ist, daß er nicht einmal in einer unaufhörlichen Bewegung bleiben kann. Die größten Schmerzen werden durch die Zeit gelindert. Ihre Empfindung verliert sich, und verschwindet. Die

Ar-

Armuth, die Schande, die Krankheit, die Verlassung, der Verlust der Freunde, der Aeltern, der Kinder, bringen nur vorübergehende Erschütterungen hervor, deren Bewegung nach und nach abnimmt, bis sie endlich gar aufhört.

Die Seele findet also endlich eine gewisse Art von Ruhe, und es ist eine Sache, die allen Menschen gemein ist, daß sie sich in ihrem Leben zu gewissen Zeiten in einer ruhigen Lage befinden. Aber dieser Zustand ist von einer so schlechten Dauer, daß fast nichts dazu erfordert wird, ihn zu stöhren und zu unterbrechen.

Die Ursache davon ist diese, weil sich der Mensch nicht durch die Anhänglichkeit an eine gegründete Wahrheit, die er deutlich einsieht, darinnen erhält; sondern weil er sich auf viel kleine Stützen verläßt, und weil er gleichsam vermittelst unzähliger schwacher und dünner Fäden an sehr vielen nichtigen Dingen hängt, die nicht von ihm abhängen; so daß, weil immer einer von diesen Fäden reißt, er auch zum Theil fällt, und einen Stoß, der ihn beunruhigt, bekömmt. Man wird von dem kleinen Zirkel von Freunden und solcher Personen, die uns ihren Beyfall ertheilen, und von welchen man umgeben ist, getragen; denn ein jeder sucht sich einen solchen Zirkel zu machen, und man ist in diesem Stücke auch gemeiniglich glücklich. Man wird von dem Gehorsame und der Liebe seiner Bedienten, von dem Schutze der Grossen, von kleinen glücklichen Unternehmungen, von Lobsprüchen,

Zeitverkürzungen und Ergötzlichkeiten getragen. Man wird von den Beschäftigungen, welche angenehm sind; von der Hoffnung, die man unterhält; von den Entwürfen, die man macht; und von der Arbeit, die man unternimmt, getragen. Man wird von den Seltenheiten eines Cabinets, von einem Garten, von einem Hause auf dem Lande getragen. Kurz, es ist zu verwundern, an wie viel Dinge sich die Seele hängt, und wie viel kleine Stützen sie nöthig hat, wenn sie ruhig bleiben soll.

So lange man alle diese Dinge besitzt, wird man es nicht gewahr, wie sehr man davon abhängt. Weil man sie aber oftmals nicht hat; so erkennet man aus der Unruhe, die man deswegen bey sich verspürt, daß man wirklich an ihnen hieng. Ein zerbrochenes Glas macht uns unwillig; es hieng also unsere Ruhe von demselben ab. Ein falsches und lächerliches Urtheil, das ein Thor von uns gefället hat, thut uns in der Seele weh; es trug also die Hochachtung dieses Thoren, oder wenigstens die Unwissenheit dieses falschen Urtheils, welches er von uns fället, zu unserer Ruhe etwas bey. Sie trug uns und unterstützte uns, ohne daß wir daran dachten.

Wir haben diese nichtigen Stützen nicht nur beständig nöthig; sondern unsere Schwachheit ist so groß, daß sie nicht vermögend sind, uns lange zu erhalten. Man muß sie also verändern; wir würden

sie sonst durch unsere Last zerschmettern. Wir sind wie die Vögel, die in der Luft schweben, welche aber in derselben nicht ohne Bewegung, ja auch beynahe nicht an einem und demselben Orte bleiben können, weil ihre Stütze nicht fest und dauerhaft ist, und weil sie auch noch über dieses nicht Kraft und Stärke gnug in sich haben, um demjenigen zu widerstehen, was sie niederdrückt; so daß sie sich beständig bewegen, und sich durch neue Bewegungen der Luft unaufhörlich eine neue Stütze verschaffen müssen. Denn wenn sie unterliessen, diesen Kunstgriff, den sie die Natur lehret, zu brauchen; so würden sie, wie die übrigen schweren Dinge, herunter fallen. Unsere geistliche Schwachheit bringt ganz gleiche Wirkungen hervor. Wir stützen uns auf die Urtheile der Menschen, auf die sinnlichen Ergötzlichkeiten, auf den menschlichen Trost, als auf eine Luft, die uns eine Zeit lang hält. Weil aber alle diese Dinge nicht fest und dauerhaft sind; so werden wir, wenn wir aufhören uns zu bewegen und den Gegenstand zu verändern, kleinmüthig, traurig und betrübt. Ein jeder Gegenstand insbesondere ist nicht vermögend uns zu erhalten. Durch beständige Veränderungen erhält sich die Seele in einem erträglichen Zustande, und verhindert, daß sie nicht von dem Eckel und Verdrusse zu Boden geschlagen wird. Sie erhält sich also nur vermittelst eines Kunstgriffes. Sie nähert sich vermöge ihrer eigenen

Schwere der Muthloßigkeit und Verzweifelung. Der Mittelpunkt der verderbten Natur ist die Wuth und die Hölle. Man hat sie gewissermaassen schon in diesem Leben in sich, und es geschiehet nur, um sie nicht zu empfinden, daß sich die Seele so sehr bewegt, und daß sie sich ausser sich mit so viel äusserlichen Gegenständen zu beschäftigen sucht. Will man sie ganz und gar hineinstürzen; so darf man sie nur von allen ihren Gegenständen absondern, und nöthigen, nur an sich selbst zu denken. Und da dieses eigentlich dasjenige ist, was den Tod ausmacht; so würde sie alle Menschen in diesen unseligen Mittelpunct stürzen, wenn nicht Gott, vermöge seiner allmächtigen Gnade, einigen unter ihnen ein anderes Gewicht gegeben hätte, das sie zum Himmel erhübe.

Das XIII. Kapitel.

Alles, was in der Seele derer, die Gott nicht wirklich angehören, groß zu seyn scheinet, ist nur Schwachheit.

Es ist von dem Willen des Menschen, wenn man ihn an sich selbst, und ohne den göttlichen Beystand betrachtet, eben so wahr, als von seinem Witze und Verstande, daß dasjenige, was am größten zu seyn scheint, nur Schwachheit ist, und daß

die Namen der Stärke und Herzhaftigkeit, durch welche man gewisse Handlungen und Eigenschaften der Seele erhebt, die größten Schwachheiten und Niederträchtigkeit vor uns verbergen. Was wir für einen Lauf halten, ist eine Flucht; was wir als eine Erhebung ansehen, ist ein Fall; und was wir für Beständigkeit halten, ist Unbeständigkeit. Die unbiegsame Unbeweglichkeit und Steife, die man an gewissen Handlungen wahrnimmt, ist weiter nichts, als eine Härte, die von dem Winde der Leidenschaften hervorgebracht worden, welcher diejenigen als Bälle aufbläst, die von den Leidenschaften eingenommen sind. Dieser Wind hebt sie bisweilen in die Höhe, bisweilen aber stürzt er sie auch wieder herunter. Sie mögen sich nun aber in der Höhe, oder in der Tiefe befinden, so sind sie doch einmal wie das andere leicht und schwach.

Was bewegt so viel Leute, ein Soldat zu werden, wobey sie sich nothwendig vieler Gefahr aussetzen, und vieles Ungemach erdulden müssen? Ist es etwan das Verlangen, ihrem Fürsten, oder ihrem Vaterlande zu dienen? Es kömmt ihnen oftmals nicht in die Gedanken. Die Ursache ist diese, weil sie nicht ordentlich leben können; weil sie sich der Arbeit nicht unterziehen wollen, zu welche sie ihr Stand verbindet; weil sie das freche und ausschweifende im Soldatenleben lieben; weil ihr Verstand schwach ist, und ihre Einbildungskraft sie betriegt,

als welche ihnen mit falscher Hoffnung schmeichelt, und, indem sie ihnen die Uebel, die sie vermeiden wollen, lebhaft vorstellt, diejenigen, welchen sie sich aussetzen, vor ihnen verbirgt.

Bildet euch nicht ein, daß dieser Held, der so unerschrocken in den Sturm geht, den Tod im Ernste verachtet, und die gerechte Sache, die er vertheidiget, gar sehr in Betrachtung zieht. Er fürchtet sich vor dem, was man von ihm sagen würde, wenn er zurück wiche; und dieses treibet ihn als ein Feind an, und erlaubt ihm nicht, an etwas anderes zu denken. Das ist die Quelle dieser großen Herzhaftigkeit.

Will man davon überzeugt werden; so darf man nur die Leute, die man für Muster der menschlichen Stärke und Großmuth ausgiebt, in denjenigen Umständen ihres Lebens betrachten, da sie von dem Winde entblößt waren, der sie bey ihren prächtigen und in die Augen fallenden Handlungen forttrieb. Man siehet, wie daselbst diese vermeynten Helden, die den Tod zu verachten, und über die schrecklichsten Dinge zu spotten schienen, von dem geringsten Zufalle zu Boden geworfen werden, und ihre Schwachheit schimpflicher Weise bekennen müssen. Man betrachte den Alexander, wie er, nachdem der ganze Erdboden vor ihm gezittert, und er in dem Streite so oft den Tod verachtet hatte, zu Babylon von einer tödtlichen Krankheit überfallen

wird. Kaum scheinet er in Todesgefahr zu seyn, so läßt er alle Wahrsager, Wahrsagerinnen und Opferpriester in seinen Pallast kommen. Es giebt keine Art von Aberglauben, zu welcher er nicht seine Zuflucht nimmt, um sich vor dem Tode zu schützen, der ihm drohet, und welcher ihn endlich wegreißt, nachdem er ihn vorher durch seinen blossen Anblick zu Boden geworfen, und zu den größten Niederträchtigkeiten verleitet hat. Konnte er sie wohl mehr an den Tag legen, als da er den Tod zu verachten schien? Dieses kam daher, weil er sich weit davon entfernt zu seyn glaubte, und weil ihm die Leidenschaften, von welchen er ganz eingenommen war, gleichsam eine Decke vor die Augen hielten, welche machte, daß er ihn nicht sah.

Und man glaube ja nicht, daß diejenigen Heyden mehr wahre Stärke besessen, welche, wie es scheint, sich nicht widersprochen haben, und dem äusserlichen Ansehen nach eben so herzhaft gestorben sind, als sie gelebt hatten. Mit was für prächtigen Lobsprüchen die Philosophen den Tod des Cato auch immer um die Wette erheben; so ist es doch nur eine wirkliche Schwachheit, die ihn zu der unvernünftigen That verleitet hat, die sie für die größte großmüthige Handlung eines Menschen ausgegeben haben. Cicero giebt dieses deutlich gnug zu erkennen, wenn er spricht, Cato mußte eher sterben, als daß Angesicht des Tyrannen sehen *). Es hat ihm also die Furcht, Cäsars Angesicht zu sehen, diesen ver-

*) *Lib.* 1. *Offic.*

verzweifelten Entschluß eingegeben. Er wollte demjenigen, den er hatte zu Grunde richten wollen, nicht unterworfen seyn, und ihn auch nicht über seinen vergeblichen Widerstand triumphiren sehen. Und es geschah nur, um im Tode eine nichtige Freystadt wider diese Erscheinung des siegreichen Cäsars zu suchen, daß er wider alle Gesetze der Natur handelte. Seneca, der ihn zu seinen Abgott macht, schreibt ihm keinen andern Bewegungsgrund zu, wenn er ihn sagen läßt: Weil die Sachen des menschlichen Geschlechts verzweifelt böse stehen; so wollen wir den Cato in Sicherheit bringen. Er war also nur auf seine Sicherheit bedacht. Er dachte weiter an nichts, als sich aus den Augen eines Gegenstandes zu entfernen, den seine Schwachheit nicht leiden konnte. An statt also, wie Seneca, zu sagen, er hätte den großmüthigen Geist, der alle Macht der Menschen verachtete, mit Gewalt in Freyheit gesetzt: *Generosum illum contemptoremque omnis potentiae spiritum ejecit*, muß man vielmehr sagen, er hätte, aus einer erbarmenswürdigen Schwachheit, einem Gegenstande unterlegen, den alle Weiber und alle Kinder zu Rom ohne Mühe leiden konnten; und die Furcht, die er vor ihm gehabt, wäre so groß gewesen, daß sie ihn bewogen hätte, vermittelst der größten Uebelthat sein Leben zu beschliessen.

Die ruhigen Todesarten, bey welchen man keine Wuth wahrnimmt, als der Tod des So-

krates, möchten großmüthiger zu seyn scheinen. Aber alle diese Ruhe und Gelassenheit war doch wirklich etwas gar sehr geringes, weil sie nur von der Unwissenheit und Blindheit herrührte. Sokrates glaubte, er dürfe vor dem Tode nicht erschrecken, weil er, wie er sagte, nicht wüßte, ob er etwas gutes, oder etwas böses wäre; er gab aber dadurch zu erkennen, daß er gar wenig Einsicht hatte. Denn ist es nicht ein schreckliches Unglück, nicht zu wissen, indem man in einen ewigen Zustand tritt, ob er glücklich oder unglücklich seyn wird? Und muß man nicht gar sehr unempfindlich seyn, wenn man von dieser schrecklichen Ungewißheit nicht gerührt wird, und, indem man es nun bald erfahren soll, sich noch das Vergnügen machen kann, mit seinen Freunden zu sprechen, und das nichtige Vergnügen zu geniessen, welches aus der Neigung und Hochachtung, die sie gegen uns blicken lassen, entsteht. Indessen war dieses dasjenige, womit sich Sokrates, nach dem Urtheile der Philosophen, an dem schönsten Tage seines Lebens, welcher der Tag seines Todes ist, beschäftigte.

Das XIV. Kapitel.

Schwachheit des Menschen bey seinen Lastern und Fehlern. Er hat keine Kraft, als in Gott.

Wenn die bloß menschlichen Tugenden weiter nichts, als Schwachheit, sind; was soll man von den Lastern sagen? Welche Schwachheit ist grösser, als die Schwachheit eines Ehrgeizigen? Er achtet alle wahre und wirkliche Güter nicht, er begiebt sich in tausenderley Gefahren, und in unzählige Widerwärtigkeiten, weil er es nicht leiden kann, daß ein anderer einen nichtigen Vorzug vor ihm hat. Was für eine Schwachheit ist es nicht, an unzähligen lächerlichen Dingen auch sogar als denn einen Gefallen zu haben, wenn wir überzeugt sind, daß sie es sind? Wer glaubt nicht, daß es etwas unanständiges ist, sich einzubilden, man verdiene Hochachtung, weil man schön gekleidet ist, gut zu Pferde sitzt, ein guter Schütze ist, und einen artigen Gang hat? Wie wenige sind aber über alle diese Dinge weg, und wie groß ist wohl die Anzahl derer, denen es nicht wohl gefällt, wenn man sie deswegen lobet?

Kann man sich wohl eine grössere Schwachheit, als diejenige vorstellen; welche macht, daß man an den Ergötzlichkeiten der Welt so viel Ge-

schmack findet? Denn ist es wohl möglich, daß man eine Seele in einen schlechtern und für sie unschicklichern Zustand versetzen kann, als wenn man ihr einen jeden andern Gedanken untersagt, um sie nur mit der Sorge zu beschäftigen, den Leib nach dem Tacte eines musicalischen Instruments regelmäßig zu bewegen, oder es wie die Thiere zu machen, die andern Thieren nachlaufen? Indessen macht dieses fast das ganze und einzige Vergnügen der Fürsten und Grossen aus. Diese Beraubung aller vernünftigen Gedanken und diese gänzliche Richtung der Seele auf einen groben, eiteln und unnützen Gegenstand ist dasjenige, worinnen das Vergnügen aller Spiele bestehet. Je weniger der Mensch als Mensch handelt, desto vergnügter ist er. Die Handlungen, an welchen die Vernunft grossen Antheil hat, ermüden ihn und fallen ihm beschwerlich, und sein Hang ist, sich, so sehr er nur kann, in den Zustand der Thiere zu versetzen.

Der Mensch thut alles, was er nur kann, um seine eigene Schwachheit vor sich zu verhöhlen. Er mag aber thun, was er will; so merkt er sie doch. Alle sein Dichten und Trachten ist dahin gerichtet, Hülfsmittel darwider zu suchen und zu finden; er fängt es aber so schlecht an, daß er sie, an statt zu vermindern, vielmehr vermehret. Die Ehrgeizigen und Wollüstigen haben in der That keinen andern Zweck, als ihrer eigenen Schwachheit durch fremde Stützen aufzuhelfen. Die Ehrgei-

zigen

zigen suchen es durch den Glanz und das Ansehen, und die Wollüstigen durch die Ergötzlichkeiten dahin zu bringen. Beyde suchen ihr Bedürfniß zu befriedigen; es gelinget aber dem einen so wenig, als dem andern; weil sie ihre Bedürfnisse und Nothwendigkeiten, und folglich ihre Schwachheit nur vermehren. Was, spricht der heil. Chrysostomus *) unterscheidet die Engel sonst von uns, als daß sie nicht, wie wir, von Bedürfnissen gequälet werden? Es kommen also diejenigen, die deren wenige haben, ihrem Zustande am nächsten; und die, so ihrer viel haben, sind am weitesten davon entfernt. Derjenige, spricht eben dieser Kirchenlehrer ferner, der viel nöthig hat, ist ein Sclav von vielen Dingen; er ist selbst der Knecht seiner Knechte, und hängt von ihnen mehr ab, als sie von ihm abhängen. Da also die Vermehrung der Güter und der Ehre dieser Welt die Sclavereyen und Abhängigkeiten nur vermehrt; so macht sie uns auf solche Art weit wirklicher elend.

Wir wollen also in der Natur des Menschen keine Stärke suchen. Wir mögen ihn betrachten, von welcher Seite wir wollen, so werden wir an ihm weiter nichts, als Schwachheit und Ohnmacht wahrnehmen. In Gott allein, und in seiner Gnade muß man sie suchen. Er allein kann die Finsternisse des Menschen erleuchten, seinen Willen fest und gewiß machen, sein zeitliches Leben so lange, als es ihm gefällt, erhalten, und endlich die Schwach-

hei-

*) Chrysost. *hom*, 79. *in Joan. p.* 413.

heiten und Gebrechlichkeiten seiner Seele und seines Leibes in einen ewigen Zustand der Herrlichkeit und Stärke verwandeln. Alles, was wir von der Schwachheit des Menschen gesagt haben, dienet nur, die Macht der Gnade, die ihn erhält, zu erheben. Denn wie stark muß sie nicht seyn, um ein so verderbtes, so schwaches und so elendes Geschöpf über sich selbst und über die Teufel siegen zu lassen, um es über alle Dinge zu erheben, und es die Welt nebst allem, was sie betriegliches, reizendes und schreckliches an sich hat, überwinden zu lassen? *Magna gratia opus est, ut cum omnibus amoribus, terroribus, erroribus vincatur hic mundus* *).

Das XV. Kapitel.

Die Schwachheit des Menschen legt sich an denen, die Gott angehören, gewissermaassen noch deutlicher an den Tag.

Wenn es aber wahr ist, daß nichts die Macht der Gnade besser zu erkennen giebt, als die Schwachheit des Menschen; so kann man auch sagen, daß nichts die Schwachheit des Menschen so sehr bekannt macht, als die Gnade selbst; und daß die Schwachheiten der Natur gewissermaassen an denen, welchen Gott die größte Gnade erzeigt hat, weit sichtba-

*) Aug. de corrept. et grat. c. 12. n. 35.

barer sind. Es ist nicht so sehr zu verwundern, daß Leute, die in der Unwissenheit stecken, welche weder wissen, wer sie sind, noch was sie thun, und die nur den Eindrücken ihrer Sinne, oder dem Eigensinne ihrer Einbildungskraft folgen, in ihren Handlungen leichtsinnig, unbeständig und schwach zu seyn scheinen. Wer sollte aber nicht glauben, daß diejenigen, die Gott durch ein so reines Licht erleuchtet hat, welchen er das doppelte Ende und die doppelte Ewigkeit von Glücke oder Unglücke, das auf sie wartet, bekannt gemacht hat; die den Kopf mit den grossen und schrecklichen Gegenständen einer Hölle, der Teufel, der Engel, der Heiligen, eines für sie gestorbenen Gottes, angefüllet, und Gott allem vorgezogen haben; wer sollte nicht glauben, sage ich, daß sie nicht im Stande wären, von den kleinen und nichtswürdigen Dingen der Welt gerührt zu werden? Indessen verhält sich die Sache ganz anders. Die geringsten Dinge machen noch oftmals einen sehr grossen Eindruck in ihr Herz. Eine etwas frostige Bewillkommung, ein unhöfliches Wort bringt sie aus der Ordnung. Sie unterliegen bisweilen sehr geringen Versuchungen zu eben der Zeit, da ihnen Gott die Gnade verleiht, die größten zu überwinden. Sie sehen, daß sie noch unzähligen Leidenschaften, Gedanken und unvernünftigen Bewegungen der Welt unterworfen sind. Die Thorheiten der Welt stöhren sie in ihren ernsthaftesten Betrachtungen. Wenn sie nicht ganz in den Abgrund der Laster hineinfallen; so verspüren sie doch in sich ein

Ge-

Gewicht und einen Hang, der sie dazu treibet, und sie werden zu gleicher Zeit gewahr, daß sie keine Kraft und Stärke besitzen, um zu verhindern, nicht hineinzufallen, und daß, wenn sie Gott sich selbst überliesse, sie gar bald würden hineingezogen werden.

Sie sind es also eigentlich, die ihre Armuth einsehen, und mit dem Propheten sagen können: *Ego vir videns paupertatem meam.* Ich bin ein Mensch, der sieht, wie groß meine Armuth ist. Klagl. Jer. 3, 1. Die Weltmenschen sind arm und schwach, ohne es zu wissen. Ein Kranker merkt den Verlust seiner Kräfte nicht eher recht, als wenn er sie auf die Probe stellen will. Man merkt die Heftigkeit eines Strohms, der uns fortreißt, nicht eher, als wenn man sich Mühe giebt, ihm zu widerstehen. Es können also nur die frommen ihre Schwachheit recht einsehen, weil nur sie dieselbe zu überwinden suchen. Und ob sie sie auch gleich in den wichtigsten Dingen wirklich überwinden; so geschiehet es doch mit so viel Unvollkommenheiten und Fehlern, und sie werden zu gleicher Zeit so viel andere Dinge gewahr, wo sie sie nicht überwinden, daß sie nur desto mehr Ursache haben, von ihrem Elende überzeugt zu seyn.

Es sind also nicht nur diejenigen, welche die wenigste Einsicht haben, und am unvollkommensten sind, nebst denen, die man schwache nennet, die zu Gott sagen sollen: Herr, erbarme dich meiner, denn ich bin schwach; Ps. 6, 3. sondern es sollen es auch die stärkesten und vollkommensten, und diejeni-

gen thun, die von Gott mehrere Gnade und Licht erhalten haben. Denn die eigentliche Wirkung dieses Lichtes bestehet darinnen, daß sie ihre Niedrigkeit und ihr Elend mehr einsehen, und vor Gott bekennen, daß in ihrem Verstande nur Finsterniß, und in ihrem Willen nur Schwachheit und Unbeständigkeit gefunden wird, und daß ihr Leben nur ein Bild, welches vergeht, und ein Dampf, welcher verschwindet, ist. Dieses Licht, welches macht, daß sie mit dem Propheten zu Gott schreyen: Mein Weesen ist nichts vor dir: *Et Substantia mea tanquam nihilum ante te*, Ps. 38, 6. und welches, indem es ihnen auf diese Art alles Vertrauen auf ihre eigenen Kräfte benimmt, und sie in ihren eigenen Augen schlecht und geringe macht, erfüllet sie zu gleicher Zeit mit Bewunderung der unendlichen Macht Gottes, und des unbegreiflichen Abgrundes seiner Weisheit, und treibt sie also an, sich in demüthigem Vertrauen in seine Arme zu werfen, und läßt sie einsehen, daß nur er sie bey einer so grossen Schwachheit und Kraftloßigkeit erhalten, sie von so vielem Elende befreyen, und sie über so viel Feinde siegen lassen kann; und daß sie endlich nur in ihm allein die Kraft und Stärke, die Gesundheit und das Licht, welches sie weder in sich selbst, noch in allen übrigen Geschöpfen antreffen, finden können.

II. Ab-

II. Abhandlung.

Von der Ergebung in den Willen Gottes

I. Theil.

Doce me facere voluntatem tuam, quia Deus meus es tu.
Lehre mich deinen Willen thun, denn du bist mein Gott.

Das I. Kapitel.

Das heydnische Leben besteht darinnen, daß man seinem eigenen Willen folgt; und das christliche darinnen, daß man sich nach Gottes Willen richtet.

Der allgemeinste Unterschied, den die Schrift unter den Gerechten und Sündern macht, besteht darinnen, daß die einen auf den Wegen Gottes wandeln, und die andern ihre eigenen Wege gehen. Darum fasset sie alle Ausschweifungen, welchen die Heyden von der göttlichen Gerechtigkeit überlassen wurden, in diesen einzigen Ausdruck zusammen, welcher sie alle in sich begreift: *Dimisit omnes Gentes ingredi vias suas.* Er hat alle Völker ihre Wege gehen lassen. Apostelg. 14, 15. Und der Prophet fasset hingegen alle Lehren, die

Je-

Jesus Christus der Welt geben sollte, in diese wenigen Worte zusammen: Er wird uns seine Wege lehren. *Et docebit nos vias suas.* Jes. 2, 3.

Wenn man nun wissen will, was das heißt, seine eigenen Wege gehen; so darf man nur betrachten, was der heil. Paulus an einem andern Orte sagt, allwo, indem er von dem Zustande der Menschen vor dem Glauben redet, er sagt, sie wandelten in der Eitelkeit ihrer Sinne, und folgten dem Willen des Fleisches und ihrer Gedanken. *Ambulantes in vanitate sensus sui, facientes voluntatem carnis et cogitationum.* Ephes. 4, 17. Cap. 2, 3. Und wenn man hingegen wissen will, was auf den Wegen Gottes wandeln heißt; so darf man nur die Schriftstelle des heil. Petrus betrachten, allwo, indem er von dem redet, was sich die bekehrten Gläubigen vorsetzen sollen, er spricht, sie sollen sich entschliessen, die ganze übrige Zeit ihres Lebens so zuzubringen, daß sie dem Willen Gottes, und nicht den Lüsten der Menschen folgen. *Ut jam non desideriis hominum, sed voluntate Dei, quod reliquum est in carne, vivat temporis* 1. Petr. 4, 2. Seinem Willen folgen, heißt also, auf seinem Wege gehen, und heydnisch leben; und dem Willen Gottes folgen, heißt, auf Gottes Wegen wandeln, und christlich leben.

Darum brachte es die erste Bewegung, welche die Gnade dem heil. Paulus, als er vollkommen bekehrt war, einflößte, bey ihm dahin, daß er zu

Jesu Christo sagte: Herr, was willst du, daß ich thun soll? *Domine, quid me vis facere?* Apostelg. 9, 6. Und diese Bewegung faßte eine Entsagung seinem ganzen bisherigen Leben in sich, in welchem er nur seinen Neigungen gefolget hatte; einen festen Entschluß, die ganze noch übrige Zeit seines Lebens dem Willen Gottes zu folgen, und ein aufrichtiges Verlangen ihn zu erkennen. So daß er gewissermaassen alle Tugenden in sich begriff, die der heil. Paulus hernach ausgeübet hat; gleichwie der Saame und die Wurzel die Früchte in sich halten, die der Baum zu seiner Zeit hervorbringen soll.

Was nun aber der Geist Gottes den heil. Paulus sagen ließ, daß soll ein jeder Christ sagen, und es ist keiner zu finden, der nicht verbunden wäre, in die Fußstapfen des Apostels zu treten, indem er zu Gott spricht: Herr, was willst du, daß ich thun soll? Es ist aber nicht gnug, daß man es im Anfange seiner Bekehrung sagt; sondern man muß dieses Versprechen in seinem ganzen Leben wiederholen. Denn unser Wille, welcher in uns nicht gestorben ist, sucht seine Herrschaft beständig wieder zu erlangen, und das Reich des Willens Gottes zu verbannen.

Man muß beständig ein Verlangen haben, den Willen Gottes zu erkennen, weil ihn unsere Unwissenheit zu allen Zeiten vor uns verbirgt. Man muß immer wünschen ihm nachzufolgen, weil unsere sinnliche Lust und Begierde nicht aufhört, uns davon

zu entfernen, und uns zu demjenigen anzutreiben, was ihr wohl gefällt. Damit aber dieses Verlangen und dieses Versprechen, Gott gehorchen zu wollen, nicht fruchtlos seyn, und nicht in einem blossen Gedanken ohne Wirkung bestehen möge; so thut man wohl, wenn man ernstlich bedenkt, was das heißt, dem Willen Gottes folgen, und wie man diese wesentliche Pflicht des christlichen Lebens in allen Vorfällen seines Lebens ausüben muß. Zu dem Ende muß man nun zuvörderst wissen, was der Wille Gottes, dem wir folgen wollen, ist.

Das II. Kapitel.

Zwo Arten, den Willen Gottes als die Regel und Richtschnur unserer Handlungen, und als die Ursache aller Begebenheiten zu betrachten. Erklärung der ersten Art. Man hat bisweilen die Liebe, ohne es zu wissen, und hat sie hingegen nicht, wenn man sie zu haben glaubt.

Die heil. Schrift und die Lehre der Kirche heissen uns den Willen Gottes auf eine doppelte Art betrachten. Zum ersten als die Regel und die Richtschnur unserer Pflichten, welche uns vorschreibt, was wir thun sollen; welche uns zeigt, wie wir beschaffen seyn sollen; die uns bekannt macht, was wir

wünschen, was wir fliehen und meiden, und wornach wir trachten sollen; die alles Böse verdammt, und alles Gute befiehlt. Zum andern als die Ursache alles dessen, was in der Welt, die Sünde ausgenommen, geschiehet, welche auf eine kräftige Art alles, was gut ist, hervorbringt, und das Böse nur zuläßt, um etwas gutes daraus zu ziehen.

Nach der ersten Art legt ihm die Schrift verschiedene Namen bey, die insgesammt nur eine und dieselbe Sache anzeigen. Er ist das ewige Gesetz, wovon der heil. Augustinus so oft redet, welches die Ordnung der Natur zu stöhren verbiethet, und sie dagegen zu erhalten befiehlt; und welches, indem es den Menschen zwischen Gott und die körperlichen und leblosen Geschöpfe setzt, ihm verbiethet, etwas anders, als das allerhöchste Wesen, zu lieben; weil er es nicht thun kann, ohne seine Ordnung zu verlassen, und ohne sich unter Dinge zu erniedrigen, die entweder geringer, als er, oder ihm gleich sind. Diese göttliche Gerechtigkeit schimmert, wie eben dieser heil. Augustinus spricht, in unserm Verstande; sie macht, daß wir alles, was mit ihr übereinstimmt, lieben, wenn wir auch gleich sonst nichts liebenswürdiges daran wahrnehmen. Die Menschen sind nur gerecht, indem sie diese Gerechtigkeit lieben und ihr folgen. Wenn sie sie aber verlassen; so sind sie Ungerechte und Sünder.

Das sind die Gerichte und Rechtfertigungen, von welchen David so oft redet, das heißt, die gerechten und heiligen Regeln und Verordnungen, die

den Menschen von dem, was er thun soll, unterrichten, und welche in Gott selbst geschrieben und aufgezeichnet sind, weil sie nichts anders, als sein ganz gerechter und ganz billiger Wille sind. Es ist die Weisheit, von welcher der Weise in allen Büchern redet, nach welcher man ein unaufhörliches Verlangen tragen, und die man als Gold und Silber suchen soll, die uns auf unserem Wege zu einem Wegweiser dienet, und welche in Gott und bey Gott wohnet. *Omnis sapientia a Domino Deo est, et cum illo fuit semper, et est ante aevum.* Weish. 1, 1.

Es sind die Gebote, welche die Schrift ewig nennet, und die sie uns immer vor den Augen zu haben, und in unserem Herzen zu bewahren befiehlt; die mit uns gehen, welche uns auch so gar, wenn wir schlafen, nicht verlassen, und, wenn wir erwachen, der erste Gegenstand unserer Gedanken seyn sollen. *Liga ea in corde tuo jugiter, cum ambulaveris gradiantur tecum, cum dormieris custodiant te, et evigilans loquere cum eis.* Sprichw. 6, 21. 22.

Es ist das Licht, welches macht, daß wir Kinder des Lichts sind; und welches die Ursache ist, daß die einen im Finstern, und die andern im Lichte wandeln, nach dem sie es entweder verlassen, oder sich nach ihm richten. *Quia mandatum lucerna est, et lex lux.* Ebend. Cap. 1, 23.

Es ist die Wahrheit, nach welcher von den Gerechten gesagt wird, daß sie in der Wahrheit wandeln, in

der Wahrheit sind, und die Wahrheit sind. Mit einem Worte, es ist Gott selbst, weil alle diese Namen nichts anders, als den Willen Gottes anzeigen, und der Wille Gottes Gott selbst.

Diese göttliche Gerechtigkeit, dieses göttliche Gesetz, diese göttliche Wahrheit ist uns durch die heil. Schrift, und vornehmlich durch das Evangelium bekannt gemacht worden. Und dieses ist einer von den verschiedenen Sinnen dieses Verses des heil. Paulus: *Iustitia enim Dei in eo revelatur ex fide in fidem.* Die Gerechtigkeit Gottes wird uns darinnen offenbahrt, die aus dem Glauben kömmt, und im Glauben vollkommen wird. Röm. 1, 17. Aber die äussere Offenbahrung hilft nichts, wenn Gott unsern Verstand nicht innerlich erleuchtet, wenn er nicht als Wahrheit und Licht in ihm schimmert, und ihm die Schönheit seines Gesetzes nicht bekannt macht. Und deswegen heißt es, es gäbe ein wahres Licht, das einen jeden Menschen, der in die Welt käme, erleuchtete: *Erat lux vera, quae illuminat omnem hominem venientem in hunc mundum*: Es ist ein wahrhaftiges Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen. Joh. 1, 9. Das heißt, die Menschen sind nur in so fern erleuchtet, als dieses göttliche und unerschaffene Licht in ihrem Verstande schimmert.

Wenn die gerechten Menschen dieser Gerechtigkeit folgen, sich nach ihr richten, sie lieben, und ein Verlangen nach ihr haben; so nehmen sie an Gerechtigkeit zu. Wenn sie sie aber verlassen, so

sind sie ungerecht, gottlos, verderbt und unordentlich, weil diese Gerechtigkeit die wesentliche Ordnung, die wesentliche Tugend, und die wesentliche Heiligkeit ist. Und da diese Gerechtigkeit Gott selbst ist; so siehet man deutlich, daß die Liebe zu dieser Gerechtigkeit, die Liebe zu Gott selbst ist; daß sie nichts anders, als die Liebe ist, und daß, aus Liebe zur Gerechtigkeit handeln, aus Liebe zu Gott handeln heißt.

Und hieraus kann man sehen, daß man bisweilen, ohne es zu wissen, die Liebe hat, und aus Liebe handelt; daß man aber auch bisweilen keine Liebe hat, und ohne Liebe handelt, wenn man lebhaft davon gerührt zu seyn glaubt. Denn es giebt Leute, welche, weil sie keine merkliche Ehrerbiethung und Andacht gegen die Menschheit Jesu Christi bey sich verspüren, und bisweilen seine Leidensgeschichte ohne Rührung und Inbrunst lesen, sich einbilden, sie liebten Jesum Christum nicht, weil ihre Liebe nicht von dieser merklichen Andacht und Ehrerbiethung begleitet wird. Wenn aber dergleichen Leute einen grossen Abscheu vor der Ungerechtigkeit und Sünde haben, wenn sie die Gerechtigkeit und das Gesetz Gottes lieben, wenn sie es für gerecht und heilig halten, und wenn sie doch nicht sündigen wollten, ob sie auch gleich Gott deswegen nicht zu strafen verspräche; so lieben sie Jesum Christum wahrhaftig als Gott, weil er die ewige Gerechtigkeit, die ewige Weisheit, und das ewige Gesetz ist, welches sie lieben. Es giebt hingegen welche, die bisweilen

merkliche Regungen gegen Jesum Christum bey sich verspüren; die, wenn sie das, was er für uns gelitten hat, lesen, Thränen vergiessen, und dennoch keine wahre Liebe zu Gott haben, weil sie, wie die Schrift sagt, die Gerechtigkeit und das Gericht nicht lieben, und weil sie nicht eine gewisse Empfindung bey sich verspüren, welche macht, daß wir das göttliche Gesetz für höchstliebenswürdig und höchstgerecht halten, und uns ihm aus Liebe unterwerfen.

Das III. Kapitel.

Wie sehr David von der Liebe des göttlichen Gesetzes gerührt war. Vortrefflichkeit des Psalms: Beati immaculati.

David war von der Liebe zu dem göttlichen Gesetze lebendig gerührt, als er in seinen Psalmen ausrief: Das Gesetz Gottes ist ganz rein, es ziehet die Seelen durch seine Schönheit an sich: *Lex Domini immaculata convertens animas.* Ps. 18, 8. Die göttlichen Verordnungen sind treu, man betriegt sich niemals, wenn man sich nach ihnen richtet. Sie machen weise; nicht die Stolzen, die sich ihnen widersetzen, sondern die Demüthigen, die sich ihnen unterwerfen: *Testimonium Domini fidele, sapientiam praestans parvulis.* Ebend. Die Gerechtigkeit, das heißt, der ganz gerechte Wille des

Herrn ist die Gerechtigkeit selbst, und überschüttet die Seelen mit Freude: *Justitiae Domini recte laetificantes corda.* Ebend. v. 9. Seine Gebote sind voll Licht, und erleuchten die Augen der Seele: *Praeceptum Domini lucidum, illuminans oculos.* Ebend. Die Furcht des Herrn ist heilig; sie vergeht nicht wie die Furcht vor den Menschen, sondern bleibt ewig: *Timor Domini sanctus, permanens in saeculum saeculi.* Ebend. v. 10. Die Gerichte oder Urtheile Gottes sind die Wahrheit selbst; und sie sind an sich selbst gerecht: *Iudicia Domini vera, justificata in semetipsa.* Ebend. Sie sind mehr zu wünschen, als alle Schätze der Welt, und süsser, als das köstlichste Honig: *Desiderabilia super aurum et lapidem pretiosum multum et dulciora super mel et favum.* Ebend. v. 11. Alle diese Ausdrücke rühren von einer Seele her, die vor Bewunderung der Schönheit des Gesetzes Gottes, seiner Gerechtigkeit, seiner Billigkeit, und seiner Annehmlichkeit ganz ausser sich ist, und welche die Regungen auszudrücken sucht, die sie bey sich verspürt, und die Gott zu eben der Zeit in ihr hervorbringt, da er dieses göttliche Gesetz ihren Verstand erleuchten läßt.

Die Kirche ist auch so überzeugt, daß diese Liebe des göttlichen Gesetzes der Grund von der christlichen Gottesfurcht ist, daß in ihr die wahre Liebe bestehet, und daß wir uns mit der Betrachtung dieses Gesetzes beständig beschäftigen sollen, daß, an statt daß sie den übrigen Unterricht der Schrift und

die übrigen Psalmen in verschiedene Tage abtheilet, und uns nicht nöthiget, uns alle Tage damit zu beschäftigen, sie uns diesen vortrefflichen Psalm, nämlich den 18. in welchem David Gott, durch so viel verschiedene Ausdrücke, um die Erkenntniß und Liebe seines Gesetzes bittet, zu unserer täglichen Nahrung vorlegt. Und dieses thut sie deswegen, damit, wenn wir ihn zu allen Stunden des Tages hersagen, dieses für uns eine beständige Erinnerung seyn möge, das göttliche Licht nicht aus den Augen zu lassen, welches uns bey den Finsternissen dieses Lebens allein leiten und führen kann, und ohne welches wir uns täglich verirren.

Alles, was dieser Psalm in sich hält, läuft auf dieses Gebeth, des heil. Paulus hinaus: *Domine, quid me vis facere?* oder auf diesen Vers eines andern Psalms: *Doce me facere voluntatem tuam, quia Deus meus es tu.* Lehre mich deinen Willen thun, weil du mein Gott bist. Ps. 142, 10. Alle Verse dieses vortreflichen Psalms drucken nur einerley, obgleich auf eine gar sehr verschiedene Art aus. Z. E. wenn der Prophet gleich im Anfange sagt: *Beati immaculati in via, qui amulant in lege Domini.* Selig sind, die sich auf dem Wege unbefleckt erhalten, die im Gesetze des Herrn wandeln. Ps. 118, 1. so giebt er Gott zu erkennen, daß er die Glückseligkeit derjenigen bewundert, die sein Gesetz beobachten, und dadurch legt er sein Verlangen, ihnen gleich zu seyn, an den Tag. Nun ist aber dieses Gott zu erkennen gegebene Verlan-

langen ein Gebeth, in welchem man ihn bittet, uns die Gnade zu erzeigen, dieses Gesetz kennen zu lernen, und uns Kräfte zu verleihen, dasselbe zu erfüllen. Wenn er ferner sagt, diejenigen, welche Sünde thäten, wandelten nicht auf den Wegen Gottes: *Non enim, qui operantur iniquitatem, in viis ejus ambulaverunt;* Ebend v. 3. so ist es nicht anders, als ob er einen unwilligen Blick auf das Leben der Sünder, und einen Blick der Liebe und einer heiligen Eifersucht auf das Leben der Frommen würfe; und dieser doppelte Blick, welcher die Liebe zur Gerechtigkeit und den Haß gegen die Ungerechtigkeit in sich faßt, ist ein doppeltes Gebeth, in welchem er Gott um die Erkenntniß und Liebe seines Gesetzes bittet. Es würde mir etwas leichtes seyn, auf diese Art auch alle übrige Verse durchzugehen, und zu zeigen, daß sie sich insgesammt auf einerley Sache beziehen.

Das IV. Kapitel.

Betrachtungen über das Gebeth des heil. Paulus: Herr, was willst du, daß ich thun soll. 1. Man muß Gott bitten, daß man seine eigenen Pflichten einsehen möge. Wie wir uns die Erkenntniß der Pflichten anderer zu eigen machen können.

Weil die Kirche das Gebeth, in welchem man um die Erkenntniß des göttlichen Willens bittet, so oft wiederholt; so giebt sie dadurch zu erken-

kennen, daß kein wichtigeres Gebeth zu finden ist. Es ist deswegen gut, den Verstand desselben recht einzusehen, und zu wissen, wie weit es sich erstreckt; und das können wir aus der Art und Weise lernen, wie es der heil. Paulus ausgedrückt hat, indem er gesagt: Herr, was willst du, daß ich thun soll? *Domine, quid me vis facere?* Man muß dabey bemerken, 1. daß er Gott nicht nur überhaupt um dasjenige bittet, was er zu thun hat, welches ein jeder Christ zu thun verbunden ist; sondern daß er ihn auch um dasjenige bittet, was er insbesondere thun sollte. Er wünscht nicht nur von den allgemeinen, sondern auch von seinen besondern Pflichten unterrichtet zu seyn. Denn es giebt göttliche Gesetze, welche gewissermaassen allgemeine Gesetze sind, weil sie von einem jeden sollen beobachtet werden; es giebt aber auch besondere Gesetze, die von unsern verschiedenen Umständen abhängen. Ein jeder hat seine Gabe von Gott empfangen, und er muß sich wohl vorsehen, daß er sie nicht in der Gabe eines andern brauchen will. Gott verlangt nicht von allen einerley. Was bey dem einen eine Tugend ist, kann bey dem andern ein Laster seyn. Wir haben gewissermaassen alle unsern verschiedenen Weg, zu Gott zu kommen, und wir müssen ihn bitten, daß er uns nicht nur den gemeinen Weg, sondern auch denjenigen, der besonders für uns gehört, bekannt machen wolle. *Domine, quid me vis facere?*

Wenn also diese Worte in diesem Verstande genommen werden; so können sie dienen, uns vor ei-

einem Betruge zu bewahren, der bey frommen Leuten etwas gar sehr gewöhnliches ist, und darinnen bestehet, daß sie ihren eigenen Pflichten sehr wenig, den Pflichten anderer aber gar sehr nachdenken. Es giebt Leute, die recht gut wissen, was die Könige, die Grossen, die Herren, die Knechte, die Beichtväter, die Büssenden, die Reichen und die Armen thun sollen, aber nicht wissen, was sie selbst thun sollen. Sie wenden alles auf andere, auf sich selbst aber nichts an. Zum Unterrichte anderer sind sie voll erbaulicher Reden, für sich selbst aber arm und unfruchtbar. Das kömmt daher, weil sie Gott nicht aufrichtig bitten, daß er ihnen zu erkennen geben möge, was sie thun sollen. Denn eine der ersten Einsichten, die ihnen Gott geben würde, würde diese seyn, daß er wolle, sie sollten viel an sich, und wenig an andere denken: *Et quae praecepit tibi Deus, illa cogita semper*: Denke allzeit an das, was dir Gott befiehlt, spricht der Weise. Sir. 3, 22. Es bleibt uns also keine Zeit übrig, an das zu denken, was er andern befiehlt, es müßte denn seyn, daß er uns selbst daran denken hiesse, und diese Gedanken selbst einen Theil von unsern Pflichten ausmachten, und uns behülflich wären, sie desto treulicher zu beobachten. Denn es ist nicht schlechterdings unrecht, über die Pflichten der verschiedenen Stände nachzudenken; man muß es aber dabey nicht bewenden lassen, sondern das, was man von anderer ihren Pflichten bemerkt und wahrgenommen hat, auf sich selbst anwenden.

Wenn man nur diese Absicht hat; so ist fast keine Betrachtung über die Pflichten anderer zu finden, die uns verbothen wäre. Denn es giebt fast keine Wissenschaft, die sich dergestalt auf andere bezöge, daß sie nicht in uns eine gewisse besondere Pflicht und Verbindlichkeit hervorbrächte, und die man nicht zu seiner eigenen Erbauung ausüben könnte, wenn man sich eben die Mühe gäbe, sich die geistlichen Schätze, die durch unsern Verstand gehen, zu Nutze zu machen, welche sich die Geizigen geben, sich die zeitlichen Schätze, welche durch ihre Hände gehen, zu Nutze zu machen.

Wir kennen z. E. die Gefährlichkeiten des Standes der Grossen, die vielen Pflichten, die ihnen obliegen, und wie schwer es ihnen wird, dieselben zu beobachten. Wir wollen Gott dafür danken, daß er uns nicht als Grosse hat lassen gebohren werden. Wir wollen für diejenigen, die es sind, bethen. Wir wollen Gott für die, so ihre Pflichten beobachten, danken. Wir wollen ihre Tugend bewundern. Wir wollen uns durch ihr Beyspiel erbauen, und uns, indem wir uns mit ihnen vergleichen, demüthigen. Die Schwierigkeit des Lebens der Priester ist uns bekannt. Dieser Gedanke müsse in uns alles Verlangen nach einem so hohen und gefährlichen Stande ersticken; er müsse uns antreiben, Gott zu bitten, daß er seiner Kirche heilige Priester geben, und diejenigen, so es sind, heiligen wolle. Wir besitzen einige Einsicht, die Nachlässigkeit und den Mangel des Eifers in vie-

len

len Klöstern wahrzunehmen; dieses müsse uns antreiben, vor Gott darüber zu seufzen, und in Furcht zu gerathen, weil dieses lauter Merkmaale des göttlichen Zorns über die Kirche sind, dessen Wirkungen wir zu empfinden befürchten sollen, wenn wir ihnen nicht durch Demüthigung und Busse zuvorzukommen suchen. Auf diese Art werden wir für uns selbst alles wissen, was wir für andere wissen, und diese Kenntnisse werden, an statt uns aus uns heraus zu führen, vielmehr dienen, uns dahin zurück zu rufen.

****

Das V. Kapitel.

2. Betrachtung. Man muß um practische Einsichten bitten, und die innern Bewegungen noch mehr, als die äussern, wohl einrichten. 3. Betrachtung. Man muß bitten, daß man den Willen Gottes ganz einsehen möge.

Die zweyte Betrachtung, welche man über diese Worte des heil. Paulus anstellen kann, besteht darinnen: Indem er Gott bittet, ihm anzuzeigen, was er wolle, daß er thun solle; so bittet er ihn nicht um speculativische Einsichten, die ihm zur Führung seines Lebenswandels nichts würden genützet haben; sondern er bittet ihn um diejenigen, die er nöthig hatte, um etwas zu thun. *Domine, quid me vis facere.* Und dieses giebt uns zu erkennen,

daß

daß die Einsichten, nach denen wir streben, und um welche wir Gott bitten können, Einsichten der That und Handlung sind. Es sind diejenigen, die wir zur Leitung unserer Schritte nöthig haben. *Lucerna pedibus meis verbum tuum, et lumen semitis meis.* Dein Wort ist meinen Füssen eine Leuchte, und meinen Fußsteigen ein Licht. Ps. 118, 105. Wir sollen Gott nicht bitten, sehr weit um uns herum zu sehen; es ist gnug, wenn wir sehen und wissen; wo wir unsere Füsse hinsetzen sollen, und wenn uns Gott seinen Willen nach dem Maasse bekannt macht, als wir denselben vollbringen sollen.

Je weiter wir auf dem Wege, auf welchem wir gehen, sehen, desto weniger sehen wir deutlich. Deswegen spricht der Weise, die wahre Klugheit besteht darinnen, nicht anderer ihren Weg, sondern seinen eigenen Weg recht zu kennen. *Sapientia callidi est, intelligere viam suam;* Sprichw. 14, 8. und der Kluge siehet allezeit, wo er gehet: *Astutus considerat gressus suos.* Ebend. v. 15.

Aber der Weg, den man kennen, und die Schritte, die man leiten soll, zeigen nicht nur die äußerlichen Handlungen, die man nach dem göttlichen Gesetze einrichten sollen, sondern auch die innerlichen Bewegungen unserer Seele an. Denn das Herz hat seine Schritte, und seinen Weg; und alles dieses ist nichts anders, als seine Neigungen, das heißt sein Verlangen, seine Furcht, seine Hoffnung, welche er nach dem göttlichen Gesetze einzurichten suchen

soll,

soll, indem er nichts liebet, als was dasselbe billiget, und alles verwirft, was es mißbilliget.

Endlich bittet der heil. Paulus Gott überhaupt, daß er ihm seinen Willen zu erkennen geben soll: *Domine, quid me vis facere?* Er nimmt nichts aus; er bringt Gott ein Herz dar, das bereit ist, alle seine Befehle zu vollbringen. Und er giebt uns dadurch zu erkennen, daß, wenn man Gott bittet, seinen Willen einzusehen, man ein aufrichtiges Verlangen haben muß, ihn ganz einzusehen; und daß man in dem Herzen keine vorsetzlichen Ausnahmen machen muß, vermöge welcher wir wünschen, ihn in dem einen und andern Stücke nicht einzusehen, weil wir sonst sehen möchten, wir wären verbunden, ihn zu erfüllen. Denn es ist einer der größten und gewöhnlichsten Fehler der Menschen, den Willen Gottes auch sogar alsdenn nicht einsehen wollen, wenn es scheinet, als ob sie ihn auf das inbrünstigste um die Gnade, ihn einzusehen, bäthen. Wir haben fast insgesammt gewisse Fehler an uns, die wir nicht anrühren wollen, und welche wir so sehr, als wir können, vor Gott und uns selbst verbergen. Und deswegen wünscht der heil. Paulus den Coloßern nicht nur, daß sie den Willen Gottes wissen und erkennen, sondern daß sie auch mit dieser Erkenntniß erfüllt seyn mögen: *Vt impleamini agnitione voluntatis ejus*; Colos. 1, 9. das heißt, daß kein verborgener Winkel in ihrem Verstande und in ihrem Herzen seyn möge, in welchen dieses göttliche Licht nicht eindringe, und

daß sie keine vorsetzlichen Anhänglichkeiten haben mögen, welche hindern, daß sie Gott mit seinem Lichte und mit seiner Gnade nicht erfüllen kann.

Es giebt aber viel Leute, die dieses Gebeth entweder gar nicht, oder doch nicht so, wie sie sollten, verrichten. Denn wie viele giebt es nicht, die den Tag über ganze Stunden lang Betrachtungen anstellen, und dennoch niemals an die Fehler denken, die ein jeder an ihnen wahrnimmt, welche ihnen aber allein ihr ganzes Leben lang verborgen bleiben. Dieses kömmt daher, weil sie sie gleich anfangs ausgenommen haben. Sie machen Gott alles übrige ihres Herzens bekannt. Was aber den Winkel anbetrifft, in welchen sie diese Unvollkommenheiten, die sie lieben, gelegt haben; so nehmen sie sich gar sehr in Acht, ihn bekannt zu machen. Indessen versichern sie überhaupt, sie wünschten nichts so sehr, als den Willen Gottes zu wissen und zu kennen. Sie sagen alle Tage diesen Psalm, der nur dieses einzige Gebeth in sich enthält, her, und sie glauben, es von ganzem Herzen zu thun. Das kömmt aber daher, weil sie ausser dem Herzen, welches diese Gebethe hersagt, eins für Gott, und eins für sich selbst haben. Sie haben eins, welches Gott in gewissen Handlungen, die für sie nicht gar zu beschwerlich sind, gehorchen will; sie haben aber auch noch ein anderes, welches, weil es an gewissen Dingen hängen bleiben will, nicht einsehen will, daß sie böse sind. Und so gehören sie unter die

jeni-

jenigen, welchen der Weise in folgenden Worten drohet: *Veh duplici corde:* Wehe denen, die ein falsches Herz haben, Sir. 2, 14. und von welchen er sagt, es werde ihnen nicht gelingen, weil sie auf einem doppelten Wege giengen. *Cor ingrediens duabus viis, non habebit successus.* Ein Herz, das zween Wege einschlägt, wird keinen glücklichen Fortgang haben. Ebend. v. 28.

Dieses giebt uns zu erkennen, daß es nicht gnug ist, Gott um die Erkenntniß seines Willens zu bitten, wenn man ihn nicht auch noch um das einfältige Herz bittet, welches weiter nichts wünschet, als ihn zu erfüllen. Darum nennet der Prophet nicht bloß diejenigen glücklich, die Gott zu erkennen geben, daß sie sein Gesetz gern wissen möchten; sondern diejenigen, die es bis auf den Grund erforschen, und von ganzem Herzen suchen: *Beati, qui scrutantur testimonia ejus, in toto corde exquirunt eum;* Ps 118, 2. die es bey dem Verlangen, Gott zu dienen, nicht bewenden lassen, und welche mit eben diesem Propheten zu ihm sagen können: *In toto corde meo exquisivi te, ne repellas me a mandatis tuis:* Ich habe dich von ganzem Herzen gesucht, verstoß mich nicht von deinen Geboten. Ebend. v. 10. diese sind die Gerechten, die ihre Einfalt auf den rechten Weg führt, *simplicitas justorum diriget eos,* Sprichw. 11, 3. weil Gott niemals unterläßt, diejenigen zu erleuchten, die nichts anders wünschen, als ihm zu folgen.

Das VI. Kapitel.

Es ist des Morgens kein Geschäfte und keine Uebung natürlicher, als Gott zu bitten, daß er uns seinen Willen wolle einsehen und befolgen lassen, und zum voraus seine Handlungen nach dem, was man davon weis, einzurichten. Die Aufmerksamkeit auf diesen Willen ist die wahre Uebung in der Gegenwart Gottes, oder die rechte Art vor Gott zu wandeln.

Viele Personen verlangen gottselige Uebungen für den Morgen, und viele schreiben welche vor, wobey ein jeder seinen Einsichten und den Regungen seiner Gottesfurcht folgt. Es scheinet aber, es sey nichts natürlicher und nützlicher, als sich Gott, wie der heil. Paulus, darzustellen, um seinen Willen den Tag über zu vollbringen; ihn um die Gnade, denselben einzusehen, zu bitten; seine Handlungen vorherzusehen; sie nach den Einsichten, die er uns verleihet, einzurichten; und ihn zu bitten, uns die Kraft zu schenken, das, was er uns von seinem Willen bekannt macht, zu erfüllen. Denn man muß es nicht dabey bewenden lassen, Gott überhaupt zu bitten, daß er uns von unsern Pflichten unterrichten wolle; sondern man muß ihn auch bey einer jeden besondern Handlung zu Rathe ziehen, und zwar nicht nur wegen des Aeusserlichen

der Handlungen, sondern auch in Ansehung des innern Zustandes, damit wir sie hernach den Tag über bey dieser Gesinnung und in diesem Zustande auszuüben suchen. Auf diese Art würde man dieser Ermahnung des Weisen nachkommen, sich, so bald man des Morgens erwachet wäre, mit den göttlichen Geboten zu unterhalten: *Et evigilans loquere cum eis.* Sprichw. 6, 22.

Dieses ist eigentlich der Begriff, den der heil. Augustinus von der wahren Gottesfurcht hatte. Und wenn er uns einen Begriff von einem Weisen, das heißt, von einem wahren Christen machen will; so schildert er ihn uns in folgenden Worten ab: Wir wollen uns, spricht er, einen weisen Menschen vorstellen, dessen Verstand von der ewigen und unveränderlichen Wahrheit erleuchtet ist, **der sie bey allen seinen Handlungen zu Rathe ziehet, und der keine thut, welche er nicht in dieser Wahrheit siehet, daß er sie thun soll,** damit, wenn er ihr gehorchet, und sich ihr unterwirft, er recht und richtig handeln möge *). Man muß sich aber nicht einbilden, als ob diejenigen, die nicht weise sind, das heißt, die, welche diesen Grad der Vollkommenheit nicht erreichet haben, dieses Gesetz nicht zu Rathe ziehen dürften. Sie sind eben sowohl dazu verbunden, als die weisesten; und sie sind eben deswegen nicht weise, weil sie es nicht zu Rathe ziehen, und also auch unmöglich recht handeln können, weil recht handeln nichts anders heißt, als dieses Gesetz lieben, sich

*) *Lib. 3. de Trinit. c. 3. n. 8.*

ihm unterwerfen, und sich bey seinen Handlungen nach demselben richten.

Man muß es aber nicht dabey bewenden lassen, daß man das Gesetz Gottes und seine Gerechtigkeit nur zu Anfange des Tages zu Rathe ziehet; sondern man muß es auch, so viel möglich, niemals aus den Augen lassen. Vornehmlich aber ist es bey allen neuen Handlungen, die nicht zu der Ordnung, welche man sich vorgeschrieben hat, gehören, nöthig, einen Blick auf Gott zu werfen, um ihn zu bitten, uns zu erkennen zu geben, was wir thun sollen, und sein Gesetz wegen des Verhaltens, das wir dabey beobachten sollen, zu Rathe zu ziehen. Es scheinet also, man könne sich keinen bessern Begriff von dem christlichen Leben und der christlichen Gottesfurcht machen, als wenn man es als ein Leben einer beständigen Aufmerksamkeit auf dasjenige betrachtet, was Gott in einem jeden Stande, und bey einer jeden, so wohl äusserlichen als innerlichen Handlung, von uns verlanget; und daß dieses der Zustand ist, den der Prophet ausdrückt, wenn er sagt: *Providebam Dominum in conspectu meo semper.* Ich hatte den Herrn allzeit vor meinen Augen. Ps. 15, 8. Denn dieser Blick nach Gott ist der Blick eines Knechtes nach seinem Herrn, und eines Sohns nach seinem Vater, der ein aufrichtiges Verlangen, seinen ganzen Willen einzusehen, und eine Vorbereitung des Herzens, ihm zu folgen; in sich faßt. Dieses ist eigentlich die Uebung, die man die Uebung vor

Gott

Gott, oder das Wandeln vor ihm, welches in den Büchern der Andacht und Gottseligkeit so nachdrücklich empfohlen wird, nennen kann. Kurz, es ist dasjenige, was Gott dem Abraham selbst empfahl, als er ihm geboth, vor ihm zu wandeln: *Ambula coram me, et esto perfectus.* 1. Mos. 17, 1. Denn vor Gott wandeln, und ihn vor Augen haben, heißt sein Gesetz beständig zu Rathe ziehen, und seinem Lichte folgen, weil dieses Licht und dieses Gesetz nur eins und dasselbe ist.

****

Das VII. Kapitel.

Man muß die äusserlichen Handlungen allzeit wohl einrichten, wenn man auch gleich innerlich nicht ruhig ist. Dieses Verhalten ist die Quelle von der Gleichheit des Sinnes und Gemüthes. Ein frommer Mann hat keinen eigenen Willen (Humor). Der verstorbene Bischoff von Alet war ein Beyspiel von diesem Charakter.

Unter den äusserlichen und innerlichen Handlungen ist dieser Unterschied, daß man weit besser einsieht, ob die äusserlichen Handlungen mit dem göttlichen Gesetze übereinstimmen, oder nicht, als es in Ansehung der innern geschieht, die oftmals von den Wolken bedeckt sind, welche die sinn-

liche Begierde darüber verbreitet, so daß wir nicht gewiß sagen können, ob wir ganz in dem Zustande sind, in welchem wir nach dem Willen Gottes seyn sollen. Da wir aber aus dieser Dunkelheit nicht heraus kommen können; so müssen wir nicht unterlassen, das Aeussere wohl einzurichten, weil die Verbesserung unsers äussern Wandels ein Mittel ist, zur innern Besserung der Seele zu gelangen. Wenn man also noch nicht so gesinnt ist, wie man es seyn soll; so muß man doch nicht unterlassen, zu thun, was man thun soll. Wenn man Regungen des Stolzes in sich bemerkt; so muß man sich um so viel mehr bemühen, äusserlich demüthig zu handeln. Wenn man also auch wahrnimmt, daß man in seinem Herzen gegen jemand aufgebracht und erbittert ist; so will Gott haben, man soll auf diese Empfindung gar nicht sehen, sondern so handeln, als ob man ein recht liebreiches und zärtliches Herz gegen ihn hätte. Und ein solches Verhalten ist gar keine Heucheley, weil es nach der Wahrheit eingerichtet ist. Und wenn gleich die Bewegungen auf der Oberfläche der Seele nicht damit übereinstimmen; so ist es doch von demjenigen Theile der Seele, welcher die Herrschaft hat, und den äussern Gliedern gebiethet, eingerichtet.

Dieses ist das einzige Mittel zu einer beständigen und einförmigen Gottesfurcht zu gelangen, die sich nur allein nach Gott richtet, ohne ihre Gesinnungen, Begierden und Neigungen zu Rathe zu

ziehen, und welche äusserlich nur die Gemüthsbeschaffenheit und die Gesinnungen wahrnehmen läßt, welche mit der Handlung, die man thut, übereinstimmen. Ist es eine Gelegenheit, wo es sich schickt, aufgeräumt und fröhlich zu seyn; so muß man auch ein aufgeräumtes und fröhliches Wesen von sich blicken lassen. Ist es nöthig, traurig und betrübt zu seyn; so muß man Traurigkeit und Betrübniß an den Tag legen. Es giebt Gelegenheiten, wo man Zärtlichkeit, Dankbarkeit, Aufrichtigkeit und Mitleiden von sich muß blicken lassen; man muß also ihre Bewegungen in sich zu erwecken und hervorzubringen suchen, und zwar nach dem Maasse, als uns die nach dem göttlichen Willen eingerichtete Vernunft sagt, daß es billig und nützlich ist, sie wahrzunehmen. Ist es uns nicht möglich sie lebhaft zu empfinden; so müssen sie doch wenigstens gleichsam in unser Aeusserliches eingedrückt seyn. Und auf diese Art müssen wir hoffen, Gott werde uns die Gnade erzeigen, unsere innern Bewegungen so einzurichten, wie wir die äussern aus Liebe zu ihm eingerichtet haben.

Dieses üben in der Welt die geschickten Hofleute aus. Sie haben keinen eigenen Willen, weil sie ihre Leidenschaften von den Personen, welchen sie gefallen wollen, entlehnen. Ihr Interesse ist der Grund von der superficiellen Freude, von der scheinbaren Traurigkeit, von dem guten Gesichte, und von dem Wohlgefallen, so sie äusserlich von sich blicken lassen. Die wahre Frömmigkeit ahmet dieses

Verhalten beynahe nach, ausser daß sie seinen Grund und seinen Zweck abändert, und, an statt des Interesse, welches die Regel der Weltmenschen ist, das göttliche Gesetz zu ihrer Regel macht, in welcher sie so wohl siehet, wie sie mit einem jeden umgehen, als auch bey was für einer innern Beschaffenheit man es thun soll. Verspürt sie sie; so folgt sie ihr. Verspürt sie sie aber nicht; so erweckt sie sie, so viel sie kann, und drückt sie wenigstens ihren äusserlichen Handlungen ein, um sie nach und nach dem Herzen einzuprägen.

Gewisse gar sehr kluge Personen, die einen grossen Prälaten *), welcher der französischen Kirche Ehre gemacht hat, gar sehr gekannt haben, sagten von ihm, er hätte verschiedene Gesichter, nach den verschiedenen Handlungen, deren er sich unterzöge. Er hätte eins vor dem Altare und in der Kirche, welches eine grosse Andacht zu erkennen gäbe; er hätte ein anderes im Umgange, welches ein lustiges Wesen anzeigte; ferner hätte er ein ernsthaftes bey solchen Sachen, wo er seine Autorität müßte sehen lassen; und wiederum ein freundliches und mitleidiges, wenn es die Gelegenheit erforderte. Und das ist eigentlich die Gleichheit des Geistes, und die Unterdrückung einer jeden Gemüthsart, welche die Betrachtung des göttlichen Willens in uns hervorbringen soll. Aber ausser den übrigen Vortheilen, die man von diesem Verhalten hat, auf solche Art alle seine Neigungen zu unterdrücken, ihre Ungleichheiten

eben

*) **Nicolaus Pavillon, Bischoff von Alet, der den 8. Dec. 1677. gestorben ist.**

eben zu machen, und bey einer jeden Handlung nur die Bewegungen merken zu lassen, welche uns die Vernunft eingiebt, hat es auch noch den Nutzen, daß es die größte, die nützlichste und beständigste Tödtung, die man ausüben kann, in sich faßt. Es ist verborgen, und es nimmt es niemand wahr. Es ist anhaltend und beständig, weil sich unsere Neigungen in alles mischen, und uns unaufhörlich von der göttlichen Ordnung abziehen, wir mögen allein, oder mit andern in Gesellschaft seyn. Es giebt niemanden Anlaß zu klagen. Die Bedienten nehmen keinen Theil daran. Die geistlichen und leiblichen Aerzte verbiethen es uns niemals. Es giebt so gar Gelegenheit, die geistliche Tödtung unter leiblichen Erleichterungen zu verbergen, wenn uns die Vernunft befiehlt, daß wir uns ihr unterwerfen sollen; und sie schafft gewisse Arten zu handeln davon ab, welche oftmals dienen, die Ehre der Kreuzigung zu erhalten, wenn man sie auch nicht mehr ausübt.

Das

Das VIII. Kapitel.

Tugendhafte Handlungen, welche uns die Betrachtung des göttlichen Willens bekannt macht. Ordnung der Handlungen. Man muß sich nicht daran binden. Der Klostergehorsam erleichtert das christliche Leben.

Es macht uns auch nichts mehrere auszuübende tugendhafte Handlungen bekannt, als diese beständige Aufmerksamkeit auf das göttliche Gesetz, weil sie nichts mehr vor uns verbirgt, als wenn man seinen Neigungen folgt. Diese Aufmerksamkeit lehret uns, so viel, als wir nur christlicher Weise können, zum Vergnügen anderer im Umgange beyzutragen, sich durch ein ungezwungenes gefälliges Verhalten bey ihnen einzuschmeicheln; sie, wenn sie uns überlästig sind, zu ertragen; sie von gewissen Fehlern auf eine liebreiche und mit ihrem Charakter übereinstimmende Art zu benachrichtigen; sie nicht unnützer Weise vor den Kopf zu stossen; zu rechter Zeit zu schweigen; wenn es nöthig ist, zu reden; und auf diese Art sehr viel kleine Pflichten zu beobachten, die von denen, welche nach ihrem natürlichen Charakter handeln, nicht bemerkt werden. Diesen Sinn haben unter andern folgende Worte des Weisen: *Qui autem inquirunt Dominum, animadvertunt omnia*: Die, so Gott suchen, geben auf alles Achtung. **Sprichw. 28, 5.**

Die-

Diese Aufmerksamkeit auf den göttlichen Willen erhält uns bey einem ordentlichen, gleichen und einförmigen Leben, und macht, daß wir zu einer Zeit dieselben Dinge treulich beobachten. Denn wenn unsere Absicht ist, Gott zu folgen; so werden wir mit Recht urtheilen, daß wir seinem Willen weit ähnlicher werden, wenn wir in gleichgültigen Dingen eine eingeführte Ordnung beobachten, als wenn wir aus Neigung und Phantasie davon abweichen. Je weniger Antheil wir an den Sachen haben, desto mehr Ursache haben wir, zu glauben, daß wir Gott folgen, wenn wir sie thun. Und diejenigen, die an und für sich gleichgültig sind, werden ungleich und verschieden, wenn man mit den einen diese Ursache der Ungleichheit bey denselben Uebungen verbindet.

Wenn wir aber aus Liebe zu dem göttlichen Willen in gleichgültigen Dingen die Ordnung und Gleichheit der Unordnung und Ungleichheit vorziehen; so hängen wir auch nicht fest an diesen Uebungen, sondern sind bereit, sie zu ändern, wenn es Gott haben will. Denn da wir nur Gott gehorchen wollen; so sind wir eben so zufrieden, wenn wir ein anderes ähnliches Mittel finden, diesen Gehorsam auszuüben. Man muß sich also in den gleichgültigen Dingen eine Regel vorgeschrieben haben, welche man will; so muß man doch bereit seyn, sie bey den Gelegenheiten zu ändern, wo uns Gott zu erkennen giebt, daß er etwas anderes von uns verlanget. Vermöge dieser Biegsamkeit unterlassen

Per-

Personen, die das studiren lieben, nicht, sich mit andern, ob sie gleich sonst eben keine Liebhaber davon sind, sorgfältig zu unterreden, wenn es die Liebe verlangt; sie verderben gewissermaassen ihre Zeit, wenn es Gott haben will, daß sie sie verderben sollen; sie lassen ihre Arbeit liegen, wenn es Gott haben will; sie machen keine gewissen und bestimmten Entwürfe, und sehen allzeit auf Gott, um dasjenige zu thun, was ihm nach der Einsicht, die er ihnen verleihet, angenehm ist.

Man muß sich indessen hüten, daß man diese Biegsamkeit nicht bis zur Unbeständigkeit treibet. Denn da die Menschen nur sehr wenig Zeit für sich haben; so können sie sich unmöglich mit einer gewissen Sache beschäftigen, ohne die andere indessen liegen zu lassen. Bey dieser Wahl sollen nun die kleinern den grössern nachstehen. Man muß nothwendig wählen; und wenn man gewählet hat, muß man die getroffene Wahl nicht leicht ändern. Wenn es z. E. nicht möglich ist, gewisse Personen zu führen, und zu gleicher Zeit für die Kirche zu arbeiten; so muß man sehen, was das nützlichste ist, und mit unserem Berufe am meisten übereinstimmet. Wenn man nicht alle Wissenschaften lernen kann; so muß man sich auf einige einschränken, und es sich gefallen lassen, in gewissen Dingen nicht geschickt zu seyn. Wenn man nicht alle Liebeswerke verrichten kann; so muß man sich auf diejenigen einschränken, die in unserem Vermögen sind, indem man allzeit an diese Ermah-

nung des Weisen gedenkt, die uns bey sehr vielen Gelegenheiten zur Regel dienen soll: *Fili, ne in multis sint actus tui.* Mein Sohn, menge dich nicht in viel Dinge. Sir. 11, 10.

Alles dieses giebt zu erkennen, daß der Gehorsam der Ordenspersonen vielmehr ein leichter Weg ist, den die Heiligen gefunden, das göttliche Gesetz zu beobachten, als eine neue Strenge, die sie dem Evangelio beygefügt haben. Denn man mag sich in einem Stande befinden, in welchem man will; so kann es weder erlaubt seyn, aus Lust und Begierde zu handeln, nach seinem Willen und seinem Eigensinne zu folgen. Der Wille Gottes muß allzeit unsere Regel und Richtschnur seyn, nicht nur in den wichtigen, sondern auch sogar in den kleinsten Handlungen. Da nun aber dieser Wille Gottes bisweilen schwer einzusehen ist, und unser eigener Wille oftmals die Stelle des göttlichen Willens einnimmt; so haben die Heiligen diesen Gehorsam gegen einen Obern eingeführt, um uns in allen gleichgültigen Handlungen zu bestimmen, indem sie uns den Willen Gottes deutlicher machen. Denn es ist gewiß, daß es Gott haben will, daß die Ordenspersonen in diesen Dingen ihrem Obern gehorchen sollen; da es hingegen denen, die keinen Obern haben, weit schwerer wird, einzusehen, was Gott von ihnen verlangt.

Dieses kömmt von der Unreinigkeit ihres Herzens her, welches dieses göttliche Gesetz verdunkelt. Denn wenn wir ein redliches und einfältiges

ges Herz hätten; so würden wir den Willen Gottes bey den geringsten Vorfällen deutlich einsehen. Darum ermahnet uns der heil. Apostel Paulus, unsern Geist zu erneuern, den Willen Gottes einzusehen: *Renovamini in novitate sensus vestri, ut probetis, quae sit voluntas Dei bona, bene placens et perfecta.* Röm. 12, 2. Wir sollen also glauben, daß, wenn wir ihn nicht einsehen, dieses daher kömmt, weil wir nicht erneuert sind, sondern noch des Lebens Adams leben; das heißt, daß wir nur an weltliche Dinge denken; daß unser Herz mit der Liebe zur Welt angefüllet, und von der Liebe Gottes leer ist, welche der Grund von der Erneuerung der Seele ist.

Man muß sich auch nicht einbilden, als ob wir deswegen, weil wir kein Gelübde gethan haben, die übrigen Uebungen des Klosterlebens zu beobachten, von denen frey wären, welche zur Erhaltung und zum Wachsthume der Gottesfurcht und Frömmigkeit dienen. Der Wille Gottes, den er uns in Ansehung dieses Puncts bekannt macht, ist ein allgemeiner Wille, wenn er zu uns sagt: *Haec est voluntas Dei, sanctificatio vestra.* Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung. 1. Thess. 4, 3. Und diese Bekanntmachung verbindet uns, beständig an unserer Heiligung zu arbeiten, und die Mittel zu ergreifen, die dazu dienlich sind, und welche uns ebendieses Gesetz lehret. So daß, wenn wir weder Lehrmeister, die uns zur Tugend anführen, noch Beichtväter, welche uns diese Liebe erweisen;

haben, das göttliche Gesetz bey uns die Stelle der einen und der andern vertreten, und wir aus demselben die Uebungen entlehnen sollen, welche uns von unsern Krankheiten befreyen, und auf dem Wege des Heils immer weiter bringen können; denn es fällt einer Ordensperson nicht so schwer, als uns, zu thun, was man ihr befiehlt.

Das IX. Kapitel.

Unser vornehmstes Augenmerk soll seyn, Gott in dem gegenwärtigen Augenblicke zu gehorchen. So weit man sich auch immer von Gott entfernt hat, so kann man sich doch gleich wieder in seine Ordnung begeben. Das göttliche Gesetz macht allen einen Weg des Friedens bekannt.

Dieses Verlangen, den Willen Gottes einzusehen, geht besonders das Gegenwärtige an. Denn ob man gleich bisweilen vorhersehen kann, was man in Zukunft thun soll; so soll es doch niemals geschehen, als wenn es eine gegenwärtige Pflicht ist, daran zu denken. Man kann also sagen, der Weg der Wahrheit und des Lebens bestehe darinnen, zu sehen und zu wissen, was Gott in dem gegenwärtigen Augenblicke von uns verlangt, und es so gleich zu vollstrecken; das heißt, zu bethen, wenn Gott will, daß wir bethen sollen; zu leiden, wenn Gott will, daß wir leiden sollen; etwas zu thun, wenn er

Bayer. Staats-Bibliothek München

will, daß wir es thun sollen; uns mit dem Zukünftigen zu beschäftigen, wenn er will, daß wir uns damit beschäftigen sollen; an uns zu denken, wenn wir an uns denken sollen; und an andere zu denken, wenn er uns an sie zu denken befiehlt.

Was würde man aber thun müssen, wenn man seinen gegenwärtigen Stand betrachtete, und fände, daß er nicht in der Ordnung und Gott zuwider wäre? Man würde thun müssen, was Gott für diesen Stand vorschreibt. Denn es ist in dieser Welt keiner so unglücklich und so unordentlich, in welchem man sich nicht sogleich in die göttliche Ordnung begeben könnte; gleichwie kein Stand so heilig ist, und mit dem Willen Gottes so sehr übereinstimmte, den man nicht alle Augenblicke verlassen könnte. Es giebt in einem jeden Stande allemal einen Weg, der zu Gott führet; und so bald man anfängt diesen Weg zu betreten, ist man in seiner Ordnung. Steckt man in dem Laster; so ist der Weg, der zu Gott führet, dieser, daß man dem Laster entsagt, und sich entschließt, alle Mittel zu ergreifen, welche nöthig sind, dasselbe zu verlassen, und so gleich dasjenige Mittel zu brauchen, welches mit der göttlichen Ordnung am meisten übereinstimmet. Ist man auf eine unrechte Art in ein Amt gekommen, daß man niederlegen muß, und man kann es so gleich thun; so begiebt man sich wieder in die göttliche Ordnung, wenn man es wirklich niederlegt. Wenn aber die Klugheit nicht erlaubt, daß man einen solchen Stand so gleich verläßt; so ist

es gnug, wenn man es dem Wunsche und Verlangen nach thut. Und ob man sich gleich wider die göttliche Ordnung in diesen Stand begeben hat; so ist es doch nicht wider seine Ordnung, wenn man darinnen bleibt, weil uns nur noch sein Wille in demselben zurücke hält.

Es sind also nicht nur die Frommen, welche, wenn sie das göttliche Gesetz um Rath fragen, in dem Innersten ihres Herzens eine Antwort des Friedens hören, wie der Prophet sagte: *Audiam, quid loquatur in me Dominus Deus; quoniam loquetur pacem in plebem suam:* Ich will hören, was Gott der Herr in mir reden wird; denn er wird Friede über sein Volk reden: Ps. 84, 9. Es sind nicht nur die Heiligen, *et super sanctos suos;* sondern es sind auch die grossen Sünder, wenn sie nur in sich gehen, und sich zu Gott bekehren: *Et in eos, qui convertuntur ad cor.* Und über die, die wieder zu ihrem Herzen kehren. Dieses göttliche Licht zeigt allen einen Weg des Friedens; es ist aber an dem, daß er dem einen schwerer, als dem andern wird, und daß er oftmals denen, die in dem Laster stecken, so rauh und steil vorkömmt, daß sie zweifeln, ob sie ihn werden gehen können. Wenn sie sich aber nur Gewalt anthun; so ist es ihnen nicht unmöglich, weil eben das Licht, welches ihnen diesen Weg zeigt, ihnen auch eine Hülfe bekannt macht, die sie durch ihr Gebeth erlangen können, und welche ihnen mehr Kraft und Stärke geben kann, als sie Schwachheit an sich haben.

Das X. Kapitel.

Die Betrachtung des göttlichen Willens, als Gerechtigkeit, macht, nach dem verschiedenen Zustande derer, die ihn betrachten, das Paradies und die Hölle aus.

Die Betrachtung des göttlichen Willens, als Gerechtigkeit, macht die Gottesfurcht der wahren Christen auf der Welt aus; und sie wird einmal im Himmel die ewige Seligkeit der Auserwählten ausmachen. In dieser Betrachtung bestehet der Strohm des Vergnügens, mit welchem sie werden getränket werden. Denn ihr größtes Vergnügen wird seyn, nichts mehr an sich zu haben, das der Gerechtigkeit Gottes zuwider ist, und ihr vollkommen unterworfen zu seyn. Ihre Ehre wird darinnen bestehen, daß sie über sie herrschet; und auf diese Art wird ihre Liebe ganz rein seyn, weil sie Gott nicht auf sich, sondern sich auf Gott beziehen, und in sich nur Gott lieben werden. Deswegen spricht der heil. Augustinus, wenn er den Zustand der Heiligen im Himmel beschreibt, sie werden sich beständig vor Gott erniedrigen und auf das tiefste demüthigen, indem sie ihn vermöge einer ewigen Liebe sich selbst vorziehen.

Es ist aber etwas sonderbares, daß, vermöge einer ganz entgegen gesetzten Wirkung, dasjenige, was

was Gott den Bösen von seiner Gerechtigkeit bekannt machen wird, ihre größte Marter ausmachen und dasjenige seyn wird, was sie in die Hölle stürzet. Denn, wie eine gar sehr erleuchtete Heilige *) sagt: So bald eine Seele von ihrem Leibe geschieden ist, begiebt sie sich gerade an den Ort, der sich für sie schickt. Und wenn sie nach ihrem Abschiede den Ort nicht fände, den der Rathschluß der göttlichen Gerechtigkeit für sie zubereitet hat; so würde sie in einer tausendmal grösseren Hölle seyn, weil sie sehen würde, daß sie sich nicht in der Ordnung, und wo sie Gott haben wollte, befände. Da sie nun also keinen Ort, der sich besser für sie schicken, und ihr nicht so beschwerlich, als die Hölle seyn würde, findet; so stürzt sie sich in dieselbe, als in ihren Mittelpunct, und in den einzigen Ort, der sich für sie schickt, hinein.

Sie liebet zwar diese Gerechtigkeit nicht; sie kennet sie aber, und diese Gerechtigkeit, beschämt und überzeugt sie von ihrer Unwürdigkeit, welches sie nicht ertragen kann. Es giebt ein Anschauen Gottes, welches antreibt, sich mit ihm zu vereinigen, und sich dem Lichte seiner göttlichen Augen darzustellen; es giebt aber auch ein anderes, welches antreibt, ihn zu fliehen, und sich, so viel man kann, seiner Gegenwart zu entziehen. Adam und Cain empfanden diese Bewegung nach ihren Sünden, und sie trieb den einen an, sich in den irdischen Paradiese zu verbergen, und den andern, in der

*) **Die heil. Catharina von Genua.**

Welt als ein Flüchtling herumzulaufen, um den Bissen seines Gewissens zu entgehen, die ihm keine Ruhe liessen. Diese mit den Sünden verbundene Empfindung ist keine Empfindung der Furcht und des Schreckens, sondern eine Empfindung der Wuth und Verzweifelung. Man kann es nicht ausstehen, denjenigen zu sehen, den man beleidiget hat, und hasset, weil sein Anblick ein beständiger Vorwurf ist. Man möchte ihn gern zernichten, wenn man nur könnte. Da man es aber nicht kann; so fliehet man vor ihm, und verbirgt sich vor ihm, so gut man kann. Diese Empfindung ist in dem gegenwärtigen Leben schwach, in welchem wir uns die Häßlichkeit der Sünde nur unvollkommen vorstellen; aber in jenem Leben wird sie keine Gränzen haben, wenn, wie der heil. Augustinus spricht, die Sünden ihre Dornen getrieben haben, und wir von denselben werden gestochen werden *).

Durch diese Empfindung werden sich also die Verdammten selbst in die Hölle, als an den Ort stürzen, der am finstersten, und von Gott am weitesten entfernt ist, und wo sie die durchdringenden Strahlen seiner Gerechtigkeit am wenigsten empfinden werden. An einem jedem andern Orte ist es für sie viel zu lichte, und ihre Augen können das Licht, welches sie hassen, nicht vertragen.

Die größte Marter kranker Augen ist, sie an das helle Licht zu bringen, und sie zu zwingen, in dasselbe hineinzusehen. Die größte Hölle der verdamm-

*) *In Ps.* 57. *v.* 20.

dammten würde seyn, sie zu nöthigen, in dem Lichte der Heiligen zu erscheinen, auf der einen Seite ihre Herrlichkeit und die Liebe Gottes gegen sie, und auf der andern ihre eigene Häßlichkeit, und den Haß, den Gott gegen sie hegt, zu sehen. Sie wünschen also nichts mehr, als sich, so sehr sie können, vor diesem Lichte, das sie tödtet, zu verbergen.

Die Betrachtung der Gerechtigkeit Gottes nebst der Betrachtung seiner Barmherzigkeit und Liebe, ist ein Anblick, der tröstet und erquicket. Die Betrachtung ebendieser Gerechtigkeit nebst der Betrachtung seines Hasses, ist ein Anblick, der zu Boden schlägt und den Muth benimmt, und welcher die Seele antreibt, einen jeden andern Ort, ausser der Hölle, zu verlassen.

Denn man kann aus Stolze wünschen, einen Ort, dessen man nicht würdig ist, zu verlassen. Judas war nicht demüthig, als die Gewissensbisse wegen seiner begangenen bösen That machten, daß er dafür hielt, er wäre nicht würdig zu leben. Er konnte den Vorwurf seiner Unwürdigkeit nicht leiden, und nahm sich das Leben, um jenem zu entgehen. Eben so verlassen die Verdammten alle übrige Oerter, deren sie nicht würdig sind, gern und willig, um den durchdringenden Blick des Lichtes zu vermeiden, das sie von ihren Sünden überzeugt, sie verjagt, und macht, daß sie vor ihm fliehen, wie der Engel den Adam aus dem Paradiese vertrieb.

Sie können es nicht leiden, daß sie nicht in der Ordnung sind; aber nicht aus Liebe zur Ordnung, sondern weil sie den innern Vorwurf ihrer Unordnung nicht ertragen können.

Die Hölle ist also der Mittelpunct der Verdammten, wie die Finsterniß der Mittelpunct derer ist, die vor dem Tage fliehen. Sie ist derjenige Zustand, in welchem ihnen das göttliche Licht am wenigsten beschwerlich fällt; wo die Vorwürfe ihres Gewissens weniger lebhaft sind, und ihr Stolz weniger beschämt wird. Es ist also eine Art von Linderung für sie, sich hinein zu stürzen. Wenn sie Gott und seine Ordnung zernichten könnten; so würden sie es thun. Sie sehen aber ein, daß sie es nicht können. Sie verbergen sich also und versenken sich in die Hölle, und sie würden wünschen, daß noch ein grösseres Chaos zwischen Gott und ihnen wäre, um sich, wenn sie könnten, vor den Strahlen der Wahrheit zu verbergen, die sie auch in dem tiefsten Abgrund durchdringen wird.

II. Theil der zweyten Abhandlung.

Von der Ergebung in den Willen Gottes

Das I. Kapitel.

Die Betrachtung des göttlichen Willens, als Gerechtigkeit, verbindet uns, uns ebendiesem Willen, als die Ursache aller Begebenheiten betrachtet, zu unterwerfen. Man muß bey allen diesen Begebenheiten bis zur ersten Ursache zurückgehen, ohne sich bey den zweyten aufzuhalten.

Wir haben die erste Art den Willen Gottes zu betrachten gesehen, welche gewissermaassen das ganze christliche Leben in sich hält, weil sie die Kenntniß und Liebe des göttlichen Gesetzes in sich begreift. Aber eben diese Betrachtung, vermöge welcher wir dieses Gesetz als die Regel und Richtschnur unserer Handlungen ansehen, führet uns von sich selbst dahin, uns dem Willen Gottes zu unterwerfen, in so fern er als die Ursache alles dessen, was in der Welt geschieht, betrachtet wird, die Sünde ausgenommen, die er nur zuläßt; und die-

ses ist die andere Art, nach welcher, wie wir gesagt haben, man ihn betrachten sollte. Denn indem wir durch den Glauben die grossen Wahrheiten entdecken, daß Gott alles thut; daß er alles anordnet; daß er alles einrichtet; daß seiner Vorsehung nichts entgeht; daß er durch alles, was in der Welt geschieht, entweder seine Barmherzigkeit, oder seine Gerechtigkeit ausübet; daß die Geschöpfe nur so viel Macht und Gewalt haben, als er ihnen giebt; daß sie nur die Werkzeuge und Vollstrecker seiner Befehle sind; daß sie, wie die Schrift sagt, nur wie eine Axt in der Hand desjenigen, der damit hauet, und wie ein Stecken in der Hand dessen, der damit schlägt, sind; Jes. 10, 15. so werden wir zu gleicher Zeit in ebendiesem Willen, als die allerhöchste Gerechtigkeit betrachtet, gewahr, daß es recht und billig ist, daß Gott regiret, und wir gehorchen; daß es ihm zukömmt, uns zu führen, uns aber, ihm zu folgen; daß es unsere Schuldigkeit ist, uns nach seinem Willen zu richten, und nicht zu verlangen, daß er sich nach dem unserigen richten soll; und daß, da dieser Wille allzeit gerecht und heilig ist, er auch allzeit anbethenswürdig, und allzeit werth ist, daß wir uns ihm unterwerfen, und ihn lieben, ob uns gleich seine Wirkungen bisweilen hart und beschwerlich fallen; weil nur ungerechte Seelen wider die Gerechtigkeit etwas einzuwenden haben können, und also die Mühe, die es uns bisweilen kostet, uns ihm zu unterwerfen, ein Beweis von unserer Ungerechtigkeit und von unserem Verderben ist, welches

uns antreiben soll, die Schuld nicht auf Gott, sondern auf uns selbst zu schieben, indem wir mit dem Propheten zu uns sagen: *Nonne Deo subjecta erit anima mea?* O meine Seele, willst du dich Gott nicht unterwerfen? Ps. 61, 2.

Um sich aber in diese Unterwerfung, zu welcher uns die Gerechtigkeit selbst verbindet, zu schicken, thut man wohl, wenn man den Willen Gottes oft betrachtet, der in der Welt durch alle Geschöpfe handelt und wirket. Denn die Empörung, die wir in dem, was uns begegnet, wahrnehmen, rühret zum Theil davon her, weil wir uns gar zu sehr bey den Geschöpfen aufhalten, und ihnen die Begebenheiten zuschreiben. Wir sehen nur den Stecken, der uns schlägt und züchtiget, aber nicht die Hand, die sich desselben bedient. Wenn wir Gott allenthalben erblickten, und ihn hinter der Decke der Geschöpfe wahrnähmen; wenn wir sähen, daß er es wäre, der ihnen alle Macht, die sie haben, gäbe; der sie in dem, was gut ist, antriebe; und welcher, indem er in den bösen Dingen ihre Bosheit von allen übrigen Gegenständen, auf welche sie sich würde erstrecken können, abwendete, ihr keinen andern Lauf liesse, als denjenigen, der zur Ausführung seiner ewigen Rathschlüsse dient; so würde die Betrachtung seiner Majestät unsern Klagen, unserem Murren, und unserer Ungeduld Einhalt thun. Wir würden uns nicht erkühnen, in seiner Gegenwart zu sagen, wir verdienten das nicht, was wir bitten, und wir würden nicht anders gesinnt seyn können,

als David, welcher sagte: Ich habe geschwiegen, und mich gedemüthiget, weil du es gethan hast: *Obmutui, et humiliatus sum, quoniam tu fecisti.* Ps. 38, 3. u. 10. Wir verhölen aber diese Wahrheiten gern vor uns, um Ursache zu haben, unsern Unwillen an den Geschöpfen auszulassen, uns über ihre Ungerechtigkeit zu beklagen, uns selbst zu rechtfertigen, und uns zu überreden, wir hätten es nicht verdienet, daß wir geplagt würden.

Das II. Kapitel.

Die Betrachtung des göttlichen Willens giebt der Welt in Ansehung unser eine ganz andere Gestalt. Vorstellung eines Kriegsheeres. Es bildet uns die göttliche Regierung ab, und macht alle Geschichte zu göttlichen Geschichten.

Wenn wir die Augen unsers Verstandes auf diese erste und höchste Ursachen aller Begebenheiten richteten; so würde sie die Gestalt der Erde in Ansehung unser gewissermaassen verändern, das heißt, sie würde uns nöthigen, die mehresten Begriffe zu ändern, die wir uns von dem, was darinnen vorgeht, gemacht haben. Wir würden nicht mehr sehen, daß die Unschuldigen in ihr unterdrückt würden, sondern nur wahrnehmen, daß die Schuldigen gestraft würden. Die Erde würde für uns nicht

mehr

mehr ein Ort des Tumults und der Unordnung, sondern ein Ort der Billigkeit und Gerechtigkeit seyn. Wir würden wahrnehmen, daß man in ihr niemanden mehr nimmt, als was er zu verlieren verdient; daß in ihr ein jeder nur leidet, was er zu leiden verdient; daß in ihr die Gerechtigkeit und Macht allzeit mit einander verbunden sind, und daß die Ungerechtigkeit allzeit ohnmächtig ist; daß es in derselben weder Unglück, noch Unglücksfälle, sondern nur gerechte Strafen für die Sünden der Menschen giebt; daß man in ihr weder, weil es die Natur so haben will, noch wegen gewisser Unglücksfälle, stirbt, sondern daß man in ihr die Menschen mit der Todesstrafe belegt, welche diese Strafe verdienen, und zwar zu der Zeit, und auf die Art, welche die schicklichste ist; mit einem Worte, daß in derselben alles gerecht und heilig ist, so wohl von Seiten Gottes, der alles anordnet, als auch von Seiten der Menschen, an welchen seine Befehle vollstreckt werden. Nur die Diener dieses herrschenden Willens können ungerecht seyn; es kann aber ihre Ungerechtigkeit nicht hindern, daß das, was sie thun, in Ansehung derer, die es leiden, nicht gerecht wäre.

Was ist, nach dieser Vorstellung, ein Kriegsheer? Es ist ein Haufe solcher Leute, welche die Gerechtigkeit Gottes vollstrecken, die er abschickt, diejenigen zu tödten, die den Tod verdient haben, und welche er zu dieser Strafe verdammt hat. Was sind zwey Kriegsheere, die sich mit einander schlagen?

gen?

gen? Sie sind Diener dieser Gerechtigkeit, die einander abstrafen, und welche gerade nur das thun, was Gott befohlen hat. Was ist ein Mord und Todschlag? Er ist die Strafe eines Strafbaren durch einen ungerechten Diener. Was sind Diebe und Räuber? Sie sind Leute, die unrechtmäßiger Weise das gerechte Urtheil vollstrecken, vermöge welchem Gott gewollt hat, daß gewisse Personen einen Verlust an ihren Gütern leiden sollen. Was ist ein Fürst? Er ist eine Ruthe in der Hand Gottes, die Bösen zu strafen.

Wir werden also eigentlich durch diese Betrachtung die Regierung Gottes in der Welt, und seine grosse Macht über alle Geschöpfe gewahr. Denn wenn wir die Dinge der Welt anders ansehen und betrachten; so wird es vielmehr scheinen, als ob die Bosheit der Menschen, wenigstens eine Zeit lang, mehr, als Gott, vermöchte, und als ob ihre Ungerechtigkeit seiner Gerechtigkeit überlegen wäre. Es ist glaublich, daß, wegen dieser Betrachtung der unendlichen Macht Gottes, welche alle Geschöpfe zu seinen barmherzigen und gerechten Zwecken leitet, der Prophet ausruft, Gott hat regieret, und er ist mit Schönheit und Macht bekleidet; Ps. 92, 1. weil nur die Betrachtung der Vorsehung in der Verwirrung der weltlichen Dinge Ordnung und Schönheit wahrnehmen läßt, und die allerhöchste Herrschaft bekannt macht, die Gott in derselben bey aller Unverschämtheit der ungerechten Men-

Menschen, die seine Gesetze und seinen Willen verachten, ausübet.

Vermöge einer Folge dieser Betrachtung kann man sagen, die Erzählung der vergangenen Dinge, welche für diejenigen, die sie nur mit menschlichen Augen betrachten, gewissermaassen nur die Geschichte des Teufels und der Verdammten ist, weil die Personen, die sich auf dem Schauplatze der Welt am meisten sehen lassen, und an den Begebenheiten, die sie in Bewegung setzen, den größten Antheil haben, gemeiniglich Einwohner von Babel sind, in welchen der Teufel wohnt, und durch welche er handelt, ware in Ansehung derer, die sie aus einem höhern Gesichtspuncte betrachten, die Geschichte Gottes, weil man in derselben nur die Vollstreckung seines Willens, nur die Schlüsse seiner Gerechtigkeit, und nur die Wirkung seiner Macht erblicket. Alles ist darinnen erbaulich, weil alles recht darinnen ist.

Das III. Kapitel.

Wie uns die Betrachtung des göttlichen Willens das Vergangene und das Zukünftige soll ansehen lassen. Und wie die Unterwürfigkeit, die man ihm schuldig ist, mit der Busse, dem Eifer, dem Mitleiden und der Vorsichtigkeit übereinstimmet.

Das Vergangene ist ein unergründlicher Abgrund, der alle vergängliche Dinge verschlinget,

get, und das Zukünftige ist ein anderer Abgrund, in welchen wir nicht hineinschauen können. Der eine von diesen beyden Abgründen ergießt sich beständig in den andern, das Zukünftige fleußt in das Vergangene, indem es durch das Gegenwärtige läuft. Wir stehen zwischen diesen beyden Abgründen. Denn wir empfinden den Abfluß des Zukünftigen in das Vergangene, und dieses macht das Gegenwärtige, gleichwie das Gegenwärtige unser ganzes Leben ausmacht. Was davon vergangen ist, ist nicht mehr, und das Zukünftige ist noch nicht da. Dieses ist unser Zustand. Was wir hierbey thun sollen, besteht darinnen, daß wir den Theil nehmen, den wir nach Gottes Willen an dem Gegenwärtigen nehmen sollen, und das Vergangene und das Zukünftige so ansehen, wie er will, daß wir es ansehen sollen.

Denn obgleich das Vergangene in Ansehung unser nicht mehr ist, und das Zukünftige noch nicht da ist; so ist doch das eine und das andere in Ansehung Gottes. Sein Wille umfaßt alle Zeiten. Das Vergangene ist vergangen, weil er gewollt hat, daß es zu einer gewissen Zeit seyn sollte; und das Zukünftige ist zukünftig, weil er will, daß es zu einer andern Zeit seyn soll. Sein Wille begreift und bestimmt gewissermaassen alle Begebenheiten, so wohl die vergangenen, als die zukünftigen. Wir treffen sie in ihm alle an. Und da er allzeit anbethenswürdig ist; so verbindet er uns, alle diese vergangenen und zukünftigen Begebenheiten, we-

gen

gen der Verbindung und Abhängigkeit, die sie mit diesem göttlichen Willen haben, ehrerbiethig zu betrachten.

Es ist aber unter dem Vergangenen und Zukünftigen dieser Unterschied, daß, da wir von dem Vergangenen etwas besonders einsehen, wir die göttliche Vorsehung in diesen Begebenheiten besonders billigen und loben können. Da wir hingegen in dem Zukünftigen nichts wahrnehmen, und es in Gott noch verborgen ist; so können wir auch die schuldige Ergebung in seinen Willen nur durch eine allgemeine Annehmung aller seiner Befehle ausüben, welche wir allzeit als höchstheilig und höchstgerecht ansehen sollen.

Da nun also das Vergangene und das Zukünftige mit dem göttlichen Willen so genau verbunden ist; so würde es anfangs scheinen, als ob der Glaube nur Ehrerbiethung und Ergebenheit gegen das eine und das andere in uns erregen könnte, und daß man auch die gegenwärtigen Dinge, die nicht von uns abhängen, nur billigen müsse. Wenn nun aber dem also ist, was wird aus der Busse werden, die sich über die vergangenen Uebel betrübet? Was wird aus dem Eifer und dem Mitleiden werden, welche vornehmlich mit den gegenwärtigen Mühseligkeiten und Elende zu thun haben? Was wird aus der Vorsichtigkeit werden, die sie zu verhüten und zu vermeiden sucht? Soll man befürchten, Gott übe seine Gerechtigkeit aus? Soll man sich über das, was er zuläßt, oder

was er selbst thut, betrüben? Hält er, wenn er das Böse zuläßt, nicht dafür, es sey besser, es zuzulassen, als zu hindern, welches ihm etwas leichtes seyn würde? Und wenn er es dafür hält, sollen wir es nicht auch dafür halten? Es fehlt wenig, daß der menschliche Verstand nicht den gottlosen Schluß daraus zieht, den man dem heil. Paulus fälschlich beymaß; weil Gott durch die Sünden der Menschen verherrlichet wird; so muß man sie nicht mehr verdammen. *Quid adhuc tanquam peccator judicor?* Warum sollte ich noch als ein Sünder gerichtet werden? Röm. 3, 7.

Aber diese Schwierigkeiten kommen nur davon her, weil man den Willen Gottes nicht ganz ansieht, und seinen Willen, als Gerechtigkeit und Regel betrachtet, von seinem Willen, als der Grund aller Dinge betrachtet, absondert. Denn wenn wir diese beyden Betrachtungen mit einander verbinden; so werden wir finden, daß, wenn Gott die Sünde vermöge des Willens, welcher die Ursache der Dinge ist, zuläßt, er doch nicht unterläßt, sie vermöge seines Willens, als Gerechtigkeit betrachtet, zu verdammen und zu hassen. Denn die Sünde ist dieser Gerechtigkeit entgegen und zuwider. Wenn er die Sünder vermöge seines wirkenden Willens für ihre Fehler straft; so muß man aus seinem ewigen Gesetze einsehen und erkennen, daß diese Fehler der Gerechtigkeit, welche derselbe Wille ist, zuwider sind. Es machen also die Wirkungen seiner Gerechtigkeit unserer Seele

zu einer Zeit die doppelte Vorstellung, so wohl von dem Willen Gottes, der die Sünden zuläßt, als auch von der Unordnung dieser Sünden, die er verdammt. Und diese beyden Gegenstände sollen in uns zweyerley Bewegungen hervorbringen; eine, vermöge welcher wir das, was von Gott kömmt, billigen, und die andere, vermöge welcher wir das, was von dem Menschen kömmt, mißbilligen.

Durch diese Betrachtung des göttlichen Willens vereinigen wir diese Bewegungen, welche einander anfangs zuwider und nicht zu vereinigen zu seyn scheinen, so wohl in Ansehung des Vergangenen, als des Zukünftigen. Wir betrüben uns über unsere Sünden, weil wir sehen, daß sie diese allerhöchste Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit, Frechheit und Undankbarkeit beschuldiget. Wir sehen auch daraus, daß es recht und billig ist, daß wir diese Bewegungen verspüren, und sie in uns hervorbringen. Da wir aber auch zugleich einsehen, daß Gott zugelassen hat, daß wir in diese Sünden fielen, um sie zur Beförderung der Absichten seiner Vorsehung dienen zu lassen; so müssen wir diese Zulassung verehren und anbethen, weil sie gerecht ist. Und ob uns gleich diese Einsicht nicht abhalten soll, uns über unsere Sünden zu betrüben; so soll sie doch die allzugrossen Unruhen, in welchen wir deswegen würden seyn können, stillen. Denn es ist eben so recht und billig, daß wir uns über unsere Fehler in Betrachtung der göttlichen Gerechtigkeit, die uns ihre Abscheu-

lichkeit bekannt macht, betrüben, als daß wir aufhören, uns in Betrachtung des göttlichen Willens, der sie zur Ausführung seiner Absichten zugelassen hat, deswegen zu beunruhigen.

Diesen Zustand des Friedens, welcher aus dieser Betrachtung des allerhöchsten göttlichen Willens entsteht, wünschet der Apostel eigentlich allen Christen, wenn er spricht: *Et pax Christi, quae exsuperat omnem sensum; custodiat corda vestra et intelligentias vestras.* Der Friede Gottes, der allen Verstand übertrift, bewahre eure Herzen und euren Verstand. Phil. 4, 7. Dieser Friede übertrift alle andere Empfindungen, aber er ersticket sie nicht. Sie entstehen in unserem Herzen durch die Betrachtungen des Glaubens, die uns bekannt machen, was Gott von unsern Handlungen urtheilet. Wir erlangen aber auch, dieser Empfindungen ungeachtet, den Frieden, indem wir einsehen, daß der gerechte Gott diese Sünden zugelassen hat, sie duldet, und sie uns vergeben will. Die eine von diesen beyden Bewegungen würde ohne die andere unvollkommen seyn. Wenn sie aber mit einander verbunden sind; so wirken sie eine Busse ohne Verzweifelung, und einen Frieden ohne Vermessenheit. Da aber Gott diese Gegenstände den Menschen nicht auf gleiche Art bekannt macht; so sind auch die Bewegungen, die sie hervorbringen, nicht allzeit gleich heftig. z. E. er beschäftiget die Heiligen in diesem Leben gar sehr damit, daß ihre Sünden dem göttlichen Gesetze zuwider sind, und

er

er macht ihnen nicht so deutlich die Schönheit des göttlichen Willens bekannt, vermöge welchem er sie zu ihrem Besten und zu seiner Ehre zuläßt. Und so sind die Bewegungen der Busse, die sie bey der Betrachtung ihrer Fehler verspüren, weit lebhafter und fühlbarer, als der Trost, der ihnen daraus zuwächst, daß sie hoffen sollen, Gott werde ihre Sünden selbst zu seiner Ehre und zu ihrer Seligkeit anwenden. Dagegen werden in jenem Leben die Heiligen sich dergestalt freuen, wenn sie sehen werden, das alles etwas zur Ehre Gottes beyträgt, und seine Vorsehung, die sie auf dem Wege, den sie gegangen sind, zur Seligkeit geführt hat, so bewundern, daß sie nicht im Stande seyn werden, sich im geringsten über ihre Sünden zu betrüben.

Diese Betrachtung des göttlichen Willens soll uns auch nicht unempfindlich machen, wenn es dem Nächsten übel gehet. Es ist wahr, es begegnet ihm nichts, als was recht und billig ist. Wir sehen aber auch zu gleicher Zeit in eben diesem Willen, als Gesetz, Gerechtigkeit und Wahrheit betrachtet, daß sich die Menschen nicht in dem Stande befinden, in welchem sie sind erschaffen worden; daß diese Uebel nicht von der gemachten Einrichtung, von der Natur, sondern von seiner Unordnung herkommen; daß sie weder mit der ersten Ordnung Gottes, noch mit seiner ersten Neigung, welche lauter Güte ist, übereinkommen. Wir werden darinnen die Bande gewahr, die uns mit diesen elen-

den Personen verbinden, und welche uns antreiben sollen, sie zu lieben. Wir sehen daraus, daß es billig ist, daß wir sie lieben, daß wir ein Verlangen haben, ihnen zu helfen und beyzustehen; daß wir uns über ihre Uebel betrüben, und daß es Gott billiget, daß wir ihn um die Linderung, die sie nöthig haben, bitten. Es ist unmöglich, daß alle diese Gedanken keine Bewegungen des Mitleidens erregen. Und diese andere Betrachtung des Willens Gottes, welcher die Menschen durch diese Uebel züchtiget, soll nur dienen, diese Empfindungen zu mässigen, aber nicht, sie zu ersticken.

Endlich hindert auch die Betrachtung des göttlichen Willens, der alles thut, und alles zu seiner Ehre lenket, die gerechte Vorsichtigkeit nicht, die wir in Ansehung des Zukünftigen haben sollen, weil wir wissen, daß uns das göttliche Gesetz befiehlt, auf eine vernünftige Art sorgfältig und vorsichtig zu seyn, um gewissen Begebenheiten zuvorzukommen, und andere zu veranlassen, indem man ihren glücklichen Ausgang der Vorsehung überläßt, und sich ihren Befehlen ganz unterwirft. Der heil. Paulus wünschte, **Röm.** 1, 10. **und Cap.** 15, 32. hinzugehen, das Evangelium zu Rom zu predigen, und er nahm es sich vor, ob er es gleich nicht anders wünschte, als wenn es Gott haben wollte. Indem er es sich vornahm, gehorchte er dem Willen Gottes als Gesetz und als Regel. Indem er sich seinem Willen bey der Ausführung seines Vorhabens unterwarf, gehorchte er ihm als der höchsten

sten Ursache aller Dinge, nach denselben Regeln der ewigen Gerechtigkeit. Denn die Gerechtigkeit will, wie wir bereits gesagt haben, daß wir uns dem Willen Gottes in allen Dingen und Begebenheiten unterwerfen sollen.

Das Leben des Glaubens, welches das Leben der Gerechten ist, verbindet sie alle, sich zu den gemeinen Einsichten der menschlichen Klugheit herunter zu lassen, und die menschlichen Mittel zu gebrauchen, damit das, was sie zu wünschen Ursache haben, glücklich von statten gehen möge, weil es, Gott zu versuchen, verbiethet. Und diese andere Betrachtung des unumschränkten Willens Gottes, welcher alles regieret und thut, soll nur dienen, uns bey den Begebenheiten, die unserem Verlangen zuwider sind, zu trösten, nicht aber uns Gelegenheit zu geben, in Ansehung des Zukünftigen verwegene Dinge zu prophezeihen, und unser Verlangen nach Vermuthungen einzurichten, die gemeiniglich weiter nichts, als Wirkungen der Einbildungskraft sind, bey welchen uns aufzuhalten Gott verbiethet. Man weis nicht, ob Gott Frieden oder Krieg haben will; ob er will, daß gewisse Unordnungen aufhören sollen, oder nicht; ob er sein Vorhaben durch dieses oder jenes Mittel ausführen will. Man soll indessen nicht unterlassen, sich alle Mühe zu geben, den Frieden zu verschaffen, den Unordnungen abzuhelfen, die Mittel zu brauchen, die man für die geschicktesten hält, den Zweck, den

man sich vorgesetzt hat, zu erreichen, indem man den Erfolg Gott überläßt.

Das IV. Kapitel.

Die Ungewißheit des göttlichen Willens in Ansehung des Zukünftigen, soll uns abhalten, nach ungefähren Zufällen davon zu urtheilen. Was die Betrachtung dieses Willens von unsern Handlungen absondert, oder nicht absondert.

Wir sind auch aus Ehrfurcht gegen den göttlichen Willen verbunden, gar sehr vorsichtig und auf unserer Hut zu seyn, es für Merkmaale des göttlichen Willens zu halten, wenn wir in der Schrift oder in erbaulichen Büchern gewisse Verse antreffen, die uns mit einer gewissen Sache, die wir im Sinne haben, übereinzustimmen scheinen. Denn ob es gleich gewiß ist, daß es Gott gewollt hat, daß wir diese Verse antreffen; so ist es doch nicht gewiß, daß er es zugelassen hat, daß wir sie zu einer solchen Absicht antreffen, und daß sie uns zu einer Verhaltungsregel dienen sollen. Unsere Einbildungskraft macht diese Folgerung, sie macht sie aber auf eine verwegene Art, weil sie voraussetzt, Gott habe es nur zu dem Ende zulassen können, daß wir diese Verse angetroffen hätten. Wer weis hingegen, ob er es nicht zugelas-

sen

sen hat, um zu erfahren, ob wir treulich auf dem Wege des Glaubens wandeln, und uns an die gemeinen Regeln halten würden, oder ob wir uns zu den Bewegungen der Eitelkeit würden verleiten lassen, welche ganz natürlich entstehen, wenn man sich einbildet; Gott erweise uns besondere Gunstbezeigungen, und er mache einen Unterschied unter uns und den gemeinen Menschen, welchen er seinen Willen nur durch die allgemeinen Gebote der Schrift und den gewöhnlichen Unterricht der Kirche bekannt macht. Es scheinet also, man thue nicht wohl, wenn man sich so sehr auf solche von ungefähr gefundene Dinge verläßt, und man habe Ursache, in Ansehung dieser Wahrnehmungen dasjenige zu befürchten, was die Schrift von den Träumen sagt: *Ubi multa sunt somnia, plurimae sunt vanitates.* Wo viel Träume sind, da ist große Eitelkeit. Pred. Sal. 5, 6. Denn die ganze Eitelkeit der Träume besteht darinnen, daß man schließt, nicht daß Gott einen Traum geschickt habe, welches in einem gewissen Verstande allzeit wahr ist; sondern daß man sich einbildet, er habe diese oder jene Bedeutung. Und eben so eitel und ungegründet ist es auch, wenn wir glauben, Gott habe diese oder jene Absicht, indem er zuliesse, daß wir dergleichen Dinge fänden.

Die Betrachtung des unbedingten göttlichen Willens ändert also die gewöhnliche Art von den Dingen zu urtheilen nicht, und sie schließt die Anwendung der menschlichen Mittel, und den Ge-

brauch der gewöhnlichen Einsichten nicht aus. Sie sondert aber die Unruhe, die Begierde, und das gar zu heftige Verlangen nach den Sachen, die noch nicht geschehen sind, ingleichen die Betrübniß und den Verdruß wegen derer, die entweder gegenwärtig und vergangen sind, davon ab. Denn wenn wir überzeugt sind, daß Gott alles thut, und nichts thun kann, als was recht und billig ist; so sollen wir, nachdem wir die Sachen in die Ordnung gebracht haben, in die wir sie bringen sollen, uns ihm überlassen, und die Ausführung und Erfüllung seiner ewigen Absichten ruhig erwarten. Und da wir sie verehren und anbethen sollen, wenn sie uns durch den Erfolg bekannt geworden sind; so sollen wir sie auch zum voraus verehren und anbethen, wenn sie in den Geheimnissen seiner Vorsehung noch verborgen liegen.

Es ist wahr, daß sich unter diesen Begebenheiten welche finden, die Wirkungen der Barmherzigkeit sind, und wiederum andere; die Wirkungen der Gerechtigkeit sind. Da aber die Gerechtigkeit Gottes eben so anbethenswürdig ist, als seine Barmherzigkeit; so sollen wir uns der einen, wie der andern, unterwerfen, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Ergebung, die man den Wirkungen der Barmherzigkeit schuldig ist, gemeiniglich von Freude und Danksagung soll begleitet werden, und hingegen die Ergebung, die man gegen die Wirkungen der Gerechtigkeit an den Tag legt,

mit Demüthigung, Furcht und Schrecken verbunden seyn soll.

Wir sollen aber so wohl unsere Freude, als unsere Furcht mässigen, weil wir oftmals nicht wissen können, was in den menschlichen Begebenheiten eine Wirkung der Barmherzigkeit oder der Gerechtigkeit ist. Denn unser Verstand ist viel zu eingeschränkt, als daß er den unendlichen Zusammenhang der mit einander verbundenen Ursachen einsehen und begreifen könnte; welcher macht, daß die größten Uebel bisweilen mit dem, was ein grösseres Gut zu seyn schien, und die größten Güter mit dem, was ein grösseres Uebel zu seyn schien, verbunden sind. Nachdem wir also alles, was in unserem Vermögen stund, nach den Regeln der gewöhnlichen Klugheit gethan haben; so verlanget nicht nur die Schrift, sondern auch die Vernunft selbst von uns, uns in Ansehung der Begebenheiten gleichgültig zu verhalten, weil sie uns zu erkennen giebt, daß unsere Einsicht viel zu kurz und eingeschränkt ist, als daß wir richtig davon urtheilen könnten.

Das

Das V. Kapitel.

Man muß die Ergebung in den Willen Gottes in Ansehung der kleinen Begebenheiten ausüben. Körperliche Fehler. Folgen unserer Sünden. Adams Beyspiel.

Wenn man es gewohnt werden will, sich dem Willen Gottes bey den grossen Begebenheiten zu unterwerfen, welche die Seele erschüttern und zu Boden schlagen können; so muß man sich gewöhnen, ihn in den kleinsten Umständen unsers Lebens zu ehren, weil er sie alle eben so wohl, als die größten, einrichtet. Indem man also die kleinsten Begebenheiten als Wirkungen des allerhöchsten göttlichen Willens betrachtet; so übet man so gar den Glauben noch weit mehr, weil es die Menschen weit mehr Mühe kostet, Gott die gewöhnlichen und kleinen Begebenheiten zuzuschreiben, als die größten. Ein Mensch, der von diesem Gedanken recht eingenommen ist, wird also niemals sagen, eine Begebenheit sey verdrießlich, weil, wenn er sie als eine solche betrachtet, die von Gott ist geordnet worden, es ihm nicht erlaubt ist, sich darüber zu betrüben. Er wird sich weder über eine fehl geschlagene Zusammenkunft beklagen, noch über einen ungelegenen Besuch, noch über die Langsamkeit eines Bedienten, dem er et-

was aufgetragen hat; noch darüber, daß man ihn gar zu lange warten läßt, oder daß man ihm eine Gnade abschlägt, oder daß er einen kleinen Verlust leidet; noch über die Witterung und die schlimmen Zeiten, noch auch überhaupt über alle gewöhnliche Vorfälle des Lebens, welche die Menschen zur Ungeduld verleiten.

Auf eben diese Art soll auch ein jeder alle seine körperlichen Mängel und Gebrechen annehmen und sich gefallen lassen, als die Taubheit, ein blödes Gesicht, und überhaupt alles, was ihn bey den Menschen verächtlich machen kann, als der Mangel des Gedächtnisses, der Geschicklichkeit und der Einsicht, ein geringes Herkommen, der Mangel des Vermögens, ohne sich jemals über alle diese Dinge zu beklagen, so wohl, weil Gott die Ursache davon ist, als auch, weil wir nicht wissen, ob sie uns nicht weit nützlicher sind, als diejenigen, die uns weit besser gefallen; und weil, wenn wir sie auf diese Art ertragen, sie uns auch wirklich weit nützlicher seyn werden. Eben so verhält es sich auch mit den Krankheiten, den Verleumdungen, der üblen Bewegung, der wenigen Achtung, die man gegen uns hat; der Abneigung, und den vorgefaßten Meynungen, die man wider uns haben kann. Da Gott alles dieses thut oder zuläßt; so sollen wir es ganz ruhig und gelassen mit ansehen, indem wir in der von ihm gemachten Ordnung bleiben, und seine Urtheile verehren und anbethen. Und der Wille Gottes, der alle diese Dinge anordnet, soll mehr Macht über unsern Verstand haben,

um

um sie uns annehmen zu lassen, und sie uns liebenswürdig zu machen, als das, was sie verdrießliches an sich haben, um sie deswegen zu verwerfen, ungeduldig zu werden, und zu murren.

Es giebt Zufälle, welche Folgen unserer eigenen Fehler sind. Und wenn diese Folgen günstig sind; so geben sie uns besonders Anlaß, die Barmherzigkeit und Güte Gottes zu loben, welche aus dem Bösen etwas Gutes hervorzubringen, und das, was seine Strafen und die Entziehung seiner Gnade verdiente, in Heilsmittel zu verwandeln gewußt hat. Wenn aber diese Folgen unangenehm und hart sind; als z. E. wenn uns unsere Fehler grosse geistliche oder zeitliche Uebel zugezogen haben; wenn unser unordentlicher Lebenswandel die Ursache von sehr vielen Sünden ist; wenn diese Folgen bleiben und fortdauern; so müssen wir sie nicht ohne Schmerz und Betrübniß ansehen. Denn der Wille Gottes, als Gerechtigkeit betrachtet, will haben, wir sollen darüber seufzen, uns deswegen demüthigen, Busse dafür thun, und uns alle Mühe geben, diese betrübten Folgen durch unsere Handlungen und durch unser Gebeth abzuwenden. Er verlangt aber auch zu gleicher Zeit, daß wir uns ruhig verhalten, alle Unordnung und Unruhe vermeiden, und uns mit der Betrachtung seines Willens trösten sollen, der sie zugelassen hat, und sie zur Beförderung seiner Ehre wird anzuwenden wissen.

Das größte Beyspiel, so man sich davon vorstellen kann, haben wir an dem Adam und der Eva.

Denn

Denn ohne Zweifel hat niemand so traurige Folgen seiner Sünden gesehen, als diejenigen sind, die sie von ihrem Ungehorsame gesehen haben, weil alle Uebel, die alle Menschen zusammen betroffen haben; alle Sünden, die in der Welt sind begangen worden, und die Verdammung der unzähligen Verworfenen, Folgen ihrer Sünde sind. Indessen hat sie der Wille Gottes deswegen nicht ungetröstet gelassen. Und wenn er ihnen, so lange sie auf der Welt waren, nicht den Schmerz und die Betrübniß darüber benommen hat, weil es billig war, daß sie deswegen Busse thaten; so hat er es doch in jener Welt ganz gestillet, weil Adam und Eva, dieser schrecklichen Folgen ungeachtet, die ewig bleiben werden, in alle Ewigkeit den Frieden und den Trost der Gerechten geniessen werden. Dieses ist der größte Beweis, den man von dem haben kann, was die Betrachtung des göttlichen Willens vermag, die Unruhen zu stillen, die ganz natürlich aus den Folgen unserer Sünden entstehen müßten. Und so üble Wirkungen unsere Handlungen auch immer mögen gehabt haben, und was für eine Unordnung durch sie auch immer mag seyn angerichtet worden; so hat doch nun niemand Ursache, alle Hoffnung aufzugeben, noch vermöge einer Art von Verzweifelung immer bestürzt und unruhig zu seyn.

Es macht aber diese Betrachtung des göttlichen Willens, daß wir nicht nur die Folgen unserer Sünden ruhig und gelassen, sondern auch so wohl unsere Fehler und Unvollkommenheiten, als die Unvoll-

vollkommenheiten und Fehler anderer geduldig ertragen. So vereinigt sie noch zwo Bewegungen, die einander zuwider zu seyn scheinen; nämlich den Eifer und den Durst nach der Gerechtigkeit, welcher macht, daß wir unsere Fehler hassen; und die Geduld, welche sie uns ertragen hilft; denn sie siehet, daß ihr Gott beydes vorschreibt. Die Gott ergebene Seele spricht bey der Empfindung ihres Elendes zu ihm: Wie lange willst du mich, o Herr, in diesem Zustande lassen? *sed tu, Domine, usque quo?* Ps. 6, 4. Indessen verhält sie sich aber doch ganz ruhig dabey. Sie setzt ihrer Geduld keine andern Gränzen, als die Gränzen ihres Lebens, und entschließt sich zu gleicher Zeit, beständig wider ihre Unvollkommenheiten zu streiten, und dennoch sich selbst zu ertragen, ohne jemals den Muth sinken zu lassen, indem sie mit dem Maasse der Gnade, die ihr Gott verleihet, zufrieden ist. Und das lernt sie aus folgenden Worten des Weisen: *Qui timent Dominum, custodiunt mandata ipsius, et patientiam habebunt usque ad inspectionem ipsius:* Die den Herrn fürchten, halten seine Gebote, und werden Geduld haben, bis er sie wird ansehen. Sir. 2, 21.

Das

Das VI. Kapitel.

Wie wir uns dem Willen Gottes in Ansehung unserer ewigen Seligkeit unterwerfen sollen. Es ist billig, seine eigene Schwachheit in diesem Stücke zu schonen. Wie sehr die Betrachtung des göttlichen Willens die Führung des christlichen Lebens erleichtert.

Endlich bestehen die größten Wirkungen dieser Unterwerfung unter die allerhöchste Macht und Herrschaft Gottes darinnen, daß sie es bey der Ungewißheit, in welcher wir uns in Ansehung des ewigen Rathschlusses wegen unserer Erwählung zur Seligkeit, wie auch in Ansehung des Urtheils befinden, das Gott an unserem Sterbetage fällen, und welches die Vollstreckung von jenem seyn, und entweder unser ewiges Glück, oder unser ewiges Unglück bestimmen wird, dahin bringet, daß unsere Seele einsieht, daß es billig ist, und daß sie es, den Worten und dem Sinne des Propheten zu Folge, verehrt, indem sie nebst ihm zu Gott sagt: *In manibus tuis sortes meae*: Mein Schicksal steht in deinen Händen. Ps. 30, 16. Sie nimmt sich aber gar sehr in Acht, daß sie sich diesem Gedanken nicht gar zu sehr überläßt, und sich nicht zu sehr in denselben vertieft, weil ihn unser schwacher Verstand nicht ertragen kann. Sie ist also nur allein bemüht, zu sehen und zu erfahren, was ihr Gott

in diesem Stücke zu thun befiehlt, und was für ein Verhalten er ihr durch seine Wahrheit und durch sein Gesetz vorschreibt.

Nun siehet sie aber in diesem Gesetze zuerst, daß es billig ist, daß sie ihre Schwachheit schonet, indem sie sich nicht mit einem so fürchterlichen Gedanken beschäftiget. Zum andern, daß sie keine Ursache zu glauben hat, daß dieses Urtheil für sie nicht günstig ausfallen werde, weil sie Gott durch so viel erzeigte Gnade von den Ungläubigen, den Ketzern und denen, die nicht an Gott denken, abgesondert, und sie den wenigen Gläubigen seiner Kirche beygesellet hat, die sein Gesetz kennen, und einiges Verlangen haben, dasselbe zu beobachten. Sie siehet in dieser Wahrheit, daß sie, an statt sich unnützer Weise mit mißtrauischen Gedanken, die ihr nur schädlich seyn können, zu beschäftigen, nur allein suchen soll, ihre Fehler zu verbessern, denselben in Zukunft abzuhelfen, sich auf die Wege Gottes zu begeben, wenn sie noch nicht darauf gehet, und, wenn sie sich darauf befindet, auf denselben treulich fortzuwandeln.

Sie siehet, daß es Gottes Wille ist, daß sie ihre Hoffnung durch alle rechte Mittel, welche ihr die Wahrheit an die Hand giebt, unterstützen und erhalten, und daß sie sich vornehmlich hüten soll, ihn als einen Feind anzusehen, der keine Liebe zu ihr trüge. Denn dieser Gedanke ist auch so gar in Ansehung der Verdammten selbst falsch und abscheulich. Gott, spricht die Schrift, hat den Tod

nicht

nicht gemacht, und er sieht es nicht gern, wenn die Lebendigen verlohren gehen. Weish. 1, 13. Wenn sich seine Geschöpfe von ihm entfernen; so geschieht es, indem sie sich der Wirkungen seiner Güte unwürdig machen, und indem sie ihn durch ihre vorsetzliche Bosheit nöthigen, seine Gerechtigkeit an ihnen auszuüben. Gott ist allzeit barmherzig, die Sünder wieder auf- und anzunehmen, wenn sie zu ihm zurückkehren, und anders Sinnes werden. Sein väterliches Herz steht ihnen allzeit offen, und sie thun allzeit unrecht, wenn sie sich nicht bekehren. Gott hält sich zwar, vermöge einer geheimen Gerechtigkeit nicht verbunden, den verderbten Willen der Verworfenen zu ändern; aber dieser gerechte Wille hebt die wesentliche Güte, die das Gesetz Gottes selbst ist, nicht auf; er zernichtet auch den Willen nicht, vermöge welchem er bereit ist, einen jeden bekehrten Sünder, der von seinen Sünden abläßt, wieder in seine Gnade aufzunehmen, und vermöge welchem er ihm befiehlt, daß er sich bekehren soll. Von dieser Gütigkeit rühret die Geduld her, deren der heil. Paulus Röm. 2, 4. gedenkt, und von welcher die Sünder zur Busse eingeladen werden. Wenn sie sie thäten; so würde ihnen die Barmherzigkeit Gottes offen stehen, und seine Gnaden würden häufig auf sie herab fliessen. Sie sind es, die ihren Lauf hemmen, und ihm Hindernisse in den Weg legen; sie liegen aber in seinen Schätzen dem ungeachtet ganz fertig und bereit.

Nichts erleichtert also die Führung des christlichen Lebens mehr, als diese Betrachtung des göttlichen Willens nach seinem ganzen Umfange. Denn sie giebt zu erkennen, daß das ganze Leben eines wahren Christen ein Leben des Friedens ist, der das Gegenwärtige, das Vergangene, und das Zukünftige in der von Gott gemachten Ordnung ganz ruhig und gelassen ansiehet und betrachtet, und welcher sein Gesetz beständig zu Rathe zieht, um von ihm zu lernen, was er alle Augenblicke thun, und wie er in Ansehung der Dinge, mit welchen er sich beschäftigen soll, innerlich beschaffen seyn soll. Dieser Zustand ist nach den Gegenständen verschieden, und fasset alle rechtmäßige Bewegungen der Freude, der Traurigkeit, des Verlangens, der Furcht, der Liebe, des Unwillens, und des Mitleidens, die sie erregen sollen, in sich. Aber alle diese Empfindungen sind allzeit mit dem allgemeinen Zustande der Ruhe und des Friedens verbunden, den die Betrachtung des allerhöchsten Willens Gottes in dem Innersten der Seele eines Christen erhält, welche alle besondere Bewegungen stillet und mässiget. Dieses ist der Friede, den die, so das Gesetz Gottes lieben, allzeit geniessen, wie David sagt: *Pax multa diligentibus legem tuam.* Ps. 118, 165. Es ist der Friede, den Jesus Christus, als er aus der Welt gieng, seinen Jüngern hinterließ, und den die Welt nicht kannte: *Pacem relinquo vobis, non quomodo mundus dat, ego do vobis.* Joh. 14, 27. Es ist der Friede, den der heil. Apostel Paulus,

wie wir bereits gesagt haben, den Gläubigen wünschet, damit er ihr Herz und ihren Verstand bewahren möge: *Custodiat corda vestra et intelligentias vestras.* Philipp. 4, 7. Er stillet die Bewegungen des Herzens, indem er dasselbe an den unveränderlichen Willen Gottes heftet. Er thut den Unruhen, welche die Menge seiner Gedanken in dem Verstande hervorbringt, durch diesen einzigen Gedanken, Gott will es, Einhalt. Und so bringt er es dahin, daß sich der Mensch mit Vergnügen von dem Strohme der Vorsehung fortführen läßt, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, als die besondern Pflichten treulich zu beobachten, die ihm alle Augenblicke von dem göttlichen Gesetze vorgeschrieben werden.

III. Abhandlung.

Von der Furcht Gottes.

Confige timore tuo carnes meas, a judiciis enim tuis timui.

Durchstich mein Fleisch mit deiner Furcht, denn ich habe mich vor deinen Gerichten gefürchtet. Ps. 118, 120.

Das I. Kapitel.

Warum der Prophet, der sich schon fürchtet, bittet, daß er sich noch mehr fürchten möge. Obgleich die Furcht aus der Eigenliebe entsteht; so ist sie doch nützlich.

Der Prophet fürchtet, und dennoch bittet er Gott, daß er seine Furcht vermehren wolle; wie derjenige, welcher sagte: Ich glaube, Herr, aber hilf meinem Unglauben. Marc. 9, 23. Der Anfang der Furcht, die Gott in unserem Herzen hervorbringt, überzeugt uns nur, daß wir nicht gnug fürchten. Wir sehen, daß Gott gar sehr fürchterlich ist, und daß wir ihn gar wenig fürchten; und das bewegt uns, ihn zu bitten, daß er seine Furcht in uns verdoppeln, und unser Fleisch damit durchdringen wolle.

Eine andere Ursache dieser Bitte ist, daß der Verstand oftmals überzeugt ist, daß man Gott fürchten müsse, daß aber das Herz deswegen nicht gerührt ist. Indessen ist es die Furcht des Herzens, welche die Versuchungen schwächet, und nicht die Ueberzeugung des Verstandes. Und deswegen ist der Prophet nicht damit zufrieden, daß er Gott dem Verstande nach fürchtet, *a judiciis enim tuis timui*; sondern er wünschet, daß sein Fleisch von dieser Furcht durchdrungen seyn möge, damit die lebhafte Empfindung, die es davon haben wird, in ihm alle Versuchungen ersticke, die seinen Sinnen würden schmeicheln können. Ein mit Nägeln durchbohrtes Fleisch würde von der Versuchung der Ergötzlichkeiten nicht können angegriffen werden. Er wünschet also, daß die Furcht Gottes diese Wirkung in ihm hervorbringen, und daß sie seiner Seele eben so lebhaft und so empfindlich seyn möge, als Nägel, die sein Fleisch wirklich durchbohrten.

Warum soll man aber wünschen, daß man fürchten möge, da die Furcht eine Wirkung der Eigenliebe zu seyn scheinet? Denn wir fürchten das Böse, das uns begegnen kann, weil wir uns lieben. Warum, wird man sagen, ist es denn also nöthig, Gott darum zu bitten? Besitzen wir nicht Eigenliebe gnug, um uns vor demjenigen zu fürchten, was uns das größte Unglück zufügen kann? Darum, weil, so groß unsere Eigenliebe auch immer seyn mag, sie dem ungeachtet blind, unfühlbar, tumm und unvernünftig ist. Sie wird von nichtigen

Dingen eingenommen, und ist bey den größten unfühlbar. Sie fürchtet ohne Ursache; und fürchtet hingegen nicht, ob sie gleich alle Ursache zu fürchten hat. Sie weis bey ihren Bewegungen keine Ordnung und Regel zu beobachten. Sie wird von einer Kleinigkeit ganz eingenommen, und ausser sich gebracht, oftmals aber von dem größten in der Welt nicht gerührt. Es ist also eine grosse Gnade Gottes, wenn er uns die Sachen so, wie sie beschaffen sind, empfinden läßt. Denn wenn er uns diejenigen, welche groß sind, lebhaft empfinden läßt; so vermindert er die gar zu lebhafte Empfindung, die wir von den kleinen haben.

****

Das II. Kapitel.

Die wunderbare Fühlbarkeit und eben so wunderbare Unempfindlichkeit des Menschen entsteht aus einer unbekannten Quelle. Sie zeigt die Unordnung und Grösse des Menschen an. Die Zeit dieses Lebens ist eine Zeit der Tummheit.

Der Mensch hat eine wunderbare Fühlbarkeit, die sehr grosse Bewegungen der Traurigkeit, der Liebe, der Freude, der Furcht und der Verzweifelung hervorbringen kann, und eine erstaunenswürdige Unempfindlichkeit, die im Stande ist, den schrecklichsten Dingen zu widerstehen. Einerley

Sa-

Sachen tödten die einen, die andern aber setzen sie nicht einmal in Bewegung, ohne daß man den Grund und die Ursache dieser verschiedenen Wirkungen recht einsieht.

Denn diese heftigen Bewegungen entstehen aus einer unbekannten Quelle, und aus einem verborgenen Abgrunde. Niemand kennt eigentlich die Triebfedern, die er muß spielen lassen, um sie hervorzubringen; und man weis weiter nichts, als daß sie die Vernunft auch nicht einmal alsdenn, wenn sie es für gut befinden würde, hervorbringen kann; gleichwie sie ihnen auch nicht, wenn sie es für schädlich hält, Einhalt thun kann. Wenn die Seele nur an einem unfühlbaren Theile gerührt wird; so ist nichts vermögend, sie in Bewegung zu setzen. Wenn sie aber an einem fühlbaren Theile gerührt wird; so kann sie alles ausser sich bringen.

Die Heftigkeit und Ungleichheit dieser Bewegungen sind zu gleicher Zeit Beweise von der Unordnung des Menschen und Merkmaale von seiner Grösse. Sie geben uns zu erkennen, daß sich wunderbare Triebfedern in seiner Seele befinden, und daß, wenn sie lebhaft gerührt würden, sie noch ganz andere Bewegungen hervorbringen würden, als diejenigen sind, die wir gemeiniglich verspüren; daß also die Philosophen weder von dem Glücke noch von dem Unglücke des Menschen etwas verstanden haben, indem sie so wohl das eine, als das andere, in Empfindungen gesetzt, die wir in diesem Leben haben können. Nichts ist lächerlicher, als der

Gedanke, den sie gehabt haben, daß wir durch grobe und gemeine Wollüste, durch eine abgeschmackte Neugierigkeit, und durch eine kaltsinnige Betrachtung der Wahrheit und Tugend glücklich seyn könnten. Diese Bewegungen sind viel zu schwach, als daß sie uns glücklich machen könnten, und die Seele des Menschen ist einer unendlich weit lebhaftern und fühlbarern Freude fähig. Eben so verhält es sich auch mit den Uebeln. Ob man sie gleich weit lebhafter empfindet, als die Ergötzlichkeiten; so würden sie doch noch tausendmal lebhafter können empfunden werden. Wenn wir uns weder diese so lebhafte Freude, noch diese so durchdringenden Schmerzen verschaffen können; so kömmt es daher, weil Gott nicht will, daß es in dieser Welt von uns abhängen soll, uns entweder glücklich oder unglücklich zu machen, sondern daß vielmehr das eine und das andere eine Wirkung seiner Barmherzigkeit in dieser, oder seiner Gerechtigkeit in jener Welt seyn soll.

Die Zeit dieses Lebens ist also eigentlich eine Zeit der Tummheit. Alle unsere Kenntnisse sind in derselben dunkel, verdüstert und schwach, wenn man sie mit demjenigen vergleicht, was sie in der Stunde unsers Todes seyn werden, der gleichsam einen Vorhang wegziehen wird, um uns die Sachen so, wie sie eigentlich beschaffen sind, sehen und betrachten zu lassen. Alsdenn werden alle Geschöpfe vor unsern Augen verschwinden, und die Königreiche, die Fürstenthümer, die Ergötzlichkeiten und

die

die Uebel dieser Welt werden uns nicht anders vorkommen, als wie kleine Stäubchen, die nicht werth sind, daß wir uns damit beschäftigen. An diesem Tage wird, wie die Schrift sagt, **Jes.** 2, 11. Gott allein in unsern Augen groß seyn. Aber diejenigen, die der Tod ohne seine Liebe antreffen wird, werden nur sehen, daß er groß ist, um von einem Schrecken überfallen zu werden, welches sie in die Hölle hinab stürzen wird, um sich daselbst, so gut sie können, vor einer so schrecklichen Majestät zu verbergen; da er hingegen denen, die in seiner Liebe sterben, und welche von ihren Fehlern gereinigt seyn werden, nur groß vorkommen wird, um zu gleicher Zeit unaussprechliche Bewegungen der Liebe und Freude zu empfinden, welche ihre ewige Glückseligkeit ausmachen werden.

Das ist es, was wir in Ansehung des zukünftigen Lebens fürchten und hoffen sollen. Aber auch selbst in dem Zustande des Schlummers, in welchem wir uns hier befinden, verspürt die Seele Bewegungen, von welchen die einen immer lebhafter, als die andern sind. Dieses giebt ihr zu erkennen, daß sie ganz anderer fähig ist, als diejenigen sind, die sie gemeiniglich empfindet. Der Leib, an welchen sie gefesselt ist, **Weish.** 9, 15. schlägt ihre Munterkeit nieder, und mindert ihre Bewegungen; sie mindert sie aber nicht allzeit auf gleiche Art. Bisweilen ist sie in Ansehung der göttlichen Dinge tümmer und unempfindlicher, bisweilen ist sie es aber auch weniger; und die Erfahrung dieser verschiedenen Zustände giebt ihr Gelegenheit,

dasjenige zu entdecken, was etwas beyträgt, diese verschiedene Empfindungen hervorzubringen, und sie in einen so ungleichen Zustand zu versetzen.

Das III. Kapitel.

Die Unempfindlichkeit ist eins der größten Uebel der Seele. Sie entsteht aus der Blindheit. Dunkle Vorstellungen, die man sich von allen Dingen macht. Falsche und richtige Vorstellungen von einem Balle oder einer Tanzgesellschaft. Andere Beweise dieser Blindheit.

Es ist um so viel mehr daran gelegen, daß sich die Seele Mühe giebt, die Ursachen ihrer Unempfindlichkeit gegen Gott zu betrachten, welche sie als eins ihrer größten Uebel ansehen soll. Denn dieses verschafft den Eindrücken der sinnlichen Gegenstände einen Eingang in die Seele, welche sie gar wenig würden rühren können, wenn sie von den Dingen des zukünftigen Lebens so sehr gerührt würde, als sie gerührt werden sollte. Das macht sie in den gottseligen Handlungen schwach, matt und träge. Das ist die Ursache, warum sie die Güter und Uebel dieser Welt für weit grösser ansieht, als sie sind. Daher kömmt es endlich, daß sie so fühlbar gegen die Geschöpfe ist, weil sie nicht ohne allen Hang seyn kann, und sich immer an einen gewis-

wissen Gegenstand hängen muß. Es ist also eine von ihren vornehmsten Pflichten, sich zu bemühen, die Ursachen davon einzusehen, und alle Hülfsmittel darwider zu brauchen, die sie nur brauchen kann.

Nun sieht man aber deutlich, daß die allgemeine Ursache unserer Unempfindlichkeit die Schwachheit und Blindheit unseres Verstandes ist, der sich von den schrecklichsten Dingen nur düstere und dunkle Begriffe macht, die nichts lebhaftes und fühlbares an sich haben, und welche also auch nur schwache und matte Bewegungen hervorbringen. Er trennt die Sachen, die mit einander verbunden sind, und beschäftiget sich ganz mit einem kleinen Theile eines Gegenstandes, ohne über alles andere von dem, was er in sich faßt, Betrachtungen anzustellen. Man stellt sich den Tod nur unter den Verzückungen eines sterbenden Menschen vor, ohne an ihm etwas von dem, was ihn begleitet, zu sehen. Man stellt sich die Sünde nur unter dem Bilde desjenigen vor, was sie für die Sinne schmeichelhaftes an sich hat, ohne an ihr dasjenige wahrzunehmen, was sie in den Augen Gottes so abscheulich macht. Diese thörichte Tummheit wird fast bey allen Lastern wahrgenommen. Denn wenn wir ein Vergnügen daran haben wollen; so müssen wir nur eine seichte Oberfläche an ihnen betrachten, und alle ihre Folgen aus unserem Verstande verbannen. Wir sehen allzeit nur einen kleinen Theil von dem, was unserer Seele vor den Augen schwebt; und

das

das macht, daß wir im Stande sind, uns in unserem größten Unglücke für glücklich zu halten.

Was sehen z. E. die Weltmenschen bey einem Balle? Eine Versammlung angenehmer Leute, deren Absicht ist, sich eine Lust zu machen, an dem allgemeinen Vergnügen Theil zu nehmen, oder etwas dazu beyzutragen; Frauenspersonen, die alles thun, was sie nur können, um sich liebenswürdig zu machen, und Mannspersonen, die sich aus allen Kräften bemühen, ihnen zu erkennen zu geben, daß sie sie lieben. Sie sehen daselbst etwas, das den Sinnen schmeichelt, ihren Verstand einnimmt, ihr Herz weichlich macht, und der Liebe zur Welt und zu den Geschöpfen auf eine stille und angenehme Art den Eingang in dasselbe verschafft. Was entdeckt aber das Licht des Glaubens bey dergleichen weltlichen Zusammenkünften denen, die es erleuchtet, und welche es alles dasjenige sehen läßt, was ihnen wirklich vor Augen schwebt, und von den Engeln wahrgenommen wird? Es macht ihnen eine schreckliche Niederlage der Seelen bekannt, die einander umbringen. Es zeigt ihnen Weibspersonen, in welchen der Teufel wohnt, die elenden Mannspersonen tausend tödtliche Wunden schlagen; und Mannspersonen, die das Herz dieser Frauenzimmer durch ihre strafbare Abgötterey verwunden. Es zeigt ihnen die Teufel, welche in diese Seelen durch alle Sinne ihres Leibes eindringen; sie durch alle Gegenstände, die sie ihnen zeigen, vergiften; ihnen unzählige Fesseln anlegen, und mancherley

Mar-

Marter zubereiten; die sie unter die Füsse treten, und über ihre Verblendung und Blindheit lachen. Es zeigt ihnen Gott, der diese Seelen mit zornigen Augen ansieht, und sie der Wuth der Teufel überläßt.

Man hält dieses für eine Figur, für ein Geschrey, und für eine Vergrösserung; es ist aber nichts gewisser, als dieses. Die Wirklichkeit übertrift alle diese Figuren unendlich weit, und diese tödtlichen Wunden und Streiche sind nur schwache Bilder von dem, was sich in der That so verhält. Es giebt welche, die es nicht glauben und das ist eine andere Art von Blindheit. Es finden sich aber auch andere, die es zwar glauben, aber nicht daran denken, und das ist die Tummheit, von welcher ich rede. Sie bleiben mit ihren Gedanken bloß bey dem, was ihre Augen sehen, stehen, und alle Einsichten, die sie durch den Glauben erlangt haben, helfen sie nichts, und fallen ihnen nicht einmal ein. Sie befinden sich zwar ich weis nicht in welchem Winkel ihres Verstandes; sie ändern aber die thierische Art, sich die Sachen nur vermittelst der Sinne vorzustellen, nicht im geringsten.

Ein neuer Beweis von der Tummheit, von welcher wir reden, wenn man von der Betrachtung zur Ausübung fortgehen soll, ist dieses, daß die Menschen keine Schlüsse machen; und man muß sich wundern, wie ihr Verstand bey gewissen speculativischen Wahrheiten stehen bleiben kann, ohne sie auf die practischen Folgen anzuwenden, welche

der-

dergestalt mit diesen Wahrheiten verbunden sind, daß es scheinet, man könne sie unmöglich von denselben trennen. Wenn ich euer Gott bin, wo ist denn die Ehre, die mir gebühret? spricht Gott in der Schrift selbst. Malach. 1, 6. Gott erkennen und ihn ehren, ist eine nothwendige Folge. So genau aber diese Dinge mit einander verbunden sind, so weis sie doch die Blindheit des menschlichen Verstandes recht gut von einander zu trennen. Er erkennet Gott, und ehrt ihn doch nicht. Er läßt es dabey bewenden, und denkt nicht einmal daran, daß es nöthig ist, ihn zu ehren. Er ist überzeugt, daß ein Gott ist, er zieht aber für die Einrichtung seines Lebens keinen Schluß daraus.

Wer sollte auch nicht glauben, daß, da die Menschen zu der Kenntniß der Unsterblichkeit ihrer Seele gelangt sind, sie dieselbe weiter treiben, und daraus den Schluß machen würden, sie müßten also ihr ganzes Leben anwenden, ihr nach dem Tode einen glücklichen Zustand zu verschaffen. Keine Folgerung fällt deutlicher in die Augen, als diese. Wie viel grosse Geister haben indessen nicht an der Festsetzung dieses Puncts gearbeitet, welche an diese Folgerung nicht sonderlich gedacht zu haben scheinen.

Eben so machen wir es mit den schrecklichsten Religionswahrheiten. Wir lassen es dabey bewenden, daß wir sie wissen, und bleiben bey der blossen Speculation stehen. Gott thut alles, und wirkt durch seine Gnade das Wollen und das Vollbringen.

Wir glauben diese Wahrheit, und reden gern davon. Was folgt nun hieraus? Daß wir diese Gnade, die wir beständig nöthig haben, auch unabläßig ansehen sollen. Ob wir nun aber gleich wissen, wie nöthig wir die Gnade haben; so bethen wir deswegen doch nicht fleißiger, und sind oftmals in unsern Handlungen und in der Führung unsers Lebens eben so gut Pelagianer, als ob uns diese Wahrheiten ganz unbekannt wären.

Der Teufel geht beständig um uns herum wie ein brüllender Löwe, und sucht uns zu verschlingen, spricht der heil. Apostel Petrus. 1. Petr. 5, 8. Welche Furcht, welches Zittern sollte dieser Gedanke nicht in uns hervorbringen? Und sollte unsere Furcht nicht ungleich grösser seyn, als wenn man uns sagte, wir wären von Dieben und Mördern umgeben, die uns umbringen wollten? Wie viel Leute bethen indessen diesen Spruch des heil. Petrus nicht täglich, ohne die geringste Furcht bey sich zu verspüren?

Wenn ich glaubte, sagten gewisse Calvinisten, daß der Leib Jesu Christi in der Hostie gegenwärtig wäre; so würde ich diesem Sacramente mit weit mehrerer Ehrfurcht beywohnen, als die Catholiken. Sie glauben, sie würden thun, was sie thun sollten, und bilden sich ein, diese Wissenschaft würde in ihren Verstand den Eindruck machen, den sie vernünftiger Weise machen sollte. Und in Wahrheit, wenn man uns sagt, der König wäre zugegen; so nimmt sich ein jeder zu-

sammen, und beobachtet die geziemende Ehrfurcht. Wenn sie aber so reden; so geben sie zu erkennen, daß ihnen das Innere ihres Herzens nicht bekannt ist. Wenn sie eine Untersuchung ihrer selbst anstellen wollten; so würden sie sehen, daß ihre Wissenschaft bey unzähligen Gelegenheiten fruchtlos bleibt, ohne die Wirkungen hervorzubringen, die sie, wie es scheint, natürlicher Weise hervorbringen sollte. Glauben sie nicht selbst, daß Gott allenthalben gegenwärtig ist? richten sie aber deswegen ihre Handlungen ordentlicher ein, als andere? und beobachten sie, weil sie von dieser Gegenwart unterrichtet sind, ihre Pflicht besser, als sie es thun würden, wenn er nur im Himmel wäre?

Man muß sich indessen nicht wundern, daß wir von Natur geneigt sind, zu glauben, daß, wenn wir diese und jene Wissenschaft hätten, wir dasjenige thun würden, wozu uns diese Wissenschaft verbindet. Die Natur und die Vernunft treiben uns wirklich dazu an, und wir werden nur durch unsern unordentlichen Willen davon zurückgehalten. Und deswegen ist die wunderbare Unempfindlichkeit, die man bey dem Menschen in Ansehung der Dinge wahrnimmt, von welchen sie am meisten sollten gerührt werden, ein deutliches Kennzeichen, daß sie sich nicht in dem Zustande befinden, in welchem sie sind erschaffen worden, und daß ihre Natur verderbt ist. Diese schreckliche Unbesonnenheit kann nicht natürlich seyn; sie be-

betrüben sich über geringe Sachen bis zur Verzweifelung, und wenn es ihr ganzes Wesen, und ihr ewiges Glück oder Unglück betrifft, so werden sie nicht mehr davon gerührt, als wenn es eine Sache beträfe, die nichts zu bedeuten hätte.

Aber diese Unfühlbarkeit ist nicht nur bey allen Menschen ein Kennzeichen des allgemeinen Verderbnisses der Natur; sondern sie ist auch noch bey den Christen ein Beweis von der schrecklichen Finsterniß, welche die nach der Taufe begangenen Sünden in der Seele ausbreiten. Und nichts giebt besser zu erkennen, daß nicht nur die Sünde den Tod gebiert, wie der Apostel sagt: Jacob. 1, 15. sondern daß sie ihn auch mit sich führt, und daß sie die Seele des Lebens und der Empfindung beraubt. Denn wenn sich die Seele eines Christen, der unordentlich lebt, nicht in einem Zustande des Todes befände, würde er wohl auch nur einen Augenblick ruhig seyn können? Er weis, daß der Teufel Macht und Gewalt über ihn hat, daß er alle Augenblicke sterben kann, daß die Hölle offen steht, ihn zu verschlingen, daß er vielleicht keine Gnade mehr finde. Jedessen weis er von keiner Unruhe und von keiner Furcht. Er genießt die Ergötzlichkeiten ganz ruhig, welche, wie er weis, die Ursache von seinem Unglücke sind. Die Einsichten, die ihm der Glaube wider seinen Willen giebt, bleiben unthätig und ohne Wirkung. Sie beunruhigen ihn nicht. Er handelt und redet, wie ein Mensch, der weiter nichts zu thun

hat, als sich in diesem Leben ein Vergnügen zu machen, und welcher in jenem nichts zu befürchten hätte.

Das IV. Kapitel.

Die Unempfindlichkeit wird auch bey solchen Christen wahrgenommen, die ein ordentliches Leben führen. Verschiedene Ursachen dieses Zustandes. Es ist unnütz, sich deswegen zu beunruhigen; man muß sich aber davor fürchten. Nutzen, die Gegenstände der Furcht zu betrachten.

Die Unbesonnenheit, die man an den bösen Christen wahrnimmt, ist gewiß schrecklich; man sieht und weis aber die Ursache davon. Man muß sich nicht wundern, wenn es, nachdem das Licht ausgelöscht ist, Nacht wird, und wenn man, nachdem man gestorben ist, nichts empfindet. Man hat vielmehr Ursache sich zu verwundern, daß man diese Unempfindlichkeit oftmals bey solchen Seelen wahrnimmt, in welchen, wie es scheinet, die Sünde nicht herrschet; die äusserlich die wesentlichen Pflichten des Christenthums beobachten; die verschiedene gottselige Handlungen ausüben, und welche kein sündliches Leben führen. Denn wenn sie das neue, und das fleischerne Herz haben, wel-

ches dem neuen Gesetze eigen ist, woher kömmt es, daß es so wenig Bewegungen in ihnen giebt? Wenn sie der heil. Geist belebt, warum wird man so wenig Merkmaale davon gewahr? Wenn sie von dem göttlichen Lichte erleuchtet werden; wie kömmt es, daß sie ihre Gefahr nicht sehen, oder nicht davor erzittern? Wenn man sich die Mühe giebt, die Ursachen dieser Wirkung aufzusuchen; so wird man finden, daß sie nicht sehr verschieden seyn können.

Denn dieser Zustand ist bey einigen nur eine göttliche Prüfung. Bey andern aber ist er eine Strafe für ihre Nachläßigkeit. Bey einigen hat das Naturell viel Theil daran. Aber ohne sich die Mühe zu geben, diese Ursachen mehr, als sie uns Gott bekannt macht, einzusehen und von einander zu unterscheiden; so scheinet es, daß alle diejenigen, die sich in diesem Zustande befinden, einer wie der andere verbunden sind, alle Mühe anzuwenden, ihn zu verlassen, ob er gleich für die einen gefährlicher, als für die andern ist, weil man dem Lichte des Glaubens folgen muß, welches uns sagt, die Unempfindlichkeit wäre an sich selbst ein sehr grosses Uebel, welches es bey uns dahin bringen soll, daß wir uns vor der schrecklichen Drohung fürchten, die Gott an die Seelen ergehen läßt, die von seiner Furcht nicht gnugsam gerührt worden, indem er ihnen sagt, sie würden sich deswegen am Ende ihres Lebens in einem üblen Zustande befinden: *Cor durum male*

le habebit in novissimo. Sir. 3, 27. Und das soll sie antreiben, sorgfältig alle Mittel zu ergreifen, die sie für dienlich erachten werden, sich davon zu befreyen, und ihr hartes Herz zu erweichen.

Es ist unnütz, sich wegen dieses Zustandes zu beunruhigen, weil man ihm durch die Unruhe nicht abhilft; es ist aber nicht unnütz, ihn zu fürchten. Es ist vielmehr eine der vornehmsten Pflichten derer, die sich darinnen befinden, eine heilsame Furcht in sich zu erwecken, indem sie fleissig an die Worte des Weisen denken, welcher sagt, es ist unmöglich, ohne Furcht gerecht zu werden. *Sine timore impossibile est justificari.* Sir. 1, 28. Die Furcht ist der Anfang und die Wurzel der Weisheit: *Radix sapientiae est timere Deum.* Ebend. v. 25. Sie ist die Quelle der wahren Freude: *Timor Domini delectabit cor*; Ebend. v. 12. und nur die furchtsamen Seelen können hoffen, daß es ihnen am Ende ihrer Tagen wohl gehen werde; *Timenti Dominum bene erit in extremis.* Ebd. v. 13.

Wenn man in diesen Zustand kommen will, den ein jeder, wie ihm das Licht des Glaubens zu erkennen giebt, so nöthig hat; so muß man einen Fehler und einen Betrug der Eigenliebe vermeiden, wozu sich viel Personen unvermerkt verleiten lassen, und welcher darinnen besteht, daß sie auf eine so geistige Art andächtig sind, daß sie sich fast niemals mit solchen Gegenständen beschäftigen, die in ihnen eine Furcht würden erregen können, als die Betrachtung des Todes, der Ewigkeit, der Hölle,

des jüngsten Gerichts, und der Ursachen, die sie haben, in ihren Zustand ein Mißtrauen zu setzen. Denn die Eigenliebe entfernt gern diese traurigen Gegenstände von ihnen, und belustiget sie dagegen auf eine angenehmere Art mit geistlichen Dingen. Aber die Heiligen, die doch ohne Zweifel weit geistreicher, als wir, waren, haben uns dieses Beyspiel nicht gegeben. Sie haben diese gemeinen Gedanken, die man für grob hält, nicht vermieden; sondern vielmehr geglaubt, es wäre gut und heilsam, beständig daran zu denken, indem nichts ist, dessen sich Gott öfter bedient, die Seelen von einer gewissen Leichtsinnigkeit, die aus ihrer Unempfindlichkeit entsteht, zu befreyen, und es dahin zu bringen, daß sie in sich gehen, als die Betrachtung dieser schrecklichen Gegenstände.

Das V. Kapitel.

Begriff, den man von der Strenge der göttlichen Gerechtigkeit haben soll. Grosse Anzahl der Verdammten. Schrecklicher Anblick der geistlichen Verwüstung, die der Teufel in der Kirche selbst anrichtet. Falsche Gewißheit und Zuversicht, in welcher wir leben.

Es sollen sich also die mehresten Menschen nicht dergestalt mit der Betrachtung der Barmher-

zigkeit Gottes beschäftigen, daß sie nicht auch zu gleicher Zeit seine Gerechtigkeit und seine strengen Gerichte betrachteten. Und damit man sich einigen Begriff davon machen möge; so soll man sie in der unzähligen Menge Menschen betrachten, die Gott vor der Menschwerdung seines Sohnes den Lüsten ihres Herzens überlassen hat; in den ganzen Völkern, die niemals von dem Evangelio haben reden hören, und welche in der Finsterniß und dem Schatten des Todes geblieben sind; in der neuen Welt, die man vor einiger Zeit entdecket hat, und deren Einwohner über fünf tausend Jahre lang gar nichts von Gott gewußt haben; in den vielen Mahometanern, die einen so grossen Theil des Erdbodens inne haben, und in einem recht tummen Aberglauben stecken; in den vielen Ketzern, die zusammengenommen die Anzahl der Catholiken weit übersteigen; in den Ländern, in welchen ehmals viel Bischöffe und Christen zu finden waren, als z. E. in Afrika, wo man jetzo fast gar keine mehr antrifft; und endlich in der ungeheuern Menge böser Christen, mit welchen die Kirche dergestalt angefüllt ist, daß man die guten kaum darunter bemerkt.

Alle diese blinden und ihren Leidenschaften überlassenen Leute, sind lauter Beweise von der strengen Gerechtigkeit Gottes. Diese übergiebt sie den Teufeln, welche sie beherrschen, die ihrer spotten, die sie hintergehen, die sie zu unzähligen Sünden und Lastern verleiten, welche sie in die-

ser

ser Welt mit unzähligen Ungemache plagen, und sie endlich in den Abgrund stürzen, um sie ewig zu martern. Sie erlaubt diesen Teufeln, nicht nur alle ungläubige Völker ganz zu besitzen, sondern auch in der Kirche selbst schreckliche Verwüstungen anzurichten, deren Aemter sie oft mißbrauchen, indem sich durch ihre Veranlassung Leute in dieselbe eindringen, die keine Liebe haben, und in welchen sie wohnen, und ihre Macht ausüben. Deswegen spricht der Prophet: Ich will alle Geschlechter der mitternächtigen Königreiche versammlen, und sie werden insgesammt ihren Thron vor den Thoren Jerusalems und um seine Mauern herum errichten. Jer. 1, 15. Denn viele von denen, die gleichsam gesetzt sind, die Thüren der Kirche zu bewachen, und nur die Gläubigen in sie hineingehen zu lassen, wie auch sehr viele von denen, welchen die Aufsicht über ihre Zucht aufgetragen ist, und die also gleichsam Schildwachen sind, die auf ihren Mauern erwachen sollen, sind nur mitternächtige Einwohner, das heißt, Leute ohne Liebe, in welchen das Feuer des Geistes Gottes nicht wohnet.

Es ist also die ganze Welt ein Ort der Quaal und Marter, wo man mit den Glaubensaugen nichts, als schreckliche Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit, wahrnimmt. Und wenn wir sie uns unter einem ihr ähnlichen Bilde vorstellen wollen; so wollen wir uns einen grossen weitläuftigen Ort vorstellen, der mit allen Werkzeugen der menschlichen Grausamkeit angefüllet ist, und wo sich auf

der einen Seite Henker, und auf der andern eine unzählige Menge ihrer Wuth ausgesetzter Missethäter befinden. Wir wollen uns vorstellen, daß diese Henker über diese Elenden herfallen, sie insgesammt martern, und alle Tage eine grosse Menge derselben auf die grausamste Art umbringen, und daß sie Befehl haben, nur einige am Leben zu lassen; daß aber auch diese, weil sie es nicht wissen, Ursache haben, in Ansehung ihrer sich vor dem Tode zu fürchten, den sie alle Augenblicke diejenigen, so um sie herum sind, leiden sehen, weil sie an sich nichts wahrnehmen, daß sie von jenen unterscheidet.

Wie groß würde nicht die Furcht und der Schrecken dieser Elenden seyn, die ihre Quaal und Marter unter einander beständig mit ansehen, die selbst Theil daran haben, und unaufhörlich befürchten würden, diejenige, die sie litten, möchte sich nicht, wie die Quaal und Marter der andern mit einem grausamen und schmähligen Tode endigen? Würden wohl die thörichten Freuden und die eitlen Unruhen in ihrem Verstande Platz finden können? Würde sie wohl der Stolz in diesem unglücklichen Zustande versuchen können? Und dennoch stellt uns der Glaube etwas ganz anderes vor die Augen. Denn er zeigt uns die Teufel, die sich in der ganzen Welt ausgebreitet haben, welche alle Menschen auf tausenderley Art quälen und martern, und die sie fast insgesammt, zu erst in Sünden und Laster, und darnach in die Hölle und in den ewigen Tod stürzen.

Die-

Dieser Anblick macht, daß Jesaias spricht: *Propterea dilatavit infernus animam suam, et aperuit os suum absque ullo termino, et descendent fortes ejus et populus ejus, et sublimes gloriosique*, Jes. 5, 14. das heißt: Der Rachen der Hölle steht beständig offen; die Grossen und die Kleinen, die Starken und die Schwachen, die Reichen und die Armen gehen alle Augenblicke unter einander hinein. Und Jeremias spricht: *O mucro Domini, usquequo non quiesces, ingredere in vaginam tuam?* Jer. 47, 6. O du Schwert der göttlichen Gerechtigkeit, willst du nicht ruhen? Willst du denn immer auf dem Erdboden morden und würgen? Willst du nicht aufhören, die Kirche selbst zu verwüsten, indem du die mehresten von denen, die ihre Kinder zu seyn scheinen, einen Raub ihrer Feinde werden lässest? Ebendieses zeigte auch noch der Engel dem heil. Johannes Offenb. 14, 19. 20. durch die schreckliche Presse, wo das Blut derer, die man darinnen zerknirschte, allenthalben über die Küste heraus lief. Denn dieses Blut ist nicht das Blut der materiellen Körper, sondern das Blut der fleischlichen Seelen, welche die Teufel durch die Sünden, zu welchen sie sie verleiten, des Lebens der Gnade berauben.

Wir bringen unsere Tage mitten unter diesem geistlichen Morden zu, und können sagen, daß wir in dem Blute der Sünder schwimmen, daß wir ganz damit bedeckt sind, und daß die Welt, die uns trägt, ein Strohm von Blute ist, weil das Leben der Welt ganz aus strafbaren Handlun-

lungen bestehet, die denen, welche sie verübet, den Tod zugezogen haben, und welche andere durch ihr böses ansteckendes Beyspiel dazu verleiten. Um umzukommen, darf man sich nur darein verwickeln lassen. Nichts unterscheidet uns von denen, die vor unsern Augen sterben. Wir haben nicht mehr Kräfte, als sie, der Wuth der Teufel zu widerstehen. Unsere einzige Hoffnung beruhet auf dem Beystande desjenigen, der uns bisher davon befreyet hat, und welcher ihn uns anbiethet, um uns auch in Zukunft davon zu befreyen. Indessen denken wir kaum daran; wir haben keinen Begriff von unserer Befreyung in Ansehung des Vergangenen, keine Furcht vor unserer gegenwärtigen Gefahr, und keine Unruhe in Ansehung des Zukünftigen, weil wir weder die Grösse unsers Elendes, noch die Grösse unserer Gefahr, noch auch die Grösse unserer bevorstehenden Uebel sehen.

Die Kirchenväter bezeugen, daß der Kirche nichts nützlicher war, als die sichtbaren Verfolgungen, weil sie alle Christen in der Furcht und in einem heiligen Zittern erhielten. Sie sahen alle Tage einige von ihren Brüdern wegraffen, und ein jeder, der sich vorstellte, er werde vielleicht morgen Jesum Christum vor den Richtern mitten unter den Martern bekennen müssen, dachte weiter an nichts, als wie er sich durch allerley Uebungen eines christlichen Lebens dazu vorbereiten möchte. Wenn, spricht Tertullianus *) ist der Glaube

*) *De fuga in perf. initio.*

be lebendiger, als wenn man mehr fürchtet? und wenn fürchtet man mehr, als zur Zeit der Verfolgung? Alsdenn ist die ganze Kirche in einer heiligen Furcht, ihr Glaube ist in diesem geistlichen Kriege wachsamer, als er bey der Beobachtung der Fasten, der Stationen, der Gebethe und der Uebungen in der Demuth genau ist. Das war die Wirkung dieses äusserlichen Anblicks, und dennoch ist derjenige, den uns der Glaube zeigt, noch weit schrecklicher. Es sind nicht Menschen, sondern Teufel, die der Kirche ihre Kinder entreissen. Sie tödten nicht nur ihre Leiber, sondern auch ihre Seelen. Sie lassen sie keine vergänglichen Martern leiden, um ihnen eine unvergängliche Krone zu verschaffen; sondern sie verderben sie für die Ewigkeit. Der Tod der Märtyrer war, wie ein gewisser Alter spricht, *) für viele ein Saame des Lebens **); aber der geistliche Tod der Christen ist für die mehresten von den übrigen nur ein Saame des Todes, indem er sie durch das Beyspiel des unordentlichen Wandels, der ihn verursacht hat, verderbt. Da auch die Verfolgungen weder beständig fortdauerten, noch allgemein waren; so wußten die mehresten Christen Mittel zu finden, sich davor in Sicherheit zu setzen; da es hingegen wenig Christen giebt, die nicht von dieser geistlichen Verfolgung, und von dem Strohme der Laster, welche die ganze Kirche überschwemmen, mit

*) *Tertull. Apolog. in fin.*
**) *S. Justin. dialog. cum Tryphon.*

mit fortgerissen werden. Woher kömmt es denn also, daß die ersten Christen von den sichtbaren Verfolgungen so sehr gerührt wurden, und wir von den unsichtbaren so wenig gerührt werden? Es kömmt daher, weil sich die einen mit den Augen des Leibes, die andern aber nur mit den Augen des Glaubens betrachteten; oder es kömmt vielmehr daher, weil ihr Glaube lebendig und erleuchtet war, der unserige hingegen schwach, dunkel und ohne Licht ist.

Wenn man uns handeln sieht; so scheinet es, als ob wir von unserer Seligkeit vollkommen versichert wären; als ob es uns Gott selbst geoffenbahret hätte, daß uns die Teufel nicht schaden könnten; man möchte sagen, wir wären vollkommen gewiß und versichert, daß wir seine Gnade besässen, daß wir sie niemals verlieren würden, und daß wir uns unter denen befänden, die Gott von Ewigkeit erwählt hätte. Wir sehen die Gefahr und das Unglück anderer so an, als ob wir für uns selbst nichts zu fürchten hätten, und wie man im Haven die Stürme mit ansieht, welche die Schiffe, die sich auf dem Meere befinden, herum treiben und verschlingen.

Wenn wir in unserem Verstande die falsche Gewißheit verabscheuen, mit welcher die Calvinisten den Menschen schmeicheln; so billigen wir sie doch gewissermaassen durch unsere Handlungen und durch die Gesinnungen unsers Herzens.

Wir verlassen uns auf Gottes Barmherzigkeit, nicht aus einem Vertrauen der Liebe, sondern aus einer Unempfindlichkeit der Eigenliebe. Die Schrift redet also mit uns, wenn sie uns warnet, nicht zu sagen, Gottes Barmherzigkeit wäre groß: *Ne dicas, misericordia Dei magna est.* Sir. 5, 6. Denn sie würde groß bleiben, wenn sie uns auch hätte umkommen lassen, und so vielen Völkern beygesellet hätte, welche die Gerechtigkeit in der Finsterniß gelassen hat, und so vielen Christen, die der Herrschaft der Teufel unterworfen sind. Wir bilden uns ein, wir wären in Gottes Augen etwas gar sehr beträchtliches. Wenn aber alle Menschen auf dem ganzen Erdboden in seinen Augen nur ein Tropfen Wasser und ein wenig Staub sind, wie die Schrift sagt, Jes. 40, 15. welche Stelle werden wir wohl in diesem Tropfen Wasser und in diesem wenigen Staube einnehmen? Wenn es also recht ist, auf seine Barmherzigkeit nach so vielen Wirkungen, die wir davon verspürt haben, zu hoffen; so ist es auch eben so recht, uns vor seiner Gerechtigkeit zu fürchten, die so schrecklich ist, und von welcher wir zu allen Zeiten und an allen Orten der Welt so schreckliche Wirkungen wahrnehmen.

Das

Das VI. Kapitel.

Es hat seinen Nutzen, in seinem Verstande die Vorwände zu zernichten, welche uns die Eigenliebe an die Hand giebt, uns nicht zu fürchten. Aeusserliche Unschuld, ein zweydeutiges Zeichen des Standes der Gnade.

Man muß in seiner Seele die Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes, und das Vertrauen auf seine ewige Liebe, niemals zernichten. Aber die Furcht vor seiner Gerechtigkeit zernichtet sie nicht; sondern macht sie vielmehr, und stärket sie, weil diese Furcht selbst eine der größten Wirkungen seiner Barmherzigkeit ist, und wir um so viel mehr Ursache haben werden, zu hoffen, er sähe uns mit gnädigen Augen an, je mehr wir uns vor seiner Gerechtigkeit fürchten werden. Lasset uns Gott fürchten, weil er zu fürchten ist, und auf ihn hoffen, weil wir ihn fürchten. Diejenigen, die er verläßt, fürchten ihn nicht, und verlangen ihn auch nicht zu fürchten. Es ist deswegen nicht ohne Nutzen, in seinem Verstande alle falsche Vorwände zu zernichten, deren sich die Eigenliebe bedient, um sich eine falsche Sicherheit zu verschaffen, und die Gedanken und Regungen der Furcht zu vermeiden, die ihr allzeit beschwerlich

sind, weil sie die Stille und Ruhe, die sie so gern genießt, allzeit ein wenig unterbrechen.

Man gründet dieses Vertrauen entweder auf eine gar zu grosse Gewißheit von der Vergebung der Sünden, die man nach der Taufe begangen hat, welche der Schrift gerade zuwider ist, indem sie uns sagt, wir sollten wegen der Sünden, deren Vergebung wir erlangt zu haben scheinen, nicht ohne Furcht seyn: *De propitiato peccato noli esse sine metu* Sir. 5, 5. oder darauf, daß man seit langer Zeit die gemeinen Pflichten der christlichen Gottesfurcht ausübet. Wenn man aber dieses allzugrosse Vertrauen durch rechtmäßige Ursachen der Furcht, welche uns die Wahrheit an die Hand giebt, mäßigen will; so darf man nur bedenken, daß es niemand gewiß weis, ob die Liebe, oder die sinnliche Begierden in seinem Herzen herrschet, und daß diese Ungewißheit bey den laulichen und nachläßigen Personen weit grösser ist, als bey andern. Denn es ist gewiß, daß, gleichwie die Ketzer viel äusserliche gute Werke ohne Liebe ausüben, man auch in der Kirche selbst welche ausüben kann, die keinen bessern Grund haben, indem es nicht mehr Mühe kostet, ohne Gnade die äusserlichen Gebote des Gesetzes Jesu Christi zu beobachten, als die Gebote des Mahomeths, die bisweilen eben so schwer sind.

Es ist also die äusserliche Unschuld, die nur in der Beobachtung der äusserlichen Pflichten der christlichen Religion bestehet, ein gar sehr zweydeu-

tiges Zeichen der Gnade und der innern Unschuld, weil dieses eine blosse Wirkung der Gewohnheit, des beständigen Anschauens der Geschöpfe, und einer bloß menschlichen Furcht seyn kann. Und ob man gleich dieses Urtheil nicht leichtsinniger Weise von sich fällen soll; so kann man doch mit Grunde befürchten, Gott werde es fällen, und uns in die Classe derjenigen setzen, von welchen er sagt: **Dieß Volk ehret mich mit den Lippen, aber sein Herz ist fern von mir. Jes. 29, 13.**

Man darf sich auch nicht deswegen von der Furcht ausnehmen, weil insgemein gelehret wird, man verliere die Gnade nur durch eine Todsünde, und man erinnere sich nicht, eine begangen zu haben. Denn wer kann das gewiß wissen? Das ganze Zeuchniß, das man sich ertheilen kann, betrift höchstens nur die leiblichen Sünden. Wie viel giebt es aber deren nicht, deren Maaß uns unbekannt ist? Wer weis, ob er die Gnade nicht durch den Stolz, durch den Neid, durch die geistliche Trägheit, durch die Liebe seiner selbst, und durch eine strafbare Anhänglichkeit an den weltlichen Dingen verlohren hat? Der heil. Bernhard *) bezeuget, die einzige Sünde der Undankbarkeit gegen die von Gott empfangenen Gnaden könne so groß seyn, daß sie bisweilen den mehresten leiblichen Sünden an Grösse gleich käme. Und in diesem Verstande wird, wie der heil. Chrysostomus spricht, gesagt, die vergebenen Sünden werden von neuen zugerechnet, weil die Undankbarkeit

*) *Serm. 27. de divers.*

keit, in welche man verfällt, wenn man eine so grosse Gnade vergißt, sie gewissermaassen alle in sich fasset, und uns eben so strafbar macht, als ob Gott uns nicht vergeben hätte. Wer kann nun aber wohl versichert seyn, daß er von dieser Undankbarkeit frey ist?

Das VII. Kapitel.

Ursache, die man hat, zu befürchten, man habe die göttlichen Wahrheiten gemißbrauchet. Von den Gelegenheiten, die man gehabt hat, in der Tugend zu wachsen. Von den Festen und Feyertagen, welche die Kirche das Jahr lang feyert.

Welchen Anlaß uns zu fürchten würden wir nicht auch noch davon hernehmen können, daß wir die göttlichen Gnaden gemißbrauchet haben, wenn wir ein wenig Einsicht hätten. Wir dürfen zu dem Ende nur die vornehmsten von diesen Gnaden durchgehen. Nichts ist erstaunlicher, als die Drohungen, die Jesus Christus an die Einwohner der Stadt Capharnaum ergehen läßt, indem er sagt, man würde mit ihnen am Tage des Gerichts härter umgehen, als mit Sodam und Gomorrha, das heißt, als mit zwoen Städten, die sich mit den abscheulichsten Sünden beflecket hätten. Denn der

einzige Grund dieser Drohungen ist der, weil sie die Gnaden nicht recht gebraucht hatten, die ihnen Jesus Christus erzeigt hatte, indem er vor ihren Augen so viele Wunder gethan, und ihnen so viel Unterricht ertheilet hatte. Sonst sieht man nicht, daß sie unordentlicher gelebt hätten, und grössere Feinde von Jesu Christo gewesen wären, als die die übrigen Jüden. Wer hat nun aber nicht Ursache zu befürchten, Jesus Christus werde ihm ebendiesen Vorwurf machen? Haben wir von ihm nicht unendlich mehr Gnadenbezeigungen erhalten, als die Capharnaiten? Wozu haben wir sie indessen angewendet? wo sind die Schätze von Tugenden, die wir vermittelst der Talenten erlangt haben, die uns Gott anvertrauet hatte? Wir haben zwar geglaubet; wo sind aber die Werke unsers Glaubens? Wo ist der Wucher, den er von seinen Wohlthaten von uns fordern wird? Man muß gar sehr unempfindlich seyn, wenn man nicht vor dem Gedanken erschrickt, daß es Leute geben wird, an welchen man keine ausserordentliche Unordnung wird wahrgenommen haben, die aber von der Wahrheit selbst für weit strafbarer werden gehalten werden, als die Einwohner zu Sodam, und zwar blos deswegen, weil sie Gottes Gnaden gemißbraucht haben.

Alle Gelegenheiten, die uns Gott gegeben hat, in der Tugend zu wachsen, sind lauter Gnaden, von welchen wir ihm werden Rechenschaft geben müssen. Sie sind lauter reichliche

Aern=

Aernten, die er uns einzusammlen befiehlt, und und mit welchen wir uns versorgen sollten, um uns zu den Zeiten zu erhalten, da er zulassen würde, daß wir geprüft würden. Z. E. die Krankheiten und die Leiden sind die Zeit der Aernte der Geduld; die schimpflichen Abweisungen und die Verachtung sind die Zeiten der Aernte der Demuth; der Schaden und Verlust, den uns Gott leiden läßt, sind die Zeit der Aernte der Armuth. Wer diese Zeiten der Aernte recht braucht, ist weise, wie die Schrift sagt: *Qui congregat in messe, filius sapiens est*, Sprichw. 10, 5. weil er sich mit den Gnaden versorgt, die er zu einer andern Zeit nöthig haben wird. Sie sagt uns aber auch, derjenige, der sie übel brauche, werde zu Schanden werden: *Qui autem stertit aetate, filius confusionis.* **Ebendas.** Zu welchen gehören wir? Und wie haben wir so viel Aernten, die uns Gott gezeigt hat, angewendet?

Die Kirche theilet alle Jahre zu verschiedenen Zeiten Gnaden aus, und die Andacht der Gläubigen sollte sich nach ihrem Geiste richten; gleichwie die natürlichen Wesen niemals unterlassen, sich nach dem allgemeinen Geiste zu richten, welcher den Lauf der genzen Maschine der Welt einrichtet. Die Vögel halten und beobachten, wie die Schrift sagt, ihre Zeiten genau. Zu einer gewissen Zeit machen sie ihre Nester, und zu einer andern mausen sie sich nach einer gewissen und unveränderlichen Ordnung. Die Gottesfurcht hat ihre Zeiten auch. Es

giebt eine, die geschickt ist, den Geist der Busse zu erlangen, und diese ist diejenige, da sie die Kirche thut. Es giebt eine andere, da wir von ihr zur Freude, zu einem neuen Leben, und zur Nachahmung des Lebens des Himmels eingeladen werden, und diese ist die Zeit der Auferstehung Jesu Christi. Ein jedes Fest hat seine Gnaden, und die Zeit, da es die Kirche feyert, ist die günstige Zeit, sie zu erlangen. Diejenigen aber, so diese Zeiten übel anwenden, und alle diese Feste vorbeygehen lassen, ohne sich mit den Gnaden zu bereichern, die Gott den wohl dazu vorbereiteten Seelen an denselben austheilet, werden ohne Zweifel eben den Vorwurf hören, den der Prophet den Jüden macht, daß sie nämlich das Gericht des Herrn nicht gekannt haben, und nicht so klug gewesen sind, als die Vögel, die niemals unterlassen, zu einer jeden Zeit zu thun, was ihrer Natur gemäß ist: *Milvus in coelo cognovit tempus suum, Turtur et Hirundo et Ciconia custodierunt tempus adventus sui: populus autem meus non cognovit judicium Dei.* Jer. 8, 7.

Wenn der Mißbrauch der geringern Gnaden so zu fürchten ist, als wir gesagt haben, wie sehr wird nicht der Mißbrauch der Gnade aller Gnaden, das heißt, des heil. Abendmahls, zu fürchten seyn, welches sogar den Urheber aller Gnaden selbst in sich fasset? Der Apostel bezeuget, Gott habe die ersten Christen sichtbarlich gestraft, die sich dem Genusse des heil. Abendmals nicht gnugsam vorbrei-

breiteten, und unter dem Leibe des Herrn und den gemeinen Speisen keinen Unterschied machten; und dieses habe vielen unter den Christen den Tod, oder Krankheiten zugezogen. Aber diese göttliche Strafe war ihnen heilsam, weil sie ihnen dienete, für ihre Sünden schon in diesem Leben zu büssen, und der Verdammniß zu entgehen: *Cum judicamur autem, a Domino corripimur, ut non cum hoc mundo damnemur.* 1 Cor. 11, 32. Es scheinet, Gott handle in Ansehung derer, die seine Geheimnisse mißbrauchen, nicht mehr so. Er läßt seine Gerechtigkeit vor den Augen der Menschen weniger ausbrechen; er begiebt sich in die Höhe, wie die Schrift sagt, und entfernet sich von uns: *Et propter hanc in altum regredere.* Ps. 7, 8. Man genießt das heil. Abendmal weit unwürdiger, als jemals, und wird doch deswegen nicht sichtbarlich gestraft. Das soll diejenigen, welche aus ihren nachlässigen Leben sehen, daß sie von so vielen Communionen wenig Nutzen gehabt haben, befürchten lassen, Gottes Nachsicht möchte in Ansehung ihrer eine Wirkung seiner Verlassung seyn, und sie möchten um so viel strafbarer seyn, je weniger sie gestraft würden.

Das VIII. Kapitel.

Geschicklichkeit der Eigenliebe, um zu verhindern, daß wir uns die Vorwürfe nicht zueignen, die Jesus Christus gewissen Leuten macht. Jesus hat nur die geistlichen Fehler und Laster getadelt.

Eine Geschicklichkeit der Eigenliebe, um zu verhindern, daß wir die Vorwürfe, die Jesus Christus gewissen Leuten im Evangelio macht, nicht auf uns anwenden, besteht darinnen, sie uns mit so häßlichen Farben abzuschildern, daß es uns niemals in die Gedanken kömmt, daß wir ihnen gleich und ähnlich seyn könnten. Man stellt sich z. E. die Pharisäer als Leute von einem so unerträglichen und so ausserordentlichen Stolze vor, daß es scheinet, es gäbe unter den Menschen dergleichen nicht mehr. Die Sache verhält sich aber ganz anders. Sie waren eben so, wie andere Menschen beschaffen, und man wurde ihren Stolz äusserlich nicht sonderlich gewahr. Er war ihnen selbst unbekannt. Ueberdieses beobachteten sie das Gesetz, und auch die geringsten Dinge, die den Gottesdienst betrafen, sehr genau? Wer versichert uns also, daß wir ihnen nicht gleich und ähnlich sind? Sie waren zwar Heuchler; sie wußten aber von ihrer Heucheley nichts. Vielleicht sind wir eben so grosse Heuchler, als sie waren, und wir sind es unstreitig in einem gewissen Grade insgesammt. Indessen sagt Jesus Christus, sie würden weit härter gestraft werden, als die übrigen Jüden, die indessen sehr böse

und gottlose Leute waren: *Accipient prolixius judicium.* Marc. 12, 40. Dieses giebt zu erkennen, daß man in den Augen Gottes sehr strafbar seyn kann, ob man gleich äusserlich ein ordentliches Leben führet.

Und es ist in der That merkwürdig, daß die mehresten Drohungen und Vorwürfe, die Jesus Christus im Evangelio macht, nur geistliche Fehler betreffen, weil er voraus setzt, die leiblichen Fehler würden schon von sich selbst zur Gnüge gemißbilliget. Er tadelt den Mißbrauch seines Wortes und seiner Wunder an den Capharnaiten; Matth. 11, 23. 24. den Stolz und den Eigennutz an den Pharisäern; Matth. 23. das Verlangen nach Vorzuge an den Aposteln; Marc. 9, 33. die Unterlassung der Liebeswerke an denen, von welchen er sagt, sie würden zur Linken gestellet, und in das ewige Feuer geworfen werden; Matth. 25, 41. und den Mangel der innern Liebe in dem Gleichnisse von den Jungfrauen. Matth. 25, 1. u. f. Eben so haben die mehresten von seinen Geboten innere Tugenden Matth. 5. 6 u 7. zum Gegenstande, als die Liebe der Feinde, die Vorsichtigkeit im urtheilen, die Losreissung von den Gütern der Welt, die Entsagung der menschlichen Vergnügungen, die Wachsamkeit im Gebethe, die Demuth und Einfalt der Kinder. Hierein setzt er die Gerechtigkeit, welche die Gerechtigkeit der Pharisäer übertrift, und ohne welche man nicht in das Reich Gottes eingeht. Wer kann indessen versichert seyn, daß er alles dieses genau beobachtet?

Das IX. Kapitel.

Wenige können versichert seyn, daß sie die Kennzeichen an sich haben, welche uns die Schrift von dem Leben der Seele angiebt.

Die Schrift giebt uns verschiedene Merkmaale an, an welchen man das Leben und den Tod der Seele erkennen kann; aber ebendiese Merkmaale können die Furcht derer, die wenig Andacht haben, und sich in dem Zustande der Unempfindlichkeit, von welchem wir reden, befinden, mehr vermehren, als vermindern. Sie sagt uns zum ersten, wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein: *Qui non habet spiritum Christi, hic non est ejus.* Röm. 8, 9. Ob nun also gleich alle diejenigen, die der Sünde abgesagt haben, gewissermaassen versichert seyn sollen, daß dieser Geist in ihnen ist, weil sie in ihrem Herzen ein Verlangen verspüren, einzig und allein Jesu Christo anzugehören; so schließt doch diese Versicherung die Furcht nicht aus, die sie haben sollen, dieses Merkmaal, das sie von seiner Gegenwart haben, möchte ein betrügliches Merkmaal seyn, und sie möchten einen bloß natürlichen Entschluß, der aus Gewohnheit gefasset worden, für eine göttliche Anhänglichkeit halten, die der Geist Gottes gewirket hätte. Denn wie viel andere Wirkungen dieses heiligen Geistes

giebt

giebt es nicht, welche sie in sich nicht wahrnehmen? Der Geist Jesu Christi ist ein Geist der beständigen Andacht und Anbethung; er ist ein Geist, der für die Gerechtigkeit eifert, die Sünde hasset, und die Sünder liebet; er ist ein Geist des Kreuzes, des Todes, und der beständigen Aufopferung. Er ist ein Geist der vollkommenen Absonderung und Losreissung von allen Geschöpfen; er ist ein Geist der Sanftmuth und Gütigkeit gegen alle Menschen. Dieses sind die Regungen, die der Geist Gottes in Jesu Christi Herzen im reichen Maasse hervorgebracht hat, und es sind auch diejenigen, die er in einem gewissen Grade in dem unserigen hervorbringen soll, wenn wir aus seiner Fülle des Geistes theilhaftig geworden sind, der uns dem Bilde des einigen Sohnes Gottes ähnlich machen soll. Dieses sind die Merkmaale des Lebens. Je lebhafter und geschäftiger diese Regungen sind, desto mehr Ursache hat man zu glauben, man lebe. Je schwächer und matter sie aber sind, desto mehr Ursache hat man, zu befürchten, man sey todt.

Die Schrift zeigt uns noch ferner an, worinnen das Leben der Seele bestehe, indem sie uns sagt, der Gerechte lebe des Glaubens. Habac. 2, 4. Dieses recht zu verstehen, muß man merken, daß die Seele nur durch ihre Kenntniß und Liebe lebt. Hieraus folgt, daß dieses Leben des Glaubens darinnen bestehet, daß man denkt, liebet oder hasset, wie es der Glaube haben will. Das heißt, wenn man des Glaubens leben will; so müssen wir die

gros-

grossen und die kleinen, die nützlichen und die unnützen, die guten und die bösen Sachen, nicht nach unserem Geschmacke, und nach unsern verderbten Neigungen, sondern nach dem Lichte des Glaubens beurtheilen. Und eben so müssen sich auch die Neigungen des Herzens nach diesem Lichte richten, und unsere Furcht, unsere Hoffnung, unsere Freude, unsere Traurigkeit, unsere Liebe und unser Haß müssen von dem Glauben geleitet werden.

Wenn wir also wissen wollen, ob wir des Glaubens leben; so dürfen wir nur sehen, ob wir dasjenige wünschen, was wir nach dem Glauben wünschen sollen; ob wir uns über dasjenige betrüben, was, wie er uns zu erkennen giebt, dem göttlichen Gesetze zuwider ist; ob wir für uns und für andere die Güter verlangen und wünschen, die er uns als den Gegenstand unserer Wünsche und unsers Verlangens vorhält; denn alsdenn werden wir versichert seyn können, daß unsere Seele wirklich lebt. Wenn wir hingegen aber sehen, daß wir uns über das betrüben, worüber wir uns freuen sollten, und uns über das freuen, worüber wir uns betrüben sollten; so haben wir alsdenn, weil wir wenig Theil an diesem Leben des Glaubens haben, auch wenig Merkmaale des Lebens unserer Seele.

Endlich versichert uns der heil. Apostel Johannes, daß derjenige, welcher nicht liebet, im Tode bleibet; und daß der, welcher liebet, das Leben hat. 1. Joh. 3, 14 Und damit wir uns nicht von dem nichtigen Bilde einer falschen Liebe mögen betriegen

las-

lassen, so hat sich der heil. Apostel Paulus die Mühe gegeben, uns die Eigenschaften der wahren Liebe, die das Leben unserer Seelen ausmacht, genau zu beschreiben. Die, spricht er, ist geduldig, sie ist sanftmüthig, sie ist nicht eifersüchtig, und nicht unbesonnen; sie erhebt sich nicht aus Eitelkeit, sie ist nicht ehrgeitzig, sie suchet nicht ihren Nutzen, sie ist nicht zornig, nicht argwöhnisch; sie freuet sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber über die Wahrheit. 1. Cor. 15, 4. u. f. Hiernach sollen wir uns prüfen. Können wir uns mit Grunde der Wahrheit das aufrichtige Zeugniß geben, daß wir alle Wirkungen der Liebe in uns wahrnehmen; so mögen wir immerhin voll Vertrauen und Freude seyn. Werden wir aber gerade das Gegentheil davon gewahr; so kann nur eine übergrosse Dummheit die gerechten Empfindungen der Furcht ersticken, die diese Wissenschaft in uns hervorbringen soll.

Man soll auch nicht eine gewisse Richtigkeit des Verstandes, vermöge welcher man von den mehresten vorkommenden Sachen ziemlich richtig urtheilet, für ein gewisses Merkmaal annehmen, daß man in den Augen Gottes lebendig ist. Denn diese Eigenschaft kann bey den größten Unordnungen statt finden; und man trift oft Leute an, welche, ob sie sich gleich wegen gewisser geistlicher oder leiblicher Fehler, für welche sie keine Busse gethan haben, in einem sehr üblen Zustande befinden, dennoch eine gewisse Gegend in ihrem Verstande aufbehalten,

die

die, wie es scheinet, von den Eindrücken des Teufels nicht beunruhiget wird, in welcher sie von vielen Dingen recht urtheilen, und ihr Leben auf eine ehrbare und vernünftige Art einrichten. Und der Teufel, der sie besitzt, läßt oftmals zu, daß sie fast immer in dieser ruhigen Gegend wohnen, und sich nicht anders, als von dieser Seite kennen; damit sie das Verderbniß ihres Herzens, vermöge dessen er sie gefangen hält, nicht wahrnehmen mögen.

Das X. Kapitel.

Nach welcher Furcht man trachten soll. Nutzen, den man von dem Zustande der Unempfindlichkeit haben kann. Man muß nicht vorsetzlich darinnen beharren.

Man muß sich also vor Gott fürchten, und vor ihm zittern, weil man siehet, daß man so viel Ursachen sich zu fürchten hat. Es muß aber dieses eine heilsame Furcht seyn, welche, an statt die Seele niederzuschlagen, sie aufrichtet, und antreibt, demjenigen, was ihr Anlaß sich zu fürchten giebt, ernstlich abzuhelfen. Es muß dieses eine Furcht seyn, die zur Busse, zum Gebethe, zur Wachsamkeit, und zur Arbeit antreibet. Befindet man sich bey dem allen in einem gewissen Zustande, in welchem man, wie es scheinet, nur Kaltsinnigkeit und Unempfindlichkeit an sich wahrnimt, und den Zustand seines Gemüthes nicht ändern kann; so muß man sich der göttlichen Fügung in Demuth unterwerfen, und hoffen, man werde eben so viel

Nutzen davon haben, als wenn er gewollt hätte, daß wir auf eine fühlbare Art ganz voll Andacht, Trost und Eifer wären. Und vielleicht würden wir auch diesen Nutzen wirklich davon haben, wenn wir wirklich so gesinnet wären, wie wir es nach der Beschaffenheit dieses Zustandes seyn sollten, und so von uns urtheilten, wie wir nach der Wahrheit urtheilen sollten.

Es würde in der That kein geringer Vortheil seyn, wenn man sich auf diese Art in der Verachtung sein selbst erhielte; man muß sich aber sehr wohl vorsehen, daß uns dieser Vorwand nicht antreibt, vorsetzlich in diesem Zustande zu bleiben. Gott, welcher will, daß gewisse Seelen darinnen verbleiben, um sie zu demüthigen, will auch zu gleicher Zeit, daß sie alles thun, was sie nur können, um ihn zu verlassen. Er sagt diese Worte seines Propheten zu allen: *Erudi te, Ierusalem, ne forte recedat a te anima mea.* Jer. 6, 8. Werde weise, christliche Seele, damit mein Geist nicht von dir weiche. Bleibe nicht muthwillig in der Unwissenheit und Finsterniß stecken. Wenn man das göttliche Licht sucht; so muß man sich eben so sehr hüten, es auf eine nachläßige Art zu thun, als bey den Finsternissen, in welchen uns Gott stecken läßt, ungeduldig zu werden. Das eine ist eine Wirkung der Trägheit, und das andere eine Wirkung des Stolzes. Aber das Licht, das wir suchen sollen, ist kein bloß speculativisches Licht; sondern das Licht, das zu eben der Zeit, da es den Verstand unterrichtet, auch

das

das Herz rühret, und aus der Liebe entstehet, welche das rechte Mittel wider die Härtigkeit des Herzens und die Unempfindlichkeit ist.

IV. Abhandlung.

Von den Mitteln, den Frieden mit den Menschen zu erhalten.

I. Theil

Quaerite pacem civitatis, ad quam transmigrare vos feci, et orate pro ea ad Dominum, quoniam in pace illius erit pax vobis.

Suchet den Frieden der Stadt, in welche ich euch habe führen lassen, und bethet für sie zum Herrn; denn bey ihrem Frieden wird es euch wohl gehen. Jer. 29, 7.

Das I. Kapitel.

Die Menschen sind Einwohner und Bürger verschiedener Städte. Die sollen allen Friede zu verschaffen suchen. Besonders sollen sie sich bestreben, in der Gesellschaft friedlich zu leben, in welcher sie ihr Leben zubringen, und von der sie einen Theil ausmachen.

Alle Gesellschaften, von denen wir einen Theil ausmachen; alle Dinge, mit welchen wir in

einiger Verbindung stehen, in die wir wirken, und welche wieder in uns wirken, und daran verschiedener Zustand den Zustand unserer Seele ändern kann, sind die Städte, in welchen wir die Zeit unserer Pilgrimschaft zubringen; weil unsere Seele ihre Beschäftigung und ihre Ruhe in ihnen findet.

Es ist also die ganze Welt unsere Stadt, weil wir als Einwohner der Welt mit allen Menschen in Verbindung stehen, und von ihnen so gar bald Nutzen und bald Schaden haben. Die Holländer handeln mit den Japonesern. Wir handeln mit den Holländern. Wir stehen also mit diesen Völkern, welche die äussersten Gränzen der Welt bewohnen, in Verbindung; weil uns die Holländer vermöge der Vortheile, die jene ihnen verschaffen, dienen oder schaden können. Ebendieses kann man von allen übrigen Völkern sagen. Sie stehen insgesammt auf die eine oder die andere Art mit uns in Verbindung, und sie gehören alle zu der Kette, die alle Menschen mit einander verbindet, weil sie alle einander nöthig haben.

Wir sind aber auf eine noch besondere Art Bürger des Königreichs, in welchem wir gebohren worden, und leben; der Stadt, in der wir wohnen; der Gesellschaft, von welcher wir einen Theil ausmachen; und endlich können wir uns auch gewissermaassen Bürger von uns selbst und von unserem eigenen Herzen nennen. Denn unsere verschiedenen Leidenschaften und Gedanken vertreten die Stelle eines Volks, mit welchem wir leben müssen; und

es ist oftmals leichter mit der ganzen äusserlichen Welt zu leben, als mit diesem innern Volke, das sich in uns befindet.

Die Schrift, welche uns verbindet, den Frieden der Stadt, zu deren Einwohnern uns Gott gemacht hat, zu suchen, will es auf gleiche Weise von allen diesen verschiedenen Städten verstanden wissen. Das heißt, sie verbindet uns, den Frieden und die Ruhe der ganzen Welt, unsers Königreichs, unserer Stadt, unserer Gesellschaft und unser selbst zu suchen und zu wünschen. Da wir ihn aber einigen von diesen Städten mehr, als den andern verschaffen können; so müssen wir auch auf verschiedene Art daran arbeiten.

Denn es giebt wenig Leute, die der Welt, den Königreichen und den Städten den Frieden anders, als durch ihr Gebeth, verschaffen können. Es besteht also unsere Pflicht in diesem Stücke darinnen, daß wir Gott aufrichtig darum bitten, und glauben, daß wir dazu verbunden sind. Und wir sind wirklich dazu verbunden, weil die äusserlichen Unruhen, welche die Königreiche trennen, oftmals davon herkommen, weil diejenigen, die einen Theil derselben ausmachen, sich so wenig Mühe geben, Gott um den Frieden zu bitten, und ihm, wenn er ihnen denselben geschenkt hat, so schlecht dafür danken. Die zeitlichen Kriege haben selbst für die Seelen so wichtige Folgen und so schädliche Wirkungen, daß man sich vor ihnen nicht zu sehr fürchten kann. Deswegen giebt der heil. Paulus, in-

dem er uns für die Könige in der Welt zu bethen befiehlt, dieses ausdrücklich als einen Grund von dieser Pflicht und Verbindlichkeit an, daß wir selbst die äusserliche Ruhe nöthig haben: *Ut quietam et tranquillam vitam agamus.* 1. Tim. 2, 1. 2.

Man verschaft sich selbst den Frieden, wenn man seine Gedanken und seine Leidenschaften in der Ordnung hält. Und durch diesen innern Frieden trägt man viel zum Frieden der Gesellschaft, in welcher man lebt, bey; weil er fast nur allein durch die Leidenschaften gestört wird. Da aber dieser Friede mit denen, mit welchen wir noch genauer verbunden sind, und noch öfter umgehen, überaus viel beyträgt, die Ruhe in uns selbst zu erhalten, und da sie nichts mehr stöhren kann, als der Zwiespalt, der diesem Frieden zuwider ist; so muß man vornehmlich von diesem die Ermahnung des Propheten verstehen: *Quaerite pacem civitatis, ad quam transmigrare vos feci.* Suchet den Frieden der Stadt, in welcher ihr euch aufhaltet.

Das II. Kapitel.

Uebereinstimmung der Vernunft und Religion, uns die Sorge für den Frieden einzuflössen.

Die Menschen richten sich in ihrem Leben gemeiniglich weder nach der Schrift, noch nach der

Vernunft. Sie folgen unbesonnener Weise den Eindrücken, welche die gegenwärtigen Gegenstände in sie machen, oder den Meynungen, welche gemeiniglich unter denen, unter welchen sie leben, herrschen. Sehr wenige geben sich Mühe, dasjenige sorgfältig zu untersuchen und zu überlegen, was ihnen in der That nützlich ist, dieses Leben entweder nach Gott, oder nach der Welt, glücklich zuzubringen. Wenn sie Acht darauf hätten; so würden sie sehen, daß die Schrift und die Vernunft in Ansehung der mehresten Pflichten und Handlungen der Menschen mit einander übereinstimmen; daß die Dinge von welchen uns die Religion abhält, oftmals auch der Ruhe dieses Lebens eben so sehr zuwider sind, als der Glückseligkeit des zukünftigen Lebens; und daß die mehresten von denen, zu welchen sie uns antreibt, zu der zeitlichen Glückseligkeit mehr beytragen, als alles, wornach uns unser Ehrgeiz und unsere Eitelkeit so begierig streben lassen.

Nun legt sich aber diese Uebereinstimmung der Vernunft und der Schriften nirgends so deutlich an den Tag, als in der Pflicht, den Frieden mit denen, die mit uns vereinigt sind, zu erhalten, und alle Gelegenheiten und Veranlassungen, die ihn stöhren können, zu vermeiden. Und wenn uns die Religion diese Pflicht als eine der wesentlichsten Pflichten der christlichen Gottseligkeit vorschreibt; so treibt uns auch die Vernunft zu ihr, als zu einer solchen an, die unsern eigenen Nutzen und Vortheil vor andern befördert.

Denn

Denn man kann die Quelle der mehresten Unruhen und Widerwärtigkeiten, die uns oder andern begegnen, nicht mit einiger Aufmerksamkeit betrachten, ohne zugleich wahrzunehmen, daß sie gemeiniglich davon herkommen, daß man nicht behutsam gnug mit einander umgeht. Und wenn wir uns nicht schmeicheln wollen; so werden wir finden, daß man selten ohne Ursache übel von uns redet, und sich ein Vergnügen daraus macht, uns muthwilliger Weise zu schaden und wehe zu thun. Wir tragen allzeit etwas dazu bey. Giebt es keine nahen Ursachen, so giebt es doch entfernte. Und wir begehen, ohne daran zu denken, in Ansehung derer, mit welchen wir umgehen, unzählige kleine Fehler, die sie bewegen, dasjenige übel zu nehmen, was sie ohne Mühe leiden und erdulden würden, wenn sie nicht schon einigermaassen erbittert auf uns wären. Endlich ist es fast allzeit wahr, daß, wenn man uns nicht liebt, es daher kömmt, weil wir uns nicht beliebt zu machen wissen.

Wir tragen also zu den Unruhen, zu den Verdrießlichkeiten und Widerwärtigkeiten, welche uns andere verursachen, selbst etwas bey. Und da dieses zum Theil dasjenige ist, was uns unglücklich macht; so ist uns, selbst nach der Welt, an nichts mehr gelegen, als uns alle Mühe zu geben, es zu vermeiden. Und die Wissenschaft, welche uns dieses zu thun lehrt, ist uns tausendmal nützlicher, als alle diejenigen, auf deren Erlernung die Menschen so viel Zeit und Mühe wenden. Man hat also

Ursache die üble Wahl zu beklagen, welche die Menschen in Ansehung der Erlernung der Künste, Uebungen und Wissenschaften treffen. Sie geben sich alle Mühe, die Materie kennen zu lernen, und sie zu ihren Bedürfnissen anzuwenden. Sie lernen die Kunst, die Thiere zu bezähmen, und sie in ihrem Leben zu brauchen; aber an die Kunst, sich die Menschen nützlich zu machen, und zu verhindern, daß sie sie nicht beunruhigen, und in ihrem Leben nicht unglücklich machen, denken sie nicht einmal, ob gleich die Menschen zu ihrem Glücke oder Unglücke unendlich mehr beytragen, als alle übrige Geschöpfe.

Das sagt uns die Vernunft von dieser Pflicht. Wenn man aber die Religion und die Schrift zu Rathe zieht; so verbinden sie uns durch das Ansehen ihrer Gebote, und durch die göttlichen Ursachen, die sie uns davon angeben, noch ganz anders dazu. Jesus Christus hat den Frieden dergestalt geliebt, daß er zwo von den acht Seligkeiten, die er uns in dem Evangelium vorlegt, daraus macht. Selig, spricht er, sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen; **Matth** 5, 4. welches die Ruhe dieses und des zukünftigen Lebens in sich begreift. Selig, spricht er ferner, sind die Friedsamen, denn sie sollen Kinder Gottes genennt werden, **Ebend.** v. 9. welches der höchste Stand und die größte Ehre ist, derer die Menschen fähig sind, und welche folglich nur der größten Tugend gebührt. Der heil. Paulus giebt ein ausdrückliches Gesetz in

An=

Ansehung des Friedens, indem er ihn, so viel als möglich, mit allen Menschen zu halten befiehlt. *Si fieri potest, cum omnibus hominibus pacem habentes.* Röm. 12, 18. Er verbiethet uns den Zank und Streit, und befiehlt uns die Geduld und Sanftmuth gegen jedermann: *Servum Domini non oportet litigare, sed mansuetum esse ad omnes.* 2. Tim. 2, 24. Und endlich sagt er uns, der Geist des Zankens und Streitens wäre nicht der Geist der Kirche. *Si quis videtur contentiosus esse, nos talem consuetudinem non habemus, neque Ecclesia Dei.* 1. Cor. 11, 16.

In den Büchern des Weisen kommen keine Ermahnungen öfter vor, als diejenigen, deren Absicht ist, uns in dem Umgange, den wir mit dem Nächsten haben, zur Ordnung anzuhalten, und uns alles, was Trennungen und Streitigkeiten erregen kann, vermeiden zu lassen. Deswegen sagt er uns, ein liebliches Wort mache viel Freunde, und stille die Feinde: *Verbum dulce multiplicat amicos et mitigat inimicos;* Sir. 6, 5. und die guten Menschen wären sanftmüthig und höflich: *Et lingua eucharis in bono homine abundat.* Ebd.

An einem andern Orte spricht er, die gelinden Antworten linderten den Zorn, und die harten erweckten den Grimm: *Responsio mollis frangit iram, sermo durus suscitat furorem.* Sprichw. 15, 1. Er sagt, der Weise mache sich durch sei-

ne Worte beliebt: *Sapiens in verbis ipsum amabilem facit.* Sir. 20, 13.

Endlich erhebt er diese Tugend dergestalt, daß er sie den Baum des Lebens nennt, weil sie uns die Ruhe in diesem und dem zukünftigen Leben verschafft; *Lingua placabilis lignum vitae.* Sir. 15, 4.

Er hat uns so gar zu verstehen geben wollen, daß der Vorzug, den uns diese Tugend verschafft, indem sie uns beliebt macht, allen denen vorzuziehen ist, nach welchen die Menschen am meisten trachten, und welche der Ruhm und die Ehre sind. Denn diesen Sinn haben unter andern folgende Worte: *Fili, in mansuetudine opera tua perfice, et super hominum gloriam diligeris.* Mein Sohn verrichte deine Werke mit Sanftmuth; so wirst du neben der Ehre, die du bey den Menschen hast, auch geliebet werden. Sir. 3, 19.

Der Weise vergleicht darinnen die beyden Dinge, nach welchen die Menschen vornehmlich bey andern trachten, nämlich die Liebe und die Ehre. Die Ehre kömmt von der Vorstellung der Vortreflichkeit, und die Liebe von der Vorstellung der Güte her; und diese Güte giebt sich durch die Sanftmuth zu erkennen. Nun sagt er uns in dieser Vergleichung, ob gleich die Hochachtung der Menschen unserer Eitelkeit mehr schmeichele; so wäre es doch weit besser, geliebt zu werden. Denn die Hochachtung verschafft uns nur in ihren Verstand Eingang, da uns hingegen die Liebe ihr Herz

öff-

öffnet. Die Hochachtung wird oftmals von der Eifersucht begleitet; aber die Liebe vertreibt alle böse Leidenschaften, und ebendiese sind es, die unsere Ruhe stören.

Das III. Kapitel.

Ursachen von der Pflicht, den Frieden mit denen, mit welchen man umgeht, zu erhalten.

Man kann aus der Schrift sehr viele Ursachen anführen, um uns zu ermuntern, den Frieden mit den Menschen, auf alle uns nur mögliche Art zu erhalten.

1. Nichts stimmt mit dem Sinne des neuen Gesetzes so sehr überein, als die Ausübung dieser Pflicht; und man kann sagen, daß sie uns durch ihr Wesen selbst dazu antreibt. Denn an statt, daß die Begierde, welche das Gesetz des Fleisches ist, indem sie den Menschen mit Gott entzweyt, ihn durch die Empörung der Leidenschaften wider die Vernunft mit sich selbst, und mit allen übrigen Menschen entzweyt, indem sie ihn zu ihrem Feinde macht, und ihn antreibt, es dahin zu bringen zu suchen, daß er ihr Tyrann werden möge; so ist es hingegen die Eigenschaft der Liebe, die das neue Gesetz ist, welches Jesus Christus auf die Welt gebracht hat, alle Uneinigkeiten, die von der Sün-

de hergekommen sind, wieder gut zu machen; den Menschen mit Gott wieder auszusöhnen, indem sie ihn seine Gesetze beobachten läßt; ihn mit sich selbst auszusöhnen, indem sie seine Leidenschaften der Vernunft unterwirft; und ihn endlich mit allen Menschen auszusöhnen, indem sie ihm das Verlangen, über sie zu herrschen, benimmt.

Nun ist es eine von den vornehmsten Wirkungen dieser Liebe in Ansehung der Menschen, daß wir uns bestreben, den Frieden mit ihnen zu erhalten, weil sie unmöglich im Herzen lebendig und aufrichtig seyn kann, ohne dieses Bestreben in demselben hervorzubringen. Man scheut sich von Natur, diejenigen, die man liebt, zu beleidigen. Und indem uns diese Liebe alle Fehler, die wir wider andere begehen, als groß und wichtig, und alle diejenigen, die sie wider uns begehen, als klein und geringe ansehen läßt; so verstopft sie dadurch die gewöhnlichste Quelle der Zänkereyen und Streitigkeiten, die gemeiniglich aus den falschen Vorstellungen entstehen, welche in unsern Augen alles, was uns besonders angeht, vergrößern, und alles, was andere angeht, vermindern.

2. Man kann die Menschen unmöglich lieben, ohne ein Verlangen zu haben, ihnen zu dienen; und man kann ihnen unmöglich dienen, ohne gut mit ihnen zu stehen; so daß eben die Pflicht, die uns nach der Schrift, **Gal.** 6, 2. andere Menschen aufbürdet, um ihnen auf alle uns nur mögliche Art und Weise dienen, uns auch verbindet,

mit

mit ihnen in Friede zu leben; weil der Friede die Thüre des Herzens ist, und die Abgneigung es vor uns verschließt, und macht, daß wir nicht hinein kommen können.

3. Man ist zwar nicht allzeit im Stande, andern durch erbauliche Reden zu dienen; es giebt aber noch sehr viel andere Arten ihnen zu dienen. Man kann es durch das Stillschweigen, durch Beyspiele der Bescheidenheit, der Geduld und aller übrigen Tugenden thun; und der Friede und die Eintracht öffnen ihnen das Herz, um sie sich zu Nutze zu machen.

Es umfaßt aber die Liebe nicht nur alle Menschen; sondern sie umfaßt sie auch zu allen Zeiten. Wir sollen also mit allen Menschen, und zu allen Zeiten Friede haben; denn es ist keine Zeit, da wir sie nicht lieben und nicht wünschen sollten, ihnen zu dienen. Folglich ist auch keine Zeit, da wir nicht auf Seiten unser alle Hindernisse, die sich darwider finden könnten, aus dem Wege räumen sollten, von welchen das Größte der Widerwille und die Abneigung ist, die sie gegen uns würden haben können. Man muß also auch selbst alsdenn, wenn man mit ihnen keinen innerlichen Frieden, welcher in der Uebereinstimmung der Gesinnungen besteht, erhalten kann, doch wenigstens einen äusserlichen zu erhalten suchen, welchen in den Pflichten der menschlichen Höflichkeit besteht, damit man sich nicht ausser Stand setzen möge, ihnen einmal zu dienen, und man Gott allzeit das aufrichtige Verlangen ihnen zu dienen zu erkennen geben möge.

Ueber dieses, wenn wir ihnen nicht wirklich dienen; so sind wir doch wenigstens verbunden, ihnen nicht zu schaden. Nun heißt es aber ihnen schaden, wenn, indem man ihnen verdrießlich fällt, man ihnen Anlaß giebt, einigermaassen kaltsinnig gegen uns zu werden. Es heißt ihnen einen wirklichen Schaden zufügen, wenn man sie durch die Abneigung, die sie gegen uns hegen werden, in den Stand setzt, unsere Handlungen oder unsere Worte übel auszulegen; auf eine nicht gar zu billige Art, die ihr Gewissen verletzen würde, davon zu reden; und endlich so gar die Wahrheit in unserem Munde zu verachten, und die Gerechtigkeit, wenn wir sie vertheidigen, nicht zu lieben.

Es ist also nicht nur der Nutzen der Menschen, sondern auch der Nutzen der Wahrheit selbst, der uns verbindet, sie nicht unnützer Weise wider uns aufzubringen und zu erbittern. Wenn wir sie lieben; so sollen wir uns hüten, sie durch unsere Unvorsichtigkeit verhaßt zu machen, und ihr den Eingang in das Herz und in den Verstand der Menschen zu verschliessen, indem wir ihn uns selbst verschliessen; und es soll uns dieses auch antreiben, den Fehler zu vermeiden, den uns die Schrift bekannt macht: Daß die Weisen die Wissenschaft zieren. **Sprichw.** 15, 2. Das heißt, sie machen sie den Menschen ehrwürdig, und die Hochachtung, die sie sich durch ihre Mäßigung erwerben, verschaft der Wahrheit, die sie vortragen, ein weit grösseres Ansehen. Wenn man hingegen macht,

daß

daß man von den Menschen entweder gehaßt oder verachtet wird; so entehrt man sie, weil die Verachtung und der Haß gemeiniglich von der Person auf die Lehre fallen.

Es ist zwar unmöglich, daß die Frommen mit den Menschen allzeit Friede haben können, nachdem ihnen Jesus Christus **Matth.** 10, 25. gesagt hat, sie sollten sich keine Hoffnung machen, daß sie mit ihnen anders umgehen würden, als sie mit ihm umgegangen wären. Deswegen setzt auch der heil. Paulus, wenn er uns ermahnt, den Frieden mit ihnen zu erhalten, diese Einschränkung hinzu, wenn es möglich ist: *Si fieri poteſt.* **Röm.** 12, 18. weil er wohl wußte, daß dieses nicht allzeit möglich ist, und weil es Gelegenheiten giebt, wo man es muß darauf ankommen lassen, ihnen verdrießlich zu fallen, indem man sich ihren Leidenschaften widersetzt. Damit man es aber mit Nutzen thun möge, und wir nicht mit Recht befürchten dürfen, wir hätten zu den verdrießlichen Folgen, die bisweilen daraus entstehen, etwas beygetragen; so müssen wir uns gar sehr hüten, ihnen ohne Nutzen, oder um geringer Dinge willen, oder auf eine gar zu harte Art, verdrießlich zu fallen; weil wirklich nur diejenigen, welche die andern, so viel sie können, schonen, sie mit einigem Nutzen tadeln und bestrafen können.

Der heil. Petrus, welcher wohl wußte, daß es unvermeidlich wäre, daß die Christen litten und verfolgt würden, empfiehlt ihnen, sich ihre Leiden

nicht

nicht durch ihre bösen Thaten zuzuziehen. 1. Petr. 4, 14. 15. Eben so kann man auch zu ihnen sagen, da es nicht zu vermeiden wäre, daß sie von den Menschen gehaßt wurden; so sollten sie sich gar sehr hüten, sich durch ihre Unvorsichtigkeit und Unbesonnenheit verhaßt zu machen, und sich dadurch des Verdienstes berauben, das sie durch ein solches Leiden erlangen könnten.

Noch eine andere Ursache, die den Frieden nothwendig macht, und welche uns verbindet, ihn, so viel es in unserem Vermögen steht, zuwege zu bringen, ist diese; weil die brüderliche Bestrafung eine Pflicht ist, die uns in dem Evangelium, Matth. 18, 15. ausdrücklich ist empfohlen worden, und welche uns sehr genau verbindet. Indessen ist es gewiß, daß es wenig Leute giebt, die sie mit Nutzen ausüben können, und ohne bey denen, die sie strafen, mehr böses, als gutes, zu stiften. Sie dürfen aber deswegen nicht glauben, daß sie davon frey wären. Denn gleichwie man vor Gott nicht ohne Fehler ist, wenn man sich unvorsichtiger Weise ausser Stand setzt, die körperliche Liebe auszuüben, und er uns den Mangel der guten Werke, deren wir uns durch unser Verschulden berauben, anrechnet; also sollen wir auch nicht glauben, daß wir frey von Sünden sind, wenn wir durch die wenige Mühe, die wir uns geben, den Frieden mit unserem Nächsten zu unterhalten, uns ausser Stand setzen, die geistliche Liebe, die wir ihm schuldig sind, gegen ihn auszuüben.

Endlich soll uns unser geistlicher Nutzen und Vortheil, und die Liebe, die wir uns selbst schuldig sind, antreiben, alles zu vermeiden, was uns mit den Menschen entzweyen, und uns zum Gegenstande ihres Hasses oder ihrer Verachtung machen kann. Denn nichts ist geschickter, als dieses, die Liebe, die wir ihnen schuldig sind, in uns selbst entweder gar auszulöschen, oder zu machen, daß sie erkaltet; weil nichts so schwer ist, als diejenigen zu lieben, bey welchen man nur Kaltsinnigkeit, oder wohl gar Abneigung und Widerwillen antrifft.

Das IV. Kapitel.

Allgemeine Regel den Frieden zu erhalten: Niemanden beleidigen, und durch nichts beleidigt werden. Zwo Arten, andere verdrießlich zu machen: Ihren Meynungen widersprechen; sich ihren Leidenschaften widersetzen.

Das Hauptwerck besteht aber nicht darinnen, daß man sich selbst von der Nothwendigkeit, die Einigkeit mit dem Nächsten zu erhalten, überzeugt; sondern daß man sie wirklich erhält, indem man alles, was sie stöhren kann, vermeidet. Es ist gewiß, daß nur eine sehr grosse Liebe diese grosse Wirkung hervorbringen kann. Es scheint aber, daß unter

ter den menschlichen Mitteln, die man mit Nutzen dabey brauchen kann, keines geschickter ist, als wenn man die gewöhnlichen Ursachen der Trennungen, die sich unter den Menschen eräugen, recht einzusehen sucht, damit man ihnen möge zuvorkommen können. Wenn man sie nun überhaupt betrachtet; so kann man sagen, man entzweyt sich mit den Menschen nur deswegen, weil man ihnen, indem man sie beleidigt, Anlaß giebt, sich von uns zu trennen; oder weil wir, nachdem wir durch ihre Handlungen oder Reden sind beleidigt worden, sie selbst meiden, und ihrer Freundschaft entsagen. Das eine und das andere kann entweder vermöge eines offenbaren Bruchs, oder vermöge einer unmercklichen Kaltsinnigkeit geschehen. Es mag nun aber geschehen, auf welche Art es will, so ist doch allzeit dieses gegenseitige Mißvergnügen die Ursache von den Trennungen; und das einzige Mittel, sie zu vermeiden, besteht darinnen, daß man niemals etwas thut, das jemand beleidigen kann, und daß man auch niemals durch etwas beleidigt wird.

Es ist nichts leichter, als dieses überhaupt vorzuschreiben. Es sind aber wenig Dinge insbesondere schwerer auszuüben; und man kann sagen, daß diese eine von den Regeln ist, welche, ob sie gleich in wenig Worten bestehen, dennoch dem Sinne nach von einem sehr grossen Umfange sind, und überhaupt viele sehr wichtige Pflichten in sich fassen. Es ist deswegen gut, sie etwas weiter auszuführen, indem man noch genauer un-

tersucht, wie und auf welche Art man es vermeiden kann, die Menschen zu beleidigen, und sich in den Stand zu setzen, von nichts beleidigt zu werden, sie mögen von uns sagen, oder uns zuwider thun, was sie wollen.

Wenn man die erste von diesen Pflichten recht beobachten will; so muß man wissen, was die Menschen verdrießt, und was den Eindruck in sie macht, der die Abneigung und den Widerwillen hervorbringt. Nun scheint es aber, daß alle Ursachen auf zwo können gebracht werden, welche diese sind, daß man ihren Meynungen widerspricht, und sich ihren Leidenschaften widersetzt. Da dieses aber auf verschiedene Art geschehen kann; da diese Meynungen und Leidenschaften nicht alle von einerley Art und Beschaffenheit sind; und da die einen mehrern Eindruck, als die andern, in sie machen; so muß man diese Untersuchung noch weiter treiben, indem man die Urtheile und Leidenschaften noch ausführlicher betrachtet, welchen sich zu widersetzen es noch gefährlicher ist.

Das V. Kapitel.

Ursachen, warum die Menschen an ihren Meynungen hängen. Wer diejenigen sind, die es vor andern thun.

Die Menschen hängen natürlicher Weise an ihren Meynungen, weil sie niemals ohne einige

Begierde sind, vermöge welcher sie auf alle ihnen nur mögliche Art über die andern zu herrschen wünschen. Nun herrscht man gewissermaassen durch den Glauben über sie. Denn es ist eine Art von Herrschaft, wenn man andere seine Meynungen annehmen läßt. Wenn man sich nun in diesem Stücke widersetzt; so beleidigt man uns desto mehr, je mehr wir diese Art von Herrschaft lieben. Der Mensch, spricht die Schrift, hat seine Freude an den Meynungen, die er vorträgt: *Laetatur homo in sententia oris sui.* Sprichw. 15, 23. Denn indem er sie vorträgt, eignet er sie sich zu, er sieht sie als sein Eigenthum an; er ist ihnen aus Eigennutze zugethan; und sie zernichten, heißt etwas, das ihm angehört, zernichten. Man kann es nicht thun, ohne ihm zu erkennen zu geben, daß er sich irrt, und es ist kein Vergnügen für ihn, sich geirrt zu haben. Wer einem andern in etwas widerspricht, giebt dadurch zu verstehen, daß er mehr Verstand und Einsicht, als er, habe. Und so erregt er zu einer Zeit zwo unangenehme Vorstellungen in ihm: Die eine, daß es ihm an Einsicht mangelt; und die andere, daß derjenige, welcher ihn tadelt, mehr Verstand, als er, besitzt. Die erste demüthigt ihn; und die andere bringt ihn auf, und macht seine Eifersucht rege. Diese Wirkungen sind um so viel lebhafter und sichtbarer, je lebhafter und thätiger die Begierde ist. Es giebt aber wenig Leute, die sie nicht in einem gewissen Grade empfinden, und die den Widerspruch erdulden, ohne einigermaassen verdrießlich darüber zu seyn. Aus-

Ausser dieser allgemeinen Ursache giebt es noch verschiedene andere, welche machen, daß die Menschen mehr an ihren Meynungen hängen, oder den Widerspruch mehr empfinden. Ob es gleich scheint, als ob die Gottesfurcht, indem sie die Hochachtung, die man gegen sich selbst haben kann, und das Verlangen, über anderer ihren Verstand zu herrschen, vermindert, die Anhänglichkeit an seinen eigenen Meynungen vermindern solle; so thut sie doch oftmals eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Denn da die geistlichen Personen alles mit geistlichen Augen ansehen, und es sich dennoch zuträgt, daß sie sich bisweilen irren und betriegen; so geschieht es auch bisweilen, daß sie gewisse falsche Dinge geistlich erklären, und Meynungen, die entweder ungewiß oder nicht gar zu gegründet sind, gewissenshalber vertheidigen, welches denn macht, daß sie ihnen hartnäckig anhängen. Wenn sie nun die Liebe, die sie überhaupt zur Wahrheit, zur Tugend, und zur Sache Gottes haben, auf diese nicht gnugsam untersuchten Meynungen anwenden; so wird ihr Eifer rege, und erzürnt sich wider die, so sie bestreiten, oder zu erkennen geben, daß sie nicht davon überzeugt sind. Und wenn sich ihre noch übrige Begierde, in diese Regungen des Eifers mischt und mit denselben vermengt; so breitet sie sich mit desto mehrerer Freyheit aus, je weniger sie ihnen widerstehen, und die doppelte Bewegung, die in ihrem Herzen wirkt, nicht unterscheiden; weil ihr

Verstand nur von den geistlichen Ursachen eingenommen ist, welche ihnen die einzige Quelle ihres Eifers zu seyn scheinen.

Vermöge einer Wirkung dieses geheimen Selbstbetrugs geschieht es, daß Personen, die Gott sehr ergeben sind, dergestalt an, obgleich sehr falschen, philosophischen Meynungen hängen, daß sie diejenigen, die nicht davon überzeugt sind, mit mitleidigen Augen ansehen, und sie auch so gar alsdenn, wenn sie nichts behaupten, als was unstreitig wahr ist, für Liebhaber von Neuerungen ansehen. Es giebt welche, in deren Gegenwart man nicht wider die wesentlichen Gestalten reden darf, ohne sie unwillig zu machen. Andere nehmen sich des Aristoteles, und der alten Philosophen an, wie sie sich der Kirchenväter würden annehmen können. Einige nehmen die Parthey der Sonne, und sagen, man thäte ihr unrecht, wenn man sie für einen Haufen Staub, der sich schnell bewegte, ausgäbe. Es ist wahr, die Begierde bringt diese Bewegungen nicht hervor, sondern gewisse geistliche Grundsätze, die überhaupt wahr sind, aber insbesondere unrecht angewendet werden. Es ist wahr, man muß vor der Neuerung einen Abscheu haben. Es ist aber auch dieses wahr, daß man sich kein Vergnügen daraus machen muß, diejenigen herabzuwürdigen, die nach der allgemeinen Uebereinstimmung aller geschickten Leute für hochachtungswürdig gehalten werden. Wenn aber bey dem allen von Dingen die Rede ist, die keine andern Regeln, als

die

die Vernunft, haben; so soll die erkannte Wahrheit vor allen diesen Grundsätzen den Vorzug haben; und sie sollen weiter zu nichts dienen, als uns vorsichtiger zu machen, um uns nicht von dem blossen Scheine hintergehen zu lassen.

Da alle äusserliche Eigenschaften, welche, ohne unsere Einsichten zu vermehren, uns überreden helfen, daß wir Vernunft haben, machen, daß wir mehr an unseren Meynungen hängen; so machen sie auch, daß wir bey dem Widerspruche empfindlicher sind. Nun giebt es aber deren viele, die diese Wirkung in uns hervorbringen.

Diejenigen, die eine geläufige Zunge haben und sich gut ausdrucken, bleiben gern bey ihren Meynungen, und lassen sich nicht leicht davon abwendig machen, weil sie geneigt sind zu glauben, sie wären andern eben so sehr an Verstande überlegen, als sie ihnen, so zu sagen, an der Zunge überlegen sind. Der Vorzug, den sie in diesem Stucke vor ihnen haben, fällt ihnen in die Augen und ist handgreiflich; da hingegen ihr Mangel der Einsicht und der richtigen Beurtheilung vor ihnen verborgen ist. Ueberdieses giebt ihre leichte Art sich auszudrücken ihren Gedanken, ob sie gleich falsch sind, und sie selbst verblenden, dennoch einen gewissen Glanz; da hingegen diejenigen, denen der Ausdruck schwer fällt, die deutlichsten Wahrheiten verdunkeln, und ihnen einen Anstrich, als ob sie nicht wahr, sondern falsch wären, geben; ja sie sehen sich so gar oftmals genöthigt nachzugeben, und

sich zu stellen, als ob sie überzeugt wären, weil sie keine Worte zu finden wissen, sich aus diesen blendenden Unwahrheiten herauszuhelfen.

Diese Anhänglichkeit an ihren Meynungen wird bey denen, die diese Gabe sich leicht auszudrücken besitzen, dadurch noch vermehrt, weil sie gemeiniglich das Volk auf ihre Seite bringen; denn dieses glaubt immer, wer besser, als der andere, reden könnte, hätte auch mehr Recht, als er. Und da sie dieses wieder erfahren; so macht es, daß sie mit ihren Meynungen noch zufriedener sind, weil sie daher Anlaß nehmen, zu glauben, sie stimmten mit dem gesunden Menschenverstande überein. Sie bekommen also von andern das wieder, was sie ihnen gegeben haben; und wie sie sie betrogen haben, so werden sie von ihnen auch wieder betrogen.

Es giebt verschiedene äusserliche Eigenschaften, welche dieselbe Wirkung hervorbringen, als die Mäßigung, die Bescheidenheit, die Kaltsinnigkeit und die Geduld. Denn indem sich diejenigen, die sie besitzen, in diesem Stücke mit denen, die sie nicht besitzen, vergleichen; so können sie nicht umhin, sich ihnen dießfalls vorzuziehen, und darinnen thun sie ihnen nicht unrecht. Da aber dergleichen Vorzüge weit mehr in die Augen fallen, als die Vorzüge des Verstandes, und da sie in der Welt Beyfall und Ansehen verschaffen; so gehen dergleichen Leute oftmals so weit, daß sie ihr Urtheil dem Urtheile anderer, die diese Eigenschaften nicht haben, vorziehen; nicht als ob sie vermöge einer groben Ei-

tel-

telkeit glaubten, sie hätten mehr Einsicht und Verstand, als jene, sondern auf eine weit feinere und unmerklichere Art. Denn ausser dem Eindrucke, den der Beyfall des Volks, welches sie durch ihre äusserlichen Eigenschaften hintergehen, in sie macht, bleiben sie auch noch an den Fehlern hängen, die sie an der Art und Weise, wie andere ihre Meynung vortragen, wahrnehmen, und sehen sie endlich unvermerkt als Merkmaale eines Mangels des Rechts an.

Es giebt so gar welche, die, weil sie Gott fleißig um das Licht und den Beystand gebethen, den sie bey gewissen kitzlichen Gelegenheiten nöthig haben, dieses für hinlänglich halten, die Meynungen, die sie hegen, den Meynungen anderer, die nicht so wachsam im Gebethe sind, vorzuziehen. Sie bedenken aber nicht, daß die rechte Wirkung des Gebeths nicht so wohl darinnen besteht, uns klüger und verständiger zu machen, sondern vielmehr darinnen, es bey uns dahin zu bringen, daß wir gegen unsere eignen Einsichten mißtrauischer, und geneigter sind, anderer ihren zu folgen. Es trägt sich also oftmals zu, daß eine nicht so tugendhafte Person wirklich mehr Einsicht in eine Sache hat, als eine andere, die weit tugendhafter ist. Es wird ihr aber auch alle diese Einsicht, weil sie dieselbe nicht recht gebraucht, weit weniger helfen, als wenn sie durch ihr Gebeth die Folgsamkeit, die Wahrheit eines andern anzunehmen, und die Gnade sie recht zu brauchen, erlangt hätte.

Auch diejenigen, die eine lebhafte Einbildungskraft haben, und in welche die Sachen einen starken Eindruck machen, sind gewohnt, bey ihrem eigenen Urtheile zu bleiben; weil sie die lebhafte Vorstellung gewisser Dinge hindert, die Betrachtung ihres Verstandes weit gnug auszubreiten, um ein richtiges Urtheil zu fällen, welches von der Vergleichung der verschiedenen Gründe abhängt. Sie sind von einem Grunde dergestalt eingenommen, daß sie alle übrige keiner Erwägung würdigen. Und sie gleichen eigentlich denen, die gar zu nahe bey den Gegenständen sind, und also nur sehen, was eigentlich vor ihnen ist.

Es geschieht aus vielen von diesen Ursachen, daß die Weibspersonen, und besonders diejenigen, die viel Verstand besitzen, gewohnt sind, immer auf ihrem Kopfe zu bleiben. Denn sie haben gemeiniglich einen Verstand der Einbildungskraft, das heißt, einen mehr lebhaften, als ausgebreiteten Verstand; sie werden also von dem, was sie rührt, gar sehr eingenommen, und achten das übrige keiner sonderlichen Betrachtung würdig. Sie haben ein gutes Mundwerk, und dadurch erwerben sie sich Zutrauen und Hochachtung. Sie wissen sich zu mäßigen, und beobachten die gottseligen Handlungen sehr genau; so daß alles etwas beyträgt, es bey ihnen dahin zu bringen, ihre eigenen Gedanken hoch zu schätzen, weil sie keine Ursache haben, ein Mißtrauen darein zu setzen.

Endlich macht alles, was die Menschen in der Welt erhebt, als der Reichthum, die Macht und das Ansehen, daß sie unvermerkt ihren Meynungen mehr zugethan sind, und zwar so wohl deswegen, weil ihnen diese Dinge Hochachtung und Zutrauen verschaffen, als auch, weil sie es weniger gewohnt sind, daß man ihnen widerspricht, welches denn macht, daß sie es weit weniger leiden können. Da man es ihnen nicht oft sagt, daß sie sich irren; so werden sie es gewohnt zu glauben, daß sie sich gar nicht irren; und sie wundern sich, wenn man ihnen zu verstehen giebt, daß sie sich eben so gut, als andere, irren können.

Man würde diese allgemeinen Anmerkungen mißbrauchen, wenn man von ihnen Anlaß nähme, diese fehlerhafte Anhänglichkeit denen insbesondere beyzumessen, an welchen man die Eigenschaften wahrnimmt, die sie hervorbringen können, weil sie sie nicht nothwendig hervorbringen. Man soll sie also nicht anwenden und brauchen, um jemanden insbesondere nach diesen ungewissen Zeichen im Verdachte zu haben, oder ihn zu verdammen; sondern nur daraus den Schluß zu machen, daß, wenn man mit Leuten zu thun hat, welche wegen ihres Standes, oder wegen der Beschaffenheit ihres Verstandes diesen Fehler an sich haben können, sie mögen ihn nun wirklich an sich haben oder nicht, es allzeit gut ist, sich mehr vorzusehen, daß man ihren Meynungen nicht ohne wichtige Ursachen widersprechen möge.

Denn diese Vorsicht kann niemals schaden, sie kann aber bey gewissen Gelegenheiten sehr nützlich seyn.

Das VI. Kapitel.

Welchen Meynungen zu widersprechen am gefährlichsten ist.

Man muß aber merken, daß, gleichwie es Personen giebt, welchen zu widersprechen es gefährlicher, als andern, ist, es also auch gewisse Meynungen giebt, gegen welche man mehr Achtung, als gegen andere, haben muß. Und diese sind diejenigen, welche nicht einer einzigen Person an dem Orte, wo man lebt, besonders eigen sind, sondern die daselbst vermöge eines allgemeinen Beyfalls sind angenommen worden. Denn wenn man solchen Meynungen widerspricht; so scheint es, als ob man sich über alle andere erheben wolle, und man giebt allen denen, die davon eingenommen sind, Anlaß, sich ihrer desto hitziger anzunehmen, weil sie glauben, sie nähmen sich nicht ihrer eigenen Meynungen, sondern der Meynungen der ganzen Gesellschaft an. Nun ist aber die natürliche Boßheit unendlich weit lebhafter und geschäftiger, wenn sie einen guten Vorwand hat, mit welchem sie ihr Verfahren beschönigen, und sich vor sich selbst hinter den Vorwand des Eifers verbergen kann, mit welchem

man

man sich seiner Vorgesetzten, und der ganzen Gesellschaft, von welcher man einen Theil ausmacht, annehmen soll.

Diese Anmerkung ist zur Erhaltung des Friedens überaus wichtig. Und damit man ihren ganzen Umfang einsehen möge; so muß man noch hinzusetzen, daß es gemeiniglich in einer jeden Gesellschaft gewisse herrschende Grundsätze giebt, die aus dem Urtheile derer entstanden sind, die in derselben das Zutrauen haben, und deren Ansehen über die Gemüther herrscht. Oftmals hängen ihnen die, welche sie vortragen, gar wenig an, weil sie ihnen selbst nicht gar zu deutlich vorkommen. Dieses hindert aber nicht, daß diejenigen, die unter ihnen stehen, indem sie diese Grundsätze ohne Untersuchung, und bloß wegen jener ihres Ansehens annehmen, sie nicht als ausgemachte und ungezweifelte Grundsätze annehmen; und daß, da sie gemeiniglich eine Ehre darinnen suchen, sie zu behaupten, es koste auch was es wolle, sie sich denen, die ihnen widersprechen, nicht eifrig widersetzen. Diese Grundsätze und Meynungen betreffen bisweilen speculativische Dinge, und Fragen, welche die Lehre angehen. An einigen Orten schätzt man diese Art von Philosophie hoch, an andern eine andere. Es giebt Oerter, wo alle strenge Meynungen gut aufgenommen werden, und wieder andere, wo sie alle verdächtig tig sind. Bisweilen betreffen sie die Hochachtung, die man gewissen Personen, und vornehmlich denen, die zur Gesellschaft gehören, erweisen soll; weil

die-

diejenigen, die vermittelst des Zutrauens darinnen herrschen, allen und jeden, nach der Art und Weise, wie sie mit ihnen umgehen, oder von ihnen reden, ihren Rang und ihre Stelle anweisen; und diese Stelle wird ihnen von dem Volke bestätigt, welches das Urtheil der Obern billigt, und es zu vertheidigen allzeit fertig und bereit ist.

Da nun diese Urtheile falsch und übertrieben seyn können; so kann es sich zutragen, daß selbst einzelne Personen dieser Gesellschaft sie nicht billigen, und dafür halten, diese Stellen wären nicht recht angewiesen. Und wenn sie nicht sehr klug und vorsichtig dabey zu Werke gehen, damit sie diejenigen, unter welchen sie leben, durch die Verschiedenheit ihrer Meynungen nicht beleidigen; so hält es schwer, daß man ihnen nicht Vermessenheit und Verwegenheit Schuld giebt, und selbst das, was sie von ihren Meynungen bekannt gemacht haben, viel weiter ausdehnt, als sie es ausgedehnt wissen wollen, indem man ihnen Schuld giebt, sie verachteten diejenigen schlechterdings, gegen welche sie nicht alle Hochachtung hegten, welche andere gegen sie hegen.

Damit man nun diese Verdrießlichkeiten, und noch viele andere, in welche man gerathen kann, wenn man die angenommenen Meynungen bestreitet, vermeiden möge; so muß man, an welchem Orte und in welcher Gesellschaft man lebt, sich einen Plan von den daselbst herrschenden Meynungen, und von dem Range, den ein jeder daselbst hat,

machen, damit man da alle Achtung, welche die Liebe und die Wahrheit zulassen können, haben mögen.

Es kann sich zutragen, daß viele von diesen Meynungen falsch sind, und daß viele von diesen Stellen unrecht angewiesen worden; aber die erste Sorge, die man haben soll, ist, in diesem Stücke in sich selbst ein Mißtrauen zu setzen. Denn wenn es in den Menschen eine natürliche Schwachheit giebt, vermöge welcher sie sich ohne Untersuchung von dem Eindrucke eines andern leiten und führen lassen; so giebt es auch eine natürliche Bosheit, vermöge welcher sie den Meynungen anderer, und vornehmlich derer, die im grossen Ansehen stehen, widersprechen. Nun muß man aber diesen Fehler noch mehr, als jenen, zu vermeiden suchen, weil er der Gesellschaft mehr zuwider ist, und ein grösseres Verderbniß im Herzen und im Verstande anzeigt; so daß man, um ihm Widerstand zu thun, die Meynungen anderer, so viel man kann, begünstigen, und sehr wohl zufrieden seyn muß, wenn man sie billigen, und selbst deswegen, weil sie angenommen worden, als solche, die wahr sind, annehmen kann.

Das

Das VII. Kapitel.

Die Ungeduld, welche uns antreibt, andern zu widersprechen, ist ein sehr grosser Fehler. Man ist nicht verbunden, allen falschen Meynungen zu widersprechen. Man muß eine allgemeine Zurückhaltung beobachten, und sich niemanden vertrauen, welches der Eigenliebe schwer fällt.

Die Ungeduld, die uns antreibt, andern hitzig zu widersprechen, kömmt nur davon her, weil wir es nicht wohl leiden können, daß sie andere Meynungen, als wir, hegen. Diese Meynungen beleidigen uns, weil sie unsern Einsichten zuwider sind; aber nicht deswegen, weil sie der Wahrheit zuwider sind. Wenn wir denen, welchen wir widersprechen, nützlich werden wollten; so würden wir es anders anfangen. Wir wollen sie nur nöthigen, unsere Meynungen anzunehmen, und uns über sie erheben; oder wir wollen uns vielmehr, indem wir ihnen widersprechen, einigermaassen wegen des Verdrusses rächen, den sie uns, indem sie anderer Meynung, als wir, gewesen, gemacht haben. Es zeugt also dieses Verfahren zu gleicher Zeit so wohl von dem Stolze, der uns diesen Verdruß verursacht; als auch von dem Mangel der Liebe, der uns antreibt, uns durch einen unbesonnenen Widerspruch deswegen

zu rächen; wie nicht weniger von der Heucheley, vermöge welcher wir alle unsere verdorbenen Meynungen mit dem Vorwande der Liebe zur Wahrheit, und mit dem liebreichen Verlangen, andere eines bessern zu belehren, beschönigen; da wir doch in der That weiter nichts suchen, als uns selbst gnug zu thun. Man kann also mit allem Rechte auf uns anwenden, was der Weise sagt: Die Bestrafungen eines Menschen, der schmähen will, sind falsch und betrüglich: *Est correptio mendax in ira contumeliosi.* Sir. 19, 28. Nicht als ob er allzeit Unwahrheiten sagte; sondern weil, da er das Ansehen haben will, als ob er uns, indem er uns von einem Fehler befreyete, dienen wollte, er nur die Absicht hat, uns zu mißfallen und uns zu beschimpfen.

Wir sollen also die Ungeduld, die uns antreibt, uns ohne Unterschied wider alles, was uns falsch zu seyn scheint, zu empören, als einen sehr grossen Fehler ansehen, der oftmals weit grösser ist, als der vermeinte Irrthum, von welchem wir andere befreyen wollen. Da wir nun die erste Liebe uns selbst schuldig sind; so soll also unsere erste Sorge dahin gehen, daß wir an uns selbst arbeiten, und uns bemühen, unser Gemüth in den Stand zu setzen, daß es ohne Entrüstung die Meynungen anderer, die uns falsch zu seyn scheinen, erträgt, und sie niemals anders, als in der Absicht, ihnen nützlich zu seyn, bestreitet.

Wenn wir also nur dieses einzige Verlangen hätten; so würden wir ohne viele Mühe einsehen,

daß, obgleich ein jeder Irrthum ein Uebel ist, es deren dennoch sehr viele giebt, die man nicht muß zu heilen suchen; weil das Mittel oftmals schlimmer, als das Uebel, seyn würde, und weil, indem man sich mit diesen kleinen Uebeln beschäftigte, man sich ausser Stand setzen würde, denen, die wirklich groß und wichtig sind, abzuhelfen. Deswegen sieht man, obgleich Jesus Christus, wie der heil. Johannes spricht, voller Wahrheit war, Joh. 1, 14. doch nicht, daß er die Menschen von andern Irrthümern habe befreyen wollen, als von denen, welche Gott und die Mittel ihrer Seligkeit angiengen. Er wußte alle ihre Irrthümer in natürlichen Dingen. Es war ihm besser, als jemanden, bekannt, worinnen die wahre Beredsamkeit besteht. Er wußte vollkommen, was sich bishero zugetragen hatte. Indessen hat er seinen Aposteln weder befohlen, die Irrthümer der Menschen in der Naturlehre zu bestreiten, noch sie in der Wohlredenheit zu unterrichten, noch auch sie von unzähligen Irrthümern befreyen zu wollen, welche Sachen betrafen, womit ihre Geschichte angefüllt war.

Wir sind nicht verbunden, liebreicher, als die Apostel, zu seyn. Wenn wir also gewahr werden, daß, wenn wir gewissen Meynungen, die nur menschliche Dinge betreffen, widersprechen, wir vielen anstössig werden, sie aufbringen, und ihnen Anlaß geben, verwegene und unbillige Urtheile zu fällen; so können wir nicht nur unterlassen, diese Meynungen

zu

zu bestreiten, sondern wir sind auch so gar durch das Gesetz der Liebe oftmals dazu verbunden.

Wenn man aber diese Behutsamkeit ausübt; so muß man sie ganz ausüben, und es nicht dabey bewenden lassen, daß man denen nicht ins Angesicht widerspricht, welche man zu schonen sich verbunden zu seyn erachtet. Man muß auch niemanden die Gedanken, die man von ihnen hegt, vertrauen, weil dieses weiter zu nichts dient, als daß wir unnützer Weise unser Herz ausschütten. Und es ist oftmals noch gefährlicher, andern zu sagen, was man von den Personen denkt, die in einer Gesellschaft in Ansehen stehen, große Macht und Gewalt haben, und über die Gemüther herrschen, als wenn man es ihnen selbst sagt; weil diejenigen, denen man sich entdeckt, da sie oftmals weniger Einsicht, Billigkeit und Liebe, aber mehr falschen Eifer und Hitze besitzen, mehr dadurch beleidigt werden, als selbst diejenigen, von welchen man redet, würden beleidigt werden; und endlich, weil fast niemand recht verschwiegen ist, und alles, was man von andern sagt, ihnen wiedererzählt wird, und noch dazu auf eine Art, die ihnen weher thut, als die Sache selbst. Es ist also kein anderes Mittel diese Verdrüßlichkeiten zu vermeiden, als wenn man eine fast durchgängige Behutsamkeit und Zurückhaltung in Ansehung eines jeden beobachtet.

Diese Vorsichtigkeit ist sehr nöthig; sie ist aber schwer. Denn es ist nichts leichtes, sein Herz gegen niemanden auszuschütten, wenn man in dem-

selben etwas mißbilligt, und wenn man glaubt, man dürfe es nicht merken lassen. Die Eigenliebe sucht diese Ausschüttung des Herzens ganz natürlich, und man ist zufrieden, wenn man wenigstens einen Zeugen seiner Zurückhaltung hat. Da dieser böse Dunst, der uns antreibt, dem, was uns mißfällt, zu widersprechen, in einem wenig getödteten Gemüthe eingeschlossen ist; so sucht er unaufhörlich einen Ausgang aus demselben, und der Verdruß, den er verursacht, wird oftmals durch die Gewalt, die man sich anthut, ihn zurückzuhalten, vermehrt. Je heftiger aber diese Bewegungen sind, desto mehr sollen wir daraus den Schluß machen, daß wir verbunden sind, ihnen Einhalt zu thun, und daß wir uns nicht um das Verhalten anderer bekümmern sollen, wenn wir es so nöthig haben, an uns selbst zu arbeiten.

Wenn wir nun dieser Begierde, von anderer ihren Fehlern zu reden, widerstehen, wenn uns die Klugheit nicht erlaubt, sie öffentlich bekannt zu machen; so wird es geschehen, daß wir entweder in der Folge einsehen, daß wir nicht ganz recht hatten, oder es wird eine Zeit kommen, da wir mit Nutzen davon reden können. Und so werden wir dasjenige ausüben, was uns die Schrift in folgenden Worten empfiehlt: Ein kluger und verständiger Mensch wird seine Worte bis auf eine gewisse Zeit bey sich behalten, und vieler ihre Lippen werden seinen Verstand rühmen: *BONUS sensus usque in tempus abscondet verba illius, et*

labia

labia multorum enarrabunt sensum illius. Sir. 1, 30. Wenn aber auch gleich weder das eine, noch das andere geschehen sollte; so werden wir doch allzeit das Gut des Friedens geniessen, und die Belohnung dieser Zurückhaltung mit Recht hoffen können, derer wir hingegen würden beraubt werden, wenn wir unsern Leidenschaften folgten.

Das VIII. Kapitel.

Man muß überlegen, in was für einem Ansehen man bey andern steht, wenn man ihnen widersprechen will.

Wenn man, wie ich bereits gesagt habe, auf den Stand, die Denkungsart und den Rang der Personen, welchen man widersprechen will, sehen muß; so muß man auch noch mehr auf sich selbst, und auf das Ansehen, in welchem man bey ihnen steht, sehen. Denn da man anderer ihre Meynungen nur in der Absicht, ihnen einigen Nutzen zu verschaffen, bestreiten soll; so muß man zusehen, ob man dieses auch zu thun im Stande ist. Und da man dieses nicht anders thun kann, als wenn man sie überzeugt, und es nur zween Mittel der Ueberzeugung giebt, welche das Ansehen und die vernünftige Vorstellung sind; so muß man genau wissen, was man durch das eine und andere ausrichten kann.

Das schwächste Mittel ist ohne Zweifel die vernünftige Vorstellung; und diejenigen, die nur dieses brauchen können, können sich keinen großen Erfolg davon versprechen, weil sich die mehresten Menschen nur durch das Ansehen leiten lassen. Man muß sich also in diesem Stücke besonders prüfen. Und wenn wir merken, daß wir nicht das Ansehen haben, und in der Hochachtung stehen, welche erfordert werden, wenn unsere Erinnerungen und Vorstellungen wohl sollen aufgenommen werden; so sollen wir gemeiniglich glauben, Gott überhebe uns der Mühe, das zu sagen, was wir von den Sachen, die uns tadelnswürdig vorkommen, denken, und er verlange bey dieser Gelegenheit von uns weiter nichts, als Zurückhaltung und Stillschweigen. Schlägt man einen andern Weg ein; so richtet man damit weiter nichts aus, als daß man sich in ein böses Geschrey bringt, und Verdruß macht, ohne jemanden einigen Nutzen zu schaffen; und daß man so wohl anderer ihre, als auch seine eigene Ruhe stört.

Der gute Rath, den Plato giebt, in den Republiken sonst nichts verbessern und einführen zu wollen, als wovon man weiß, daß es diejenigen, die sie ausmachen, billigen werden: *Tantum contendere in Republica, quantum probare civibus tuis possis*, geht nicht nur die Staaten, sondern alle besondere Gesellschaften an; und es ist nicht nur die Meynung eines Heyden, sondern eine Wahrheit und eine christliche Regel, die von dem

heil.

heil. Augustinus als eine solche, die zur Regierung der Kirche schlechterdings nöthig ist, ist gelehrt worden. Der wahrhaftig Friedfertige, spricht dieser Heilige, ist derjenige, der den Unordnungen, die ihm bekannt sind, so viel als möglich, abhilft, und welcher, indem er diejenigen, denen er nicht abhelfen kann, gehöriger maaßen misbilligt, sie dennoch mit einer unbeweglichen Standhaftigkeit erträgt. *) Wenn nun dieser Kirchenlehrer dieses Verhalten so gar denen, welche die Kirche regieren sollen, vorschreibt; und wenn er verlangt, daß sie vor allen Dingen den Frieden zu erhalten suchen, und, um ihn nicht zu stören, unzähliche Dinge dulden sollen; wie viel nöthiger haben es nicht diejenigen, denen nichts aufgetragen ist, und welche nur, wie alle übrige Christen, verbunden sind, das Beste ihrer Brüder, so gut sie können, zu befördern?

Denn da es eine Empörung in einem politischen Staate ist, die Unordnungen in demselben verbessern zu wollen, wenn man in demselben nicht einen Posten bekleidet, der ein Recht dazu giebt; so ist es auch in den Gesellschaften eine Art von Empörung, wenn sich die Privatpersonen, die in denselben in keinem Ansehen stehen, den in denselben angenommenen Meynungen widersetzen, und durch ihre Widersetzlichkeit den Frieden und die Ruhe dieser ganzen Gesellschaft stören; welches indessen nur von den Unordnungen zu verstehen ist,

*) *De Serm. Dom. in Mont. l 1. c. 20. n. 6.*

die man dulden soll, und welche nicht so beträchtlich sind, als die Unruhe, die man, indem man sich ihnen widersetzte, verursachen würde. Denn es giebt welche, denen sich auch die Privatpersonen selbst widersetzen sollen; aber von diesen reden wir jetzo nicht.

Das IX. Kapitel.

Man muß gewisse Fehler meiden, wenn man andern widerspricht.

Man muß indessen die Grundsätze, die wir vorgetragen haben, nicht so weit treiben, daß man überhaupt im Umgange mit andern Bedenken trägt, zu erkennen zu geben, daß man einige Meynungen derer, mit welchen man umgeht, nicht billigt. Das würde die Gesellschaft, an statt sie zu erhalten, zu Grunde richten heissen, weil dieser Zwang gar zu beschwerlich seyn, und ein jeder lieber für sich bleiben würde. Man muß also diese Zurückhaltung auf wesentlichere Dinge, an welchen den Leuten mehr gelegen ist, einschränken; und auch da würde es noch Mittel und Wege geben, ihnen so zu widersprechen, daß sie unmöglich dadurch beleidigt würden. Dieses muß man nun besonders zu lernen suchen; weil nicht einmal der Umgang im Leben bestehen kann, wenn man nicht die Freyheit

hat, zu erkennen zu geben, daß man anderer ihrer Meynung nicht zugethan ist.

Es ist also sehr nützlich und heilsam, sorgfältig darauf zu denken, wie man seine Meynungen auf eine so sanfte, so bescheidene und so angenehme Art vortragen möge, daß niemand dadurch könne beleidigt werden. Die Weltleute beobachten dieses in Ansehung der Grossen vortreflich, weil sie die Begierde die Mittel dazu finden läßt. Und wir würden sie eben so gut, als jene, finden, wenn die Liebe in uns eben so thätig wäre, als es die Begierde in ihnen ist; und wenn wir eben so sehr Bedenken trügen, unsere Brüder zu beleidigen, welche wir als unsere Obern im Reiche Jesu Christi ansehen sollen, als sie Bedenken tragen, diejenigen zu beleidigen, die sie, ihres Glückes wegen, zu schonen Ursache haben.

Es ist so viel daran gelegen, und so nöthig, dieses in seinem ganzen Leben auszuüben, daß man sich ganz besondere Mühe geben sollte, sich darinnen zu üben. Denn oftmals sind es nicht so wohl unsere Meynungen, mit welchen wir andern verdrüßlich fallen, als vielmehr die stolze, vermessene, heftige, verächtliche und beleidigende Art und Weise, mit welcher wir sie vortragen. Man sollte also auf eine höfliche und demüthige Art widersprechen lernen, und die Fehler, die man dabey begeht, als sehr groß und wichtig ansehen.

Es ist schwer, von allen verschiedenen Arten, die Meynungen anderer, ohne sie zu beleidigen, zu

widersprechen, besondere Regeln und Vorschriften zu geben. Die Umstände veranlassen sie, und die liebreiche Furcht, unsern Brüdern verdrießlich zu fallen, läßt sie uns finden. Es giebt aber gewisse allgemeine Fehler, die man zu vermeiden suchen muß, und welche die gewöhnlichen Quellen dieser üblen Arten sind. Der erste ist die angemaaßte Macht und Gewalt, das heißt die gebietherische Art seine Meynung zu sagen, welche wenig Leute vertragen können; weil sie so wohl eine stolze und hochmüthige Seele zu erkennen giebt, vor welcher man von Natur einen Abscheu hat, als auch, weil es scheint, als ob man über die Gemüther herrschen, und sich zum Herrn von ihnen machen wolle. Man kennt diese Mine zur Gnüge; und es muß ein jeder auf das, was sie giebt, besonders Acht haben.

Es ist z. E. eine Art von angemaaßter Macht und Gewalt, wenn man zu erkennen giebt, daß man deswegen, weil man uns nicht glaubt, verdrießlich ist, und deswegen Vorwürfe macht. Denn es heißt gleichsam, diejenigen, mit welchen man redet, entweder einer Tummheit beschuldigen, welche Ursache ist, daß sie unsere Gründe nicht einsehen können, oder einer Hartnäckigkeit, welche Schuld daran ist, daß sie nicht davon überzeugt werden. Wir sollen vielmehr glauben, daß diejenigen, die durch unsere Gründe nicht sind überzeugt worden, durch unsere Vorwürfe nicht sollen zweifelhaft gemacht werden; weil ihnen diese Vorwürfe keine Einsichten verschaffen, sondern nur zu erkennen ge-

ben,

ben, daß wir unser Urtheil dem ihrigen vorziehen, und sie zu beleidigen kein Bedenken tragen.

Es ist auch dieses noch ein sehr grosser Fehler, wenn man in einem entscheidenden Tone redet, gleich als ob das, was man sagt, nicht auf eine vernünftige Art könnte bestritten werden. Denn man verstößt gegen diejenigen, mit welchen man auf diese Art redet, indem man ihnen entweder zu erkennen giebt, daß sie eine ausgemachte Sache bestreiten, oder indem man sie merken läßt, daß man ihnen die Freyheit nicht lassen will, sie zu untersuchen, und nach ihren eigenen Einsichten davon zu urtheilen, welches ihnen eine unrechtmäßige Gewalt und Herrschaft zu seyn scheint.

Damit die Ordenspersonen diese anstößige Art vermeiden möchten; so hat ihnen ein gewisser Heiliger den Rath gegeben, alle ihre Reden mit dem Salze des Zweifels zu würzen, welches diesem gebietherischen und entscheidenden Tone zuwider ist: *Omnis sermo vester dubitationis sale sit conditus*; weil er glaubte, die Demuth erlaube nicht, sich eine Erkenntniß der Wahrheit zuzuschreiben, die so deutlich wäre, daß nicht der geringste Zweifel dabey übrig bliebe.

Denn diejenigen, welche mit dieser zuverläßigen Mine reden, geben zu erkennen, daß nicht nur sie nicht an dem, was sie behaupten, zweifeln, sondern auch nicht haben wollen, daß man daran zweifeln könne. Das heißt nun aber von andern gar zu viel verlangen, und sich selbst gar zu viel

zutrauen. Ein jeder will seine Meynungen beurtheilen, und sie nur deswegen annehmen, weil er sie billigt. Es besteht also alles, was solche Leute damit gewinnen, darinnen, daß man noch aufmerksamer, als man es vielleicht gewesen seyn würde, auf die Gründe und Ursachen ist, an dem, was sie sagen, zu zweifeln; weil diese Art zu reden ein geheimes Verlangen erregt, ihnen zu widersprechen, und zu finden, daß dasjenige, was sie so zuversichtlich vortragen, entweder nicht gewiß, oder doch nicht so gewiß ist, als sie es sich einbilden.

Die Hitze, mit welcher man seine Meynungen verficht, ist ein Fehler, der von denen unterschieden ist, die ich vorhin angemerkt habe, und welche bey der Kaltblütigkeit bestehen können. Dieser läßt vermuthen, daß man nicht nur aus Ueberzeugung, sondern auch aus Leidenschaft an seinen Meynungen hängt, welches viele auf die Gedanken bringt, daß diese Meynungen falsch seyn könnten, und einen ganz andern Eindruck in sie macht, als es machen soll. Denn die bloße Vermuthung, daß man eine Meynung mehr aus Leidenschaft, als aus Ueberzeugung, angenommen hat, macht sie ihnen verdächtig. Sie widersetzen sich ihr also als einer unrechtmäßigen Gewalt, die man über sie auszuüben sucht, indem man ihnen die Sachen gleichsam mit Gewalt aufdringen will; und indem sie diese Merkmaale der Leidenschaft als Beleidigungen ansehen, so vertheidigen sie sich eben so hitzig, als sie sind angegriffen worden.

Wenn

Wenn man beym disputiren ehrenrührige und verächtliche Worte ausstößt; so ist dieses ein Fehler, der so deutlich in die Augen fällt, daß es nicht nöthig ist, davor zu warnen. Es ist aber gut, wenn man anmerkt, daß es gewisse Grobheiten und Unhöflichkeiten giebt, die eine gewisse Verachtung zu erkennen geben, ob sie gleich aus einer ganz andern Quelle entstehen können. Es ist gnug, wenn man diejenigen, denen man widerspricht, überzeugt, daß sie Unrecht haben, und sich irren, ohne ihnen noch durch harte und demüthigende Worte zu erkennen zu geben, daß sie auch nicht im geringsten Recht haben. Und da man sie dahin bringen will, daß sie ihre Meynung ändern; so ist dieses für die Natur so schon hart gnug, ohne daß man nöthig hat, noch neue Arten der Härte damit zu verbinden. Solche Ausdrücke können nur in schriftlichen Widerlegungen gut und nützlich seyn, in welchen man mehr diejenigen, die sie lesen, von der wenigen Einsicht dessen, den man widerlegt, als ihn selbst, davon überzeugen will.

Endlich ist auch die Trockenheit, die nicht so wohl in der Härte der Ausdrücke, als in dem Mangel gewisser Milderungen besteht, gemeiniglich anstößig, weil eine gewiße Art von Gleichgültigkeit und Verachtung damit verbunden ist. Denn sie läßt die Wunde, die der Widerspruch macht, ohne daß sie ein Mittel braucht, das ihren Schmerz vermindern könnte. Nun heißt es aber nicht gnugsame Achtung gegen die Menschen haben, wenn man

ihnen Schmerzen verursacht, ohne sie zu empfinden, und ohne sie lindern zu wollen. Und das ist es, was die Trockenheit nicht thut, weil sie eigentlich darinnen besteht, daß sie es nicht thut, und harte und unangenehme Dinge auf eine harte und unangenehme Art sagt. Man schont diejenigen, die man liebt und hochschätzt; man giebt also denen, die man nicht schont, eigentlich zu erkennen, daß man weder Freundschaft, noch Hochachtung gegen sie hegt.

Das X. Kapitel.

Wer vor andern verbunden ist, die angezeigten Fehler zu vermeiden. Man muß sein Inneres eben so, wie sein Aeusseres, wohl einrichten, um bey denen, mit welchen man umgeht, nicht zu verstossen.

Es ist niemand zu finden, der nicht verbunden wäre, sich alle Mühe zu geben, die vorhin angeführten Fehler zu vermeiden. Es giebt aber Leute, die noch mehr, als andere, dazu verbunden sind, weil sie an einigen von ihnen weit auffallender und sichtbarer sind. Die angemaaßte Macht und Gewalt ist z. E. bey einem Vorgesetzten, bey einem alten Manne, und bey einem Manne vom Stande kein so grosser Fehler, als bey einem Untergebenen, bey einem jungen Menschen, und bey jeman-

jemanden, der in keinem sonderlichen Ansehen steht. Eben dieses kann man von andern Fehlern sagen, weil sie in der That weniger beleidigen, wenn sie ansehnliche Personen an sich haben. Denn bey diesen vermengt man sie bey nahe mit einem gerechten Zutrauen, das ihnen ihre Würde verschaft, und man wird sie an ihnen um so viel weniger gewahr. Aber bey gemeinen Leuten, von welchen man eine sittsame und bescheidene Aufführung erwartet, sind sie gar sehr auffallend.

Die Gelehrten möchten sich gern, als solche, das Recht anmaassen, von allen Sachen auf eine entscheidende Art zu reden; aber sie irren sich. Die Menschen haben diesen Vorzug nicht der wahren, sondern der anerkannten Gelehrsamkeit zugestanden. Wenn die unserige nicht von der Art ist; so ist es eben so viel, als ob sie in Ansehung anderer nicht wäre. Und so giebt sie uns kein Recht entscheidend zu reden; weil alles, was wir sagen, allzeit mit dem Verstande derer, mit welchen wir reden, ein Verhältniß haben muß; und weil dieses Verhältniß von der Hochachtung und dem Zutrauen, so sie zu uns haben, und nicht von der Wahrheit, abhängt.

Wenn man also mit Nachdrucke und in einem entscheidenden Tone reden will; so muß man ausser der Gelehrsamkeit auch zugleich das Zutrauen besitzen; und man fällt den Leuten fast allzeit verdrießlich, wenn man entweder das eine, oder das andere nicht hat. Hieraus folgt, daß Leute von einer üblen Mine, kleine Personen, und überhaupt alle die

natür-

natürliche Fehler an sich haben, so geschickt sie auch immer seyn mögen, dennoch mehr, als andere, verbunden sind, bescheiden zu reden, und die gebietherische Mine und das Ansehen zu vermeiden. Denn wenn sie nicht ganz ausserordentliche Vorzüge besitzen; so geschieht es sehr selten, daß sie sich Hochachtung und Ehrerbiethung erwerben. Man sieht sie fast allzeit mit einer gewissen Art von Verachtung an; weil diese Fehler in die Sinne fallen, und die Einbildungskraft hinreissen; und weil wenig Leute von den geistigen Eigenschaften und Vorzügen gerührt werden, ja sie nicht einmal unterscheiden können.

Aus diesen Anmerkungen soll man den Schluß machen, daß die vornehmsten Mittel, die Menschen nicht zu beleidigen, das Stillschweigen und die Bescheidenheit sind; das heißt die Unterdrückung der Gedanken und Meynungen, welche misfallen könnten, wenn der Nutzen nicht groß gnug ist, um es darauf ankommen zu lassen; und, wenn man sie bekannt machen muß, es so einzurichten, daß man das, was der Widerspruch hartes und unangenehmes an sich hat, so viel als möglich, davon entfernt.

Man wird aber diese Regeln niemals recht beobachten, wenn man nur das Aeusserliche, und nicht auch zugleich das Innere selbst zu ändern und zu verbessern sucht. Denn das Herz richtet unsere Worte recht ein, wie der Weise spricht: *Cor sapientis erudiet os ejus*, Sprichw. 16. 23. Man muß also diese Weisheit und diese Demuth des Her-

zens zu erlangen suchen, indem man die Regungen des Stolzes, die man in sich verspürt, vor Gott beseufzet; indem man ihn ohne Unterlaß um die Gnade, ihnen Einhalt zu thun, bittet; und indem man solche Gesinnungen an sich zu nehmen sucht, von welchen diese Zurückhaltung eine natürliche Folge ist, und welche sie, wenn wir recht darinnen befestigt sind, ohne Mühe hervorbringen.

Man muß sich deswegen die Gefahr recht lebhaft vorstellen, der man sich aussetzt, wenn man andere durch seine Unbesonnenheit beleidigt. Denn die Wunden der Seele haben dieses mit den Wunden des Leibes gemein, daß, ob sie gleich nicht alle an und für sich tödtlich sind, sie es dennoch insgesamt werden können, wenn man sie nicht in Ruhe läßt, und dadurch verschlimmert. Der Krebs kann sich in der geringsten Verwundung ansetzen, wenn sich böse Säfte nach dem verwundeten Theile ziehen. Es kann also das geringste Misvergnügen, das man in jemanden durch einen unvorsichtigen Widerspruch erregt hat, die Ursache seines und unsers geistlichen Todes seyn; weil dieses der Anfang von einer Erbitterung seyn wird, die hernach dergestalt in uns zunehmen kann, daß sie die Liebe in ihm und in uns auslöscht. Diese Kaltsinnigkeit wird machen, daß er andere Worte übel nimmt, die er ohne Mühe würde geduldet haben, wenn sein Herz nicht schon erbittert gewesen wäre. Er wird deswegen in Ansehung unser weniger an sich halten, und uns vielleicht bewegen, bey andern Gelegenheiten noch härter mit ihm zu reden. Es werden

so

so gar die Gelegenheiten weit öfter vorkommen, und die Kaltsinnigkeit, welche sich in Haß verwandelt, wird die Liebe ganz verbannen.

Diese Zufälle sind nicht nur möglich, sondern auch gar sehr gewöhnlich. Denn es geschieht selten, daß nicht vor dem Hasse und den Feindschaften, welche die Seele tödten, solche kleine Kaltsinnigkeiten hergegangen, oder wohl gar damit verbunden gewesen wären. Ich wundere mich also nicht, wenn der weise Gott so inständig bittet, daß er ein Siegel auf seine Lippen drucken soll: *Super labia mea signaculum certum*; damit ihn seine Zunge nicht ins Verderben stürzen möge, *ne lingua mea perdat me*. Sir. 22. 33. Und ich sehe gar leicht ein, daß er Gott deswegen darum bath, damit ohne seinen Willen und Befehl kein Wort aus seinem Munde gehen möge, gleichwie man aus einem Behältnisse, auf welches man ein Siegel gedruckt, ohne den Willen und Befehl dessen, der es darauf gedruckt hat, nichts nimmt. Das heißt, er wünschte, auf alle seine Worte so genau Acht haben zu können, daß keins darunter seyn möchte, das nicht nach den göttlichen Gesetzen eingerichtet wäre, welche keine andern, als die Gesetze der Liebe sind; weil, wenn man nur auf die Achtung giebt, die augenscheinlich und auf eine handgreifliche Art davon abweichen, es unmöglich ist, daß uns nicht viele andere entfahren, die sehr üble Wirkungen hervorbringen

Es

Es befinden sich also die Menschen in diesem Leben in einem betrübten Zustande. Sie gehen nicht nur immer nach einer seligen oder unseligen Ewigkeit hin; sondern es führt sie auch ein jeder Schritt, eine jede Handlung, ein jedes Wort, oftmals zu dem einen oder zu dem andern von diesem zwiefachen Zustande. Ihre Seligkeit oder ihre Verdammniß können damit verbunden seyn, ob er gleich von keinen Folgen zu seyn scheint. Wir stehen alle an dem Rande eines Abgrundes, und wir dürfen oftmals nur den geringsten falschen Schritt thun, um hinab zu stürzen. Ein unbesonnenes Wort bringt zuerst die Seele aus ihrer Lage, und unsere eigene Schwere ist im Stande, sie hernach bis in den Abgrund hinab zu ziehen.

Das XI. Kapitel.

Man muß die Menschen hochschätzen, und es nicht als eine schwere Pflicht ansehen, sie zu schonen. Es ist gut, weder Ansehen, noch Glauben und Zutrauen zu haben.

Es ist aber nicht gnug, daß man die Menschen schont; sondern man muß sie auch noch ehren und hochschätzen, weil uns nichts mehr abhalten kann, sie zu beleidigen, als die innere Ehrerbietung, die wir gegen sie hegen. Es kömmt den

Knechten und Bedienten nicht schwer an, ihren Herren nicht zu widersprechen, und auch den Hofleuten nicht, den Königen nicht verdrießlich zu fallen, weil ihre innerliche Bereitwilligkeit, sich zu unterwerfen, ihre widerwilligen Gesinnungen beruhigt, und ihre Reden unvermerkt wohl einrichtet. Wir würden uns in Ansehung aller Christen in demselben Zustande befinden, wenn wir sie insgesamt als unsere Obern, und als unsere Herren ansähen, wie uns der heil. Paulus dazu ermahnt; Philip. 2, 3. Wenn wir Jesum Christum in ihnen erblickten und betrachteten; wenn wir bedächten, daß er sie an seine Stelle gesetzt hat; und wenn wir, an statt unsere Aufmerksamkeit auf ihre Fehler zu richten, auf die Ursachen sähen, die wir haben, sie hochzuschätzen, und sie uns vorzuziehen.

Vornemlich muß man es bey sich dahin zu bringen suchen, daß man diese Verbindlichkeit zum Stillschweigen, zur Behuthsamkeit und Bescheidenheit im Reden, nicht als einen harten und verdrießlichen Zwang ansieht; sondern sie vielmehr als etwas gutes, nützliches und heilsames betrachtet; weil nichts geschickter ist, als sie, uns in der Demuth zu erhalten, welche das größte Glück der Christen ist. Dieses soll machen, daß wir alles dasjenige lieben, was uns dazu bewegt, als z. E. der Mangel des Ansehens, und alle natürlichen Fehler, die ihn nach sich ziehen. Denn es ist auf der einen Seite gewiß, daß diejenigen, so weder Ansehen noch Glauben haben, verbunden sind, mit mehre-

rer Bescheidenheit und Achtung zu reden, als andere, welche Gelehrsamkeit und Einsicht sie auch immer besitzen; es ist aber auch gewiß, daß sie sich deswegen weit glücklicher schätzen sollen.

Denn es ist keine geringe Gefahr, Herr über die Gemüther zu seyn, und ihnen die Bewegung und die Eindrücke zu geben, die man ihnen geben will; weil es daher kömmt, daß man ihnen alle falsche Meynungen, von welchen man eingenommen ist, und alle verwegene Urtheile, die man fällt, mittheilt. Da hingegen die, welche sich nicht in diesem Zustande befinden, von dieser Gefahr frey sind, und, wenn sie sich irren, sie sich nur für sich irren, und in Ansehung anderer nichts zu verantworten haben. Ueberdieses hören sie auch von denen, die um sie herum sind, die vortheilhaften Urtheile nicht, die sie von ihnen fällen, und welche die größte Nahrung der Eitelkeit sind. Und da sich die Menschen wenig an sich hängen; so sind sie auch noch weniger geneigt, sich an die Menschen zu hängen, und es wird ihnen viel leichter, nur Gott in ihren Handlungn zu sehen und wahrzunehmen.

Ich sage nicht, daß man diese Beraubung des Ansehens und des Glaubens gerade zu suchen müsse, und daß wir nur Ursache hätten, uns zu demüthigen, wenn es wegen unserer Fehler geschieht, die wir uns zugezogen haben. Sie mag nun aber herkommen, wovon sie will; so müssen wir doch, wenn wir nicht verbunden sind, die Ursache davon zu lieben, gestehen, daß ihre Wirkungen gut und nütz-

lich sind. Denn dieser Zustand entzieht uns die Nahrung des Stolzes; er hindert uns, an vielen gefährlichen Dingen Theil zu nehmen; und indem er uns zu einer sehr großen Mäßigung im Reden verbindet, setzt er uns vor unzähligen Gefährlichkeiten in Sicherheit. Es ist wahr, daß er uns auch der Gelegenheit, andere zu erbauen, beraubt. Da uns aber Gott befohlen hat, mehr für unsere Seligkeit, als für die Seligkeit unserer Brüder, zu sorgen; so scheint es, daß man mehr Ursache habe, diesen Zustand zu wünschen, als sich darüber zu betrüben; und daß diejenigen, die darein sind versetzt worden, es mag nun geschehen seyn, auf welche Art es will, Ursache haben, getröst und mit Freuden zu Gott zu sagen: Es ist mir gut, daß du mich gedemüthiget hast, damit ich deine Gebote lerne, die voller Gerechtigkeit sind: *BONUM mihi, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas.*

Das XII. Kapitel.

Obgleich der Unwille und Verdruß, den die Menschen von sich blicken lassen, wenn man sich ihren Leidenschaften widersetzt, unbillig und ungerecht ist; so thut man doch nicht wohl, wenn man sich ihnen widersetzt. Dreyerley Leidenschaften, gerechte, gleichgültige und ungerechte. Wie man

sich in Ansehung der ungerechten Leidenschaften verhalten soll.

Was wir von den Mitteln die Menschen nicht zu beleidigen, indem man ihren Meynungen widerspricht, gesagt haben, ist uns gar sehr behülflich, um zu wissen, wie man sie bey ihren Leidenschaften schonen muß, weil diese Meynungen selbst einen Theil davon ausmachen, und sie nur, wenn man ihre Meynungen bestreitet, böse werden, weil sie dieselben lieben, und nur aus Leidenschaft daran hängen.

Dieser Verdruß, den sie bey sich verspüren, wenn man sich ihrem Verlangen widersetzt, kömmt aus eben der Quelle, aus welcher derjenige kömmt, den sie empfinden, wenn man ihrer Meynung widerspricht; das heißt, er kömmt von einer natürlichen Tyranney her, vermöge welcher sie gern über alle Menschen herrschen, und sie ihrem Willen unterwerfen möchten. Weil diese aber gar zu unvernünftig zu seyn scheint, wenn man sie deutlich merken läßt; so sucht sie die Eigenliebe zu bemänteln, indem sie den Leidenschaften einen Schein der Gerechtigkeit giebt, und die Menschen zu bereden sucht, der Widerstand, den sie dabey wahrnehmen, beleidige sie nur, weil er ungerecht und wider die Vernunft wäre.

Ob nun aber auch gleich diese Meynung unrecht ist, und man sie nicht hegen soll; so thut man doch nicht wohl, wenn man sich in Gefahr

setzt, sie durch seine Unbesonnenheit zu erregen. Und es kann sich oft zutragen, daß, gleichwie derjenige, der deswegen böse wird, weil man sich nicht nach seinen Neigungen richtet, Unrecht hat, also auch der, welcher sich nicht darnach richtet, noch mehr Unrecht hat; weil er eine Pflicht nicht beobachtet, zu welcher ihn die Vernunft verband, und weil er Ursache an den Fehlern ist, die dieser Verdruß diejenigen, die ihn empfinden, begehen läßt.

Man muß also wohl bey sich überlegen, was man anderer ihren Neigungen schuldig ist, weil es sonst unmöglich ist, die Klagen, das Murren und die Zänkereyen zu vermeiden, welche der Ruhe des Gemüths und der Liebe, und folglich dem Stande eines wahrhaftig christlichen Lebens zuwider sind.

Wir müssen aber zuvörderst anmerken, daß wir hier nicht von dem Mittel den Menschen zu gefallen, sondern nur von dem Mittel ihnen nicht zu mißfallen, und uns nicht ihre Abneigung zuzuziehen, reden, weil dieses zur Erhaltung des Friedens, von welchem wir reden, gnug ist. Es ist zwar an dem, daß, wenn man ihre Liebe und Zuneigung gewinnt, man seinen Zweck besser erreicht; es ist aber oftmals sehr schwer, sie zu erlangen. Man muß zufrieden seyn, wenn man von ihnen nicht gehaßt wird, und ihre Klagen und Vorwürfe nicht anhören darf. Dieses kann man nun aber nicht anders bewerkstelligen, als wenn man sich die Neigungen der Menschen bekannt macht, und sich so sehr nach ihnen richtet, als es die Gerechtigkeit entweder verlangt, oder zuläßt.

Unter diesen Neigungen giebt es nun welche, die man gerecht; andere, die man gleichgültig; und wieder andere, die man ungerecht nennen kann. Man muß mit denen, welche ungerecht sind, niemals eigentlich zufrieden seyn; es ist aber nicht allemal nöthig, sich ihnen zu widersetzen. Wenn man es thut; so muß man allzeit das Gute und das Böse miteinander vergleichen, und sehen, ob man sich von dieser Widersetzung ein größeres Gut versprechen kann, als das Böse ist, welches sie würde verursachen können. Denn man kann auf alle Arten von Menschen die Regel anwenden, die der heil. Augustinus giebt, die Großen in der Welt zu bestrafen: Wenn zu befürchten ist, daß, wenn man sie durch die Bestrafung erzürnt, man sie bewegt, mehr Böses zu thun, als das gute ist, das man ihnen verschaffen will; so ist es alsdenn ein Rath der Liebe, sie nicht zu bestrafen, und kein Vorwand der Begierde *). Uebrigens muß man sich nicht einbilden, daß nur wenig Tugend dazu gehöre, die Fehler, die man, wie man glaubt, nicht wird ändern und verbessern können, auf solche Art geduldig zu ertragen; und daß die Freyheit, vermöge welcher man die Unordnungen nachdrücklich bestraft, weit seltener und schwerer wäre, als die Gemüthsverfassung einer Person, die sie vor Gott beseufzt; die sich zwingt, um nichts davon merken zu lassen; und welche, an statt andere deswegen zu verachten, sich ihrer bedient, um sich selbst in

*) *De civit. l. 1. c. 9. n. 2.*

Betrachtung des allgemeinen Elendes der Menschen zu demüthigen. Denn diese Gemüthsverfassung faßt zu gleicher Zeit die Ausübung der Tödtung des Fleisches in sich, indem sie der natürlichen Hitze Einhalt thut, welche antreibt, sich wider diejenigen, die man nicht ändern und bessern kann, zu erheben; die Ausübung der Demuth, indem sie uns unser eigenes Verderben lebhaft vorstellet; und die Ausübung der Liebe, indem sie uns die Fehler des Nächsten geduldig ertragen läßt.

Endlich thut man auf solche Art einem großen Fehler der Menschen Einhalt, welcher darinnen besteht, daß ihre Leidenschaften sich in alles mischen, und sich auf solche Art gemeiniglich so gar unter den Tugenden eine aussuchen, die sie ausüben wollen. Sie wollen diejenigen bestrafen, die sie nur ertragen sollten, und die nur ertragen, die sie bestrafen sollten. Sie beschäftigen sich mit andern, wenn Gott verlangt, daß sie sich nur mit sich beschäftigen sollen; und beschäftigen sich nur mit sich, wenn Gott haben will, daß sie sich mit andern beschäftigen sollen. Wenn sie gewiße tugendhafte Handlungen, die sie sich vorgenommen haben, nicht ausüben können; so lassen sie alles liegen, und thun gar nichts; da sie doch einsehen sollten, daß die Ohnmacht, in welche sie Gott in Ansehung dieser Tugenden versetzt, ihnen Gelegenheit giebt, andere auszuüben, die Gott desto angenehmer seyn würden, weil ihr Wille und ihre eigene Wahl weniger Antheil daran haben würden.

Es ist auch dieses noch ein Fehler, den man in diesem Stücke begehen kann, wenn man es über sich nimmt, sich auch den ungerechtesten Leidenschaften zu widersetzen, wenn es andere mit mehrerem Nutzen, als wir, thun können; weil man deutlich sieht, daß diese Beeiferung von einer Art von Bosheit herkömmt, die ein Vergnügen darinnen findet, wenn sie andern verdrießlich und beschwerlich fallen kann. Denn es mischt sich etwas von ihr so wohl in die gerechten als ungerechten Bestrafungen; und sie freut sich so gar, daß sie gegründete Vorwände hat, sich andern zu widersetzen; weil diejenigen, die sie betrübt, es um so viel mehr sind, je mehr sie es verdient haben.

Ebendiese Regel verbindet uns, die Mittel, die am wenigsten unangenehm und die gelindesten sind, zu brauchen, wenn man etwas thun muß, das dem Nächsten unangenehm und zuwider ist; und man muß nicht glauben, daß man ganz ohne Fehler ist, wenn man damit zufrieden ist, daß man im Grunde Recht hat, und gar nicht auf die Art und Weise, wie man etwas thut und verrichtet, sieht; und wenn man sich keine Mühe giebt, das unangenehme dabey zu vermindern, und diejenigen, deren Leidenschaften man sich widersetzt, zu überzeugen, daß man sich genöthigt sieht, es zu thun, und es nicht aus Neigung thut.

Das XIII. Kapitel.

Wie man sich in Ansehung der gleichgültigen und gerechten Leidenschaften anderer verhalten soll.

Gleichgültige Leidenschaften nenne ich diejenigen, deren Gegenstände, weil sie an sich selbst nicht böse sind, ohne Leidenschaft und mit Recht würden können gesucht werden, ob man sie gleich vielleicht mit einer lasterhaften Anhänglichkeit sucht. Bey dergleichen Dingen haben wir nun noch mehr Freyheit, uns nach anderer ihren Neigungen zu richten. Denn wir sind ihre Richter nicht; und die Sache muß vollkommen klar und ausgemacht seyn, wenn wir mit Recht sagen wollen, daß sie an diesen sonst ganz unschuldigen Gegenständen gar zu sehr hängen. Ja wir wissen nicht einmal, ob sie es nicht nöthig haben, an ihnen zu hängen; denn es giebt viel Leute, die in einen gefährlichen Zustand gerathen würden, wenn man sie auf einmal von allen den Dingen, an welchen sie hängen, abzöge. Ueberdieses muß dergleichen Anhänglichkeiten auf eine kluge und vorsichtige Art ein Ende gemacht werden, und wir müssen uns das Recht nicht anmaaßen, zu sagen, wie man es anfangen müsse. Endlich ist oftmals zu befürchten, daß wir ihnen durch den Verdruß, den wir ihnen verursachen, indem wir uns den Leidenschaften, die man unschuldig nennt, unbesonnen widersetzen, mehr Schaden zufügen, als wir

ihnen

ihnen durch die Erinnerung, die wir ihnen geben, Nutzen verschaffen.

Man kann also unbesonnen handeln, wenn man gar zu sehr wider die übertriebene Reinlichkeit, vor Personen, die daran hängen; wider die Unnützlichkeit der Gemälde, in Gegenwart derer, die sie lieben; wider die Verse und die Dichtkunst, in Beyseyn derer, die sich damit abgeben, redet und loszieht. Dergleichen Warnungen sind Arten von Hülfsmitteln, die ihr bitteres, ihr unangenehmes und ihr gefährliches an sich haben. Man muß sie also mit eben der Vorsicht geben, mit welcher die Aerzte die ihrigen geben; und es heißt als ein unwissender Marktschreyer handeln, wenn man sie ohne Unterschied bey einem jeden braucht.

Es ist gnug, um sich auch so gar alsdenn nach anderer ihren Neigungen zu richten, wenn man vermuthet, daß sie daran hängen, wenn man nicht deutlich einsieht, daß man ihnen, wenn man sich ihnen widersetzt, nützlich seyn kann. Es gehört Klugheit und Geschicklichkeit dazu, wenn man sie heilen will. Wenn aber entweder das eine, oder das andere mangelt; so ist dieses gnug, um sich in Dingen, die nicht an sich selbst böse sind, nach ihrem Verlangen zu richten. Denn alsdenn kann man seine Handlungen nach dem allgemeinen Gesetze der Liebe einrichten, welches uns bereitwillig machen soll, einem jeden zu dienen und gefällig zu seyn. Und da der Nutzen, ihre Liebe und Gewogenheit zu erlangen, indem man ihnen zu erkennen

giebt,

giebt, daß man sie liebt, mit dieser Nachsicht verbunden ist; so wird ein weit größerer und augenscheinlicherer Vortheil erfordert, wenn wir sollen bewogen werden, uns desselben zu berauben.

Gerechte Leidenschaften nenne ich diejenigen, in Ansehung welcher wir durch einige Gesetze verbunden sind, andern zu folgen und nachzugeben, ob es gleich vielleicht nicht billig ist, daß sie diese Nachsicht von uns verlangen. Denn da wir weit mehr verbunden sind, unsere Pflichten zu beobachten, als ihre Fehler zu verbessern; so will die Vernunft haben, daß wir das, was wir ihnen schuldig sind, einfältig thun und beobachten, und ihnen also alle Ursache zum klagen benehmen, ohne uns darum zu bekümmern, ob sie es nicht gar zu gebieterisch, oder gar zu hitzig verlangen.

Wenn man nun den ganzen Umfang dieser Pflichten recht einsehen will; so muß man wissen, daß es Dinge giebt, die wir den Menschen nach gewissen Gesetzen der Gerechtigkeit, die man eigentlich Gesetze nennt, zu leisten schuldig sind; und auch wieder andere, die wir ihnen nur nach den bloßen Gesetzen des Wohlstandes schuldig sind, deren Verbindlichkeit aus der Einwilligung der Menschen entspringt, die untereinander eins geworden sind, diejenigen, die sie nicht beobachten würden, zu tadeln. Auf diese letzte Art sind wir denen, mit welchen wir umgehen, die unter ehrbaren Menschen eingeführten Höflichkeiten schuldig, ob sie gleich nicht durch ausdrückliche Gesetze bestimmt und vorgeschrieben

ben sind; wir sind ihnen nach dem Grade der Verbindung, in welcher wir mit ihnen stehen, gewiße Dienste schuldig; wir sind ihnen eine Offenherzigkeit und ein Zutrauen schuldig, das dem, welches sie gegen uns an den Tag legen, gemäß ist; denn die Menschen haben alle diese Gesetze gemacht und eingeführt. Es giebt gewisse Dinge, die man um derentwillen thun muß, mit welchen man auf eine gewiße Art vertraut umgeht, die man aber andern würde abschlagen können, ohne daß sie berechtigt wären, es übel zu nehmen. Man muß alle diese Pflichten genau zu beobachten suchen, sonst ist es nicht möglich, die Klagen, das Murren und die Abneigung der Menschen zu vermeiden. Denn es ist kaum zu glauben, wie übel es diejenigen nehmen, die wenig Tugend besitzen, wenn man ihnen die Pflichten der Dankbarkeit und Höflichkeit, die in der Welt eingeführt sind, nicht erweißt, und wie viel dieses beyträgt, daß die wenige Liebe, die sie haben, erkaltet. Es sind dieses Dinge, die sie immer beunruhigen und aufbringen, und welche die Erbauung hindern, die das Gute, so sie an uns wahrnehmen, würde stiften können; weil diese Fehler, die sie insbesondere beleidigen, einen weit größern Eindruck in sie machen, als Tugenden, die sie nichts angehen.

Das

Das XIV. Kapitel.

Das ewige Gesetz verbindet uns zur Dankbarkeit.

Da uns die Liebe verbindet, mit der Schwachheit unserer Brüder Mitleiden zu haben, und ihnen alle Gelegenheit, in Versuchung zu gerathen, zu benehmen; so verbindet sie uns auch, die bisher angezeigten Pflichten sorgfältig zu beobachten. Es ist aber nicht die Liebe allein, die dieses vorschreibt; sondern auch die Gerechtigkeit selbst und das ewige Gesetz, wie man solches gar leicht, so wohl in Ansehung der Beweise der Dankbarkeit, als auch in Ansehung der Pflichten der Höflichkeit, zeigen kann, unter welche man die übrigen, von welchen wir geredet haben, bringen kann, als die Offenherzigkeit, das Zutrauen und die Dienstfertigkeit, welche Arten der Höflichkeit sind.

Die Quelle aller Dankbarkeit, die wir den Menschen schuldig sind, ist diese: Da sich Gott ihrer bedient, uns verschiedene Güter der Seele und des Leibes zu verschaffen; so will er auch haben, daß sich unsere Dankbarkeit durch die Menschen bis auf ihn erstrecken, und daß sie auch zugleich die Werckzeuge, deren er sich bedient, in sich begreifen soll. Und da er sich in seinen Wohlthaten verbirgt, und verlangt, daß die Menschen die sichtbaren Ursachen

der-

derselben seyn sollen; so will er auch haben, daß sie seine Stelle einnehmen sollen, um äusserlich von uns die Wirkungen der Danckbarkeit, die wir ihm schuldig sind, zu empfangen. Es heißt also die von Gott gemachte Einrichtung aufheben, wenn man nur gegen ihn dankbar seyn will, und es nicht auch gegen diejenigen ist, deren er sich bedient hat, uns die Wirkungen seiner Güte empfinden zu lassen.

Wenn also die Menschen aus Eigennutze auf diejenigen aufmerksam sind, die sich gegen sie dankbar erweisen sollen; so ist es Gott, wie die Schrift sagt, auch, aber vermöge einer ganz reinen und ganz uneigennützigen Gerechtigkeit. Denn das sagt der Weise, wenn er spricht: *Deus prospector est ejus, qui reddit gratiam.* Sir. 3, 34. Und er muß sich dieser doppelten Aufmerksamkeit bedienen, um die unserige rege zu machen, und unsere Augen so wohl auf die Menschen, die diese Pflichten von uns verlangen, als auch auf Gott, der sie uns zu leisten befiehlt, gerichtet seyn zu lassen.

Man muß sich nicht davon losmachen wollen, indem man sagt, diejenigen, welchen wir verbunden wären, wären nicht eigennützig sondern fromm, und sie erwarteten nichts von uns. Denn so uneigennützig sie auch immer sind, so sehen sie doch gar wohl, was ihnen gehört und gebührt; und sie sind es selten dergestalt, daß sie gar nicht davon gerührt würden, wenn man sich so wenig Mühe giebt, seine Pflicht und Schuldigkeit gegen sie zu beobachten. Wenn sie uns auch gleich deswegen kei-

ne Vorwürfe machen; so kann es doch gar leicht geschehen, daß sie es auf eine solche Art einzurichten wissen, die fast eben die Wirkung thut, die eine menschliche Empfindlichkeit hervorbringt. Sie sagen, sie könnten sich nicht dergestalt verblenden, daß sie nicht sähen, daß dergleichen Leute ihre Pflicht und Schuldigkeit nicht beobachteten, sie wollten sie aber gern davon freysprechen. Ob man sie nun also gleich davon freyspricht; so unterläßt man doch nicht, ihr Verfahren zu tadeln; und auf diese Art kömmt es unvermerkt dahin, daß man sie weniger liebt, und ihnen endlich weniger Merkmaale der Liebe und Zuneigung giebt.

Eben so verhält es sich nun auch mit den Pflichten der Höflichkeit. Diejenigen, so am wenigsten darauf Achtung geben, merken es doch, wenn man sie nicht beobachtet; und die andern werden wirklich dadurch beleidigt. Wenn man nicht durch die Sinne überzeugt ist, daß man geliebt und hochgeschätzt wird; so ist das Herz schwerlich, oder doch wenigstens nicht lebhaft davon überzeugt. Diese Wirkung bringt nun aber die Höflichkeit in den Sinnen, und durch die Sinne in dem Verstande hervor; Und wenn man sie nicht beobachtet; so bringt diese Nachläßigkeit in andern allzeit eine gewisse Kaltsinnigkeit hervor, die oftmals aus den Sinnen bis in das Herz hineindringt.

Das

Das XV. Kapitel.

Grundursachen von der Pflicht der Höflichkeit.

Die Menschen glauben, man sey ihnen die Höflichkeit schuldig, und man ist sie ihnen auch wirklich so, wie sie in der Welt ausgeübt wird, schuldig; sie wissen aber nicht, warum man sie ihnen schuldig ist. Wenn sie kein anderes Recht, sie zu verlangen, hätten, als dasjenige, welches ihnen die Gewohnheit giebt; so wäre man sie ihnen nicht schuldig. Denn das ist nicht hinlänglich, um andern gewiße beschwerliche Handlungen aufzubürden. Man muß viel weiter zurückgehen, wenn man, wie in Ansehung dessen, was die Dankbarkeit angeht, auch hier den Grund und die Quelle davon finden will. Und wenn es wahr ist, wie ein gewisser Mann Gottes spricht, daß niemand so höflich ist, als ein guter Christ; so muß es göttliche Ursachen geben, die ihn dazu verbinden. Und was wir in dem folgenden sagen werden, kann uns behülflich seyn, sie zu finden.

Man muß zu dem Ende bedenken, daß die Menschen durch unzählige Bedürfnisse miteinander verbunden sind, welche sie nöthigen, in Gesellschaft zu leben, weil ein jeder für sich insbesondere die andern nicht entbehren kann; und diese Gesellschaft ist der von Gott gemachten Einrichtung gemäß, weil

er diese Bedürfnisse zu dem Ende zuläßt. Es gehört also alles, was zu ihrer Erhaltung nöthig ist, zu dieser Einrichtung; und Gott befiehlt es gewißermaaßen durch das natürliche Gesetz, welches einen jeden Theil zur Erhaltung seines Ganzen verbindet. Nun ist es aber, wenn die Gesellschaft der Menschen bestehen soll, schlechterdings nöthig, daß sie einander lieben nnd ehren. Denn die Verachtung und der Haß sind gewiße Ursachen der Uneinigkeit und Trennung. Es giebt unzählige zum Leben höchst nöthige Kleinigkeiten, die umsonst gegeben werden, und welche, weil man nicht damit handelt, nur durch die Liebe können gekauft und erlangt werden. Da überdieses diese Gesellschaft aus Menschen besteht, die sich selbst lieben, und von ihrer eigenen Hochachtung eingenommen sind; so wird sie, wenn sie sich keine Mühe geben, einander zu befriedigen und zu schonen, nur ein Haufe von Menschen seyn, die sehr schlecht miteinander zufrieden sind, und welche nicht bey einander werden bleiben können. Da aber die Liebe und Hochachtung, die wir gegen einander hegen, nicht in die Augen fallen; so haben sie gewiße Pflichten unter sich eingeführt, welche Zeichen und Beweise der Hochachtung und Zuneigung seyn sollen. Und daraus folgt nothwendig, daß, wenn man diese Pflichten unterläßt, dieses eine Gesinnung zu erkennen geben heißt, die der Liebe und Hochachtung zuwider ist. Wir sind also diese äußerlichen Handlungen denen schuldig, welchen wir die Gesinnungrn, die sie anzeigen, schuldig sind.

Und wenn wir sie unterlassen; so beleidigen wir sie, weil diese Unterlassung Gesinnungen zu erkennen giebt, die wir gegen sie nicht hegen sollen.

Man kann also, und soll auch so gar die von den Menschen eingeführten Pflichten der Höflichkeit genau beobachten; und die Bewegungsgründe zu dieser genauen Beobachtung sind nicht nur sehr gerecht und billig, sondern sie gründen sich auch auf das göttliche Gesetz. Man soll es thun, damit man niemanden auf die Gedanken bringen möge, als ob man diejenigen, welchen man sie nicht erwiese, verachte, oder gleichgültig gegen sie wäre; damit man ferner die menschliche Gesellschaft erhalten möge, zu welcher ein jeder das Seinige beytragen soll, weil ein jeder großen Nutzen und beträchtliche Vortheile davon hat; und endlich, damit man die innern, oder die äusserlichen Vorwürfe derer, gegen welche man sie unterliesse, vermeiden möge, als welche die Quellen der Mißhelligkeiten und Spaltungeu sind, welche die Ruhe des Lebens und den christlichen Frieden, welcher der Gegenstand dieser Abhandlung ist, unterbrechen und stören.

II. Theil der IV. Abhandlung.

Von den Mitteln, den Frieden mit den Menschen zu erhalten.

Das I. Kapitel.

Man muß seinen Frieden nicht auf die Besserung anderer bauen. Nutzen der Unterdrückung der Klagen. Sie richten gemeiniglich mehr böses, als gutes an.

Es ist, wenn man den Frieden mit den Menschen erhalten will, nicht genug, daß man sie nicht beleidigt; sondern man muß auch von ihnen noch etwas leiden und ertragen können, wenn sie in Ansehung unser Fehler begehen. Denn man kann den innern Frieden unmöglich erhalten, wenn man alles das, was sie sagen und thun können, so übel aufnimmt, weil es unsern Neigungen und Gesinnungen zuwider ist; und es hält so gar schwer, daß das innere Mißvergnügen, welches wir bey uns verspüren, nicht öffentlich ausbricht, und es bey uns

nicht dahin bringt, unsere Handlungen so einzurichten, daß wir denen, die uns etwas zuwider gethan haben, auch wieder etwas zuwider thun; welches die Streitigkeiten nach und nach vermehrt, und sie oftmals aufs höchste treibt.

Man muß also die Mißhelligkeiten und Zänkereyen in der Geburt zu ersticken suchen. Und die Eigenliebe unterläßt niemals, uns zu dem Ende einzugeben, das beste Mittel wäre dieses, wenn man diejenigen, die uns überlästig sind, bestrafte und klug machte, indem man ihnen zeigte, daß sie unrecht daran thäten, so mit uns umzugehen, wie sie mit uns umgiengen. Dieses macht uns gar sehr geneigt, uns über das Verfahren anderer zu beklagen, und ihre Fehler bemerken zu lassen, oder sie in Ansehung dessen, was uns an ihnen mißfällt, zu bessern, oder sie dafür durch den Verdruß, den ihnen unsere Klagen verursachen können, und durch den Tadel, den sie ihnen zuziehen, zu bestrafen.

Wenn wir aber selbst recht klug wären; so würden wir ohne viele Mühe einsehen, daß dieses Vorhaben, den Frieden durch die Besserung anderer herzustellen, eben deswegen lächerlich ist, weil die Absicht unmöglich kann erreicht werden. Je mehr wir uns über das Verfahren anderer beklagen werden, desto mehr werden wir sie wider uns aufbringen, ohne sie zu bessern. Man wird uns für gar zu empfindlich, stolz und hoffärtig halten; und das schlimmste ist dabey dieses, daß diese Meynung, die man von uns hegen wird, nicht ganz ungegrün-

det seyn wird, weil diese Klagen in der That nur von Empfindlichkeit und Stolze herrühren. Selbst diejenigen, die zu erkennen geben werden, daß wir Recht hätten, und welche dafür halten werden, man habe uns einigermaaßen unrecht gethan, werden doch durch unsere Empfindlichkeit gar schlecht erbaut werden. Und da die Menschen von Natur geneigt sind, sich zu rechtfertigen; so werden diejenigen, über welche wir uns beklagen, wenn sie nur einige Geschicklichkeit besitzen, die Sachen so zu drehen wissen, daß man sagen wird, wir hätten unrecht. Denn oftmals hält eben der Mangel der rechren Einsicht und der Billigkeit, welcher Ursache ist, daß die Leute die Fehler, über welche wir uns beklagen, begehen, sie auch ab, daß sie dieselben nicht einsehen, und alles, was zu ihrer Rechtfertigung dienen kann, für wahr und richtig annehmen.

Wenn diejenigen, über die wir uns beklagen, dem Range, dem Zutrauen und dem Ansehen nach über uns erhaben sind; so werden die Klagen, die wir über sie vorbringen können, noch unnützer und gefährlicher seyn. Sie können uns nur das böse und kurze Vergnügen verschaffen, daß wir sie von denen, gegen welche wir uns über sie beklagen, verurtheilen lassen; in der Folge bringen sie aber üble dauerhafte und beständige Wirkungen hervor, indem sie diese Leute wider uns erbittern, und die Eintracht, in der wir mit ihnen würden leben können, aufheben.

Die Klugheit verbindet uns also, einen ganz entgegengesetzten Weg einzuschlagen, und das wunderliche Vorhaben, alles, was uns an andern mißfällt, zu bessern, ganz aufzugeben, und unsern Frieden und unsere Ruhe auf unsere eigene Besserung, und die Mäßigung unserer Leidenschaften zu bauen. Wir sind weder über das Gemüthe, noch über die Zunge der Menschen Herr. Wir werden von ihren Handlungen nur in so fern Rechenschaft geben, als wir Gelegenheit dazu gegeben haben; aber von unsern Handlungen, Worten und Gedanken werden wir Rechenschaft geben. Wir sollen an uns selbst arbeiten, und unsere Fehler zu verbessern suchen. Und wenn wir es so, wie es sich gebührt, thun; so wird uns nichts von dem, was von aussen kömmt, beunruhigen können.

In zeitlichen Dingen unterlassen wir niemals, ein gewisses Gut, das uns angeht, einem ungewißen, das andere angeht, vorzuziehen. Wenn wir es nun in den Sachen, die unsere Seligkeit angehen, auch so machten; so würden wir gar bald einsehen, daß die Parthey sich zu beklagen, gemeiniglich eine falsche Parthey ist, die von der Vernunft gemißbilligt wird. Denn wenn wir uns nicht beklagen; so schaffen wir uns selbst ganz gewiß Nutzen. Wenn wir uns aber beklagen; so ist es sehr ungewiß, ob wir dem Nächsten Nutzen schaff n werden; Warum wollen wir uns also unter dem Vorwande, andern das Gut der Besserung zu verschaffen, des Gutes der Geduld berauben? Es müßte wenigstens

sehr wahrscheinlich seyn, daß wir unsern Zweck erreichen würden. Wenn dieses aber nicht ist; so heißt es wider die wahre Vernunft handlen, wenn man, bey einer so ungewissen Hoffnung, einem gewissen Gute entsagt, welches das demüthige und ruhige Leiden verschaft.

Man kann in Ansehung des Stillschweigens überhaupt sagen, daß man zum reden Ursachen, aber zum schweigen keine haben muß; das heißt, es ist gnug, um zum schweigen verbunden zu seyn, nicht verbunden zu seyn, zu reden. Es kann aber dieser Grundsatz mit noch mehrerem Rechte auf das Stillschweigen, das den Klagen Einhalt thut, angewendet werden. Man muß sehr wichtige und augenscheinliche Ursachen sich zu beklagen haben; sich aber nicht zu beklagen, ist es gnug, nicht augenscheinlich genöthigt zu seyn, sich zu beklagen.

Welche Schulden erlassen wir wohl unsern Brüdern, wenn wir durch unsere Klagen von ihnen alles fordern und verlangen, was sie uns schuldig seyn können, und wenn wir uns wegen der geringsten Fehler, die sie wider uns begehen, an ihnen rächen, indem wir sie von allen verurtheilen lassen, von welchen wir sie nur können verurtheilen lassen? Wie werden wir Gott mit einigem Vertrauen bitten können, daß er uns unsere Beleidigungen vergeben solle, wenn wir keine von denen vergeben, die man unserer Meynung nach uns zugefügt hat?

Hingegen ist nichts nützlicher, als seine Klagen und seine Empfindlichkeit auf diese Art zu unter-

terdrücken. Dieses ist das beste Mittel, es bey Gott dahin zu bringen, daß er mit uns nicht nach seiner strengen Gerechtigkeit handelt, und, wie die Schrift Psal. 142, 1. sagt, mit uns nicht ins Gerichte geht. Dieses ist der sicherste Weg, die Zwistigkeiten in ihrer Geburt zu ersticken, und zu hindern, daß sie nicht ärger und schlimmer werden. Es ist eine Liebe, die man gegen sich selbst ausübt, indem man sich das Gut der Geduld verschafft, sich nicht den Namen eines Empfindlichen und Zänkers zuzieht, und sich den Verdruß erspart, den man empfindet, wenn es die Geschicklichkeit der Menschen sich zu rechtfertigen dahin bringt, daß man uns in den Sachen, wo wir Recht zu haben glauben, offenbar unrecht giebt. Es ist eine Liebe, die man andern erweist, indem man sie bey ihren Schwachheiten erträgt, und ihnen so wohl die kleine Beschämung, die sie verdient haben, als auch die neuen Fehler erspart, die sie vielleicht begehen würden, wenn sie sich rechtfertigten, und denen vom neuen verdrießlich fielen, welchen sie ohnehin schon Anlaß sich zu beklagen gegeben haben. Endlich ist es gemeiniglich das baßte Mittel sie zu gewinnen; weil das Beyspiel unserer Geduld ihr Herz gegen uns weit mehr, als unsere Klagen, ändern kann. Denn die Klagen können es höchstens nur dahin bringen, daß sie das Aeusserliche ändern, welches etwas geringes ist; und sie vermehren vielmehr die innere Abneigung, welche dasjenige, worüber wir uns beklagen, hervorbringt.

Was verlieren wir dabey, wenn wir den Entschluß fassen, uns nicht zu beklagen? Gar nichts, ich sage so gar für diese Welt. Man wird deswegen nicht übler von uns reden. Man wird vielmehr, so bald man unsere Zurückhaltung wahrnimmt, noch weniger geneigt seyn, übel davon zu sprechen. Man wird deswegen nicht schlimmer mit uns umgehen, sondern uns noch weit mehr lieben. Es wird alles in einigen Unhöflichkeiten und nachtheiligen Reden bestehen, welchen wir, wenn wir uns darüber beklagten, doch nicht abhelfen würden. Belohnt wohl die boshafte Gnugthuung, die wir uns verschaffen, wenn wir andern unser Mißvergnügen durch unsere Klagen zu erkennen geben, den Verdruß, daß wir uns des Schatzes berauben, den wir durch die Demuth und Geduld erlangen können?

Die geschickteste Zeit, uns in diesem Entschlusse zu befestigen, ist, wenn es sich zuträgt, daß uns einige Klagen entfahren; denn wir sehen die Eitelkeit und Nichtigkeit des Vergnügens, das wir darinnen gesucht hatten, niemals besser, als zu der Zeit, ein. Alsdenn müssen wir zu uns sagen: Wir haben uns also um dieses nichtigen Vergnügens willen des unschätzbaren Schatzes der Geduld, und der Belohnung beraubt, die wir von Gott dafür hoffen könnten? Wozu haben uns unsere Klagen gedient, und was haben wir für einen Nutzen davon? Wir wollten diejenigen, über welche wir uns beklagten, von den Menschen verdammen lassen, und sie haben vielleicht nur uns verdammt. So viel ist gewiß, daß

uns Gott wegen der Bosheit, der Ungeduld, und der Geringschätzung der himmlischen Güter verdammt hat. Ehe wir klagten, hatten wir vor denen, die uns beleidigt hatten, einigen Vorzug. Da wir uns aber beklagt haben; so haben wir uns unter sie herunter gesetzt, weil wir Ursache zu glauben haben, daß der Fehler, den wir wider Gott begangen, weit grösser ist, als diejenigen, welche die Menschen wider uns begehen können. Wir haben uns also weit mehr Schaden zugefügt, als uns durch die kleinen Ungerechtigkeiten der Menschen zuwachsen konnte. Denn sie konnten uns nur solcher Dinge berauben, die nicht gar zu beträchtlich waren; da hingegen das Unrecht, welches wir uns selbst zufügen, uns durch diese ungeduldigen Klagen des ewigen Gutes beraubt, das mit einer jeden guten Handlung verbunden ist. Wir haben also weit mehr Ursache, uns über uns selbst, als über andere, zu beklagen.

Diese Betrachtungen können gar sehr dienlich seyn, unserer Neigung, unser Herz durch Klagen zu erleichtern, Einhalt zu thun, und äusserlich unsere Reden wohl einzurichten. Denn es ist nicht möglich, daß wir diese Zurückhaltung lang beobachten, wenn wir unsere Empfindlichkeit innerlich nach ihrer ganzen Stärke und Heftigkeit wirken lassen. Die äusserlichen Klagen kommen von den innern her, und es ist sehr schwer, sie zurückzuhalten, wenn das Herz davon voll ist. Sie brechen allzeit aus, und verschaffen sich irgendwo einen Ausgang. Ausser dem, daß der Hauptzweck der äusserlichen Mäßigung die-

ser

ser ist, uns den innern Frieden zu verschaffen; so würde es gar wenig helfen, wenn man äusserlich zurückhaltend und geduldig zu seyn schiene, da doch innerlich alles unruhig und aufrührisch wäre. Man muß also den Klagen, welche die Seele in sich selbst hervorbringt, und wovon sie der einzige Zeuge ist, eben so wohl Einhalt zu thun suchen, als, denen, die öffentlich vor den Menschen ausbrechen; und das einzige Mittel, es dahin zu bringen, bestehet darinnen, wenn man aufhört, die Sache, die sie erregen, zu lieben. Denn über Dinge, die ganz gleichgültig sind, beklagt man sich nicht.

Die Sachen, worüber man klagt oder klagen kann, sind unzählig, weil alles darunter gehört, was wir lieben, oder worinnen uns die Menschen schaden oder mißfallen können. Man kann sie indessen unter einige allgemeine Benennungen bringen, dergleichen die Verachtung, die unbilligen Urtheile, die üble Nachreden, die Abneigung, die Unhöflichkeit, die Gleichgültigkeit oder Unthätigkeit, die Zurückhaltung oder der Mangel des Zutrauens, die Undankbarkeit und die beschwerlichen Gemüthsarten sind.

Wir hassen von Natur alle diese Dinge, weil wir die ihnen entgegenstehenden lieben, nämlich die Hochachtung und Liebe der Menschen, die Höflichkeit, die Aufmerksamkeit auf das, was uns angeht, das Zutrauen, die Dankbarkeit, die angenehmen und gemächlichen Gemüthsarten. Wenn man sich also von dem Eindrucke befreyen will, den diese Gegen-

stände

stände unsers Hasses in uns machen; so müssen wir uns von der Neigung und Liebe, die wir zu den entgegengesetzten Gegenständen haben, loszumachen suchen. Dieses kann nur die Gnade thun. Da sich aber die Gnade menschlicher Mittel bedient; so ist es nicht ohne Nutzen, wenn man sich den Kopf mit Betrachtungen anfüllt, welche uns die Nichtigkeit dieser Gegenstände, an welchen wir hängen, zu erkennen geben. Und diese Absicht hegen wir bey den folgenden Betrachtungen, die wir über die gewöhnlichen Ursachen unserer Klagen anstellen werden, indem wir mit der Liebe zur Hochachtung und zum Beyfalle der Menschen den Anfang machen.

Das II. Kapitel.

Eitelkeit und Ungerechtigkeit des Wohlgefallens, welches man an den vortheilhaften Urtheilen, die man von uns fällt, hat.

Nichts giebt deutlicher zu erkennen, wie tief der Mensch in die Eitelkeit, die Ungerechtigkeit und den Irrthum versunken ist, als das Wohlgefallen und Vergnügen, das wir bey uns verspüren, wenn wir merken, daß man vortheilhaft von uns urtheilet, und uns hochschätzt; weil auf der einen Seite die Einsicht, die wir noch haben, so blind sie auch immer ist, es dennoch in diesem Stücke nicht ist, sondern uns deutlich überzeugt, daß diese Lei

denschaft eitel, ungerecht und lächerlich ist; und weil wir sie auf der andern Seite, so sehr wir auch immer daran überzeugt sind, doch nicht unterdrucken können, sondern wahrnehmen, daß sie immer in unserem Herzen lebt. Es ist indessen gut, oft zu hören, was nns die Vernunft hiervon sagt. Wenn es diesen unglücklichen Hang nicht ganz abschaffen kann; so ist es doch wenigstens hinlänglich, es bey uns dahin zu bringen, daß wir uns seiner schämen, und seine Wirkungen vermindern.

Es giebt wenig Leute, die auf eine so grobe Art eitel sind, daß sie augenscheinlich falsche Lobsprüche lieben; und man darf nur einige Redlichkeit besitzen, um kein Vergnügen daran zu haben, daß man sich in Ansehung unser ganz irrt und betriegt. Es ist z. E. eine Thorheit, die wenig Menschen begehen können, in einer Sprache, die man niemals gelernt hat, für gelehrt, oder in den mathematischen Wissenschaften für geschickt gehalten zu werden, wenn man gar nichts davon versteht. Es würde Mühe kosten, sich in seinem Herzen wegen einer so niederträchtigen Eitelkeit gar nicht zu schämen. So wenig aber diese Hochachtung auch immer Grund hat, so nehmen wir sie doch mit einem Wohlgefallen an, das uns bey nahe von derselben Niederträchtigkeit und Treulosigkeit überzeugt. Denn, um ein Bild davon zu geben, was würde man von einem Menschen sagen, der, ob er gleich vom Fusse an, bis auf das Haupt, mit einer abscheulichen und unheilbaren Krankheit behaftet, und von ihr verunstaltet

wäre, ohne weiter etwas gesundes an sich zu haben, als einen kleinen Theil im Gesichte, und ohne so gar zu wissen, ob dieser Theil nicht innerlich verdorben wäre, ihn dennoch zur Schau aussetzte, indem er alles übrige verbirge, und sich wegen der Schönheit dieses Theils gern loben hörte? Man würde ohne Zweifel sagen, diese übergroße Eitelkeit gliche der Thorheit. Indessen ist dieses weiter nichts, als eine Abschilderung der unserigen, die sie noch nicht einmal in ihrer ganzen Heßlichkeit darstellt. Wir sind voll Fehler, Sünden und Verderbniß. Was wir gutes an uns haben, ist etwas sehr weniges, und dieses wenige ist oftmals durch unzählige Betrachtungen und Zurückkehrungen der Eigenliebe befleckt und verderbt. Wenn es sich indessen zuträgt, daß Leute, welche die mehresten von unsern Fehlern nicht sehen, dieses wenige gute, das wir an uns haben, und welches vielleicht ganz verderbt ist, mit einiger Hochachtung betrachten; so geschieht es doch, daß dieses Urtheil, so blind und übel gegründet es auch immer ist, uns schmeichelt.

Ich sage, dieses Bild stellt unsere Eitelkeit nicht in ihrer ganzen Heßlichkeit vor. Denn derjenige, welcher, ob er gleich mit einer so schreklichen Krankheit behaftet wäre, sich dennoch darüber freute, daß man die Schönheit dieses gesunden Theils hochschätzte, würde ohne Zweifel eitel und lächerlich seyn; wenigstens aber würde er nicht blind seyn, sondern seinen Zustand kennen und einsehen. Aber unsere Eitelkeit ist mit der Blindheit verbunden. Indem

wir

wir unsere Fehler vor andern verhölen, suchen wir sie auch vor uns selbst zu verhölen, und das gelingt uns recht sehr gut. Wir wollen nur von der kleinen Seite angesehen werden, die, wie wir glauben, keinen Fehler an sich hat, und wir sehen uns auch selbst nur von derselben an.

Was ist denn also die Hochachtung, die uns schmeichelt? Ein Urtheil, welches sich auf die Betrachtung eines kleinen Theils von uns, und auf die Unwissenheit alles übrigen gründet. Und was ist dieses Wohlgefallen? Eine Betrachtung unser selbst, die voll Blindheit, Irrthum und Betrug ist, bey welcher wir uns nur von einer kleinen Seite ansehen und betrachten, und dabey unser ganzes Elend und alle unsere Wunden vergessen.

Was ist denn nun aber an diesen Urtheilen so angenehm, und was verdient es denn so sehr, daß wir ihm anhängen? Wir wollen uns selbst, oder vielmehr unsere eigene Erfahrung fragen; sie wird uns sagen, es sey nichts eitler und weniger dauerhaft, als diese Hochachtung. Derjenige, welcher uns bey einer gewissen besondern Gelegenheit Beyfall gegeben hat, wird eben so geneigt seyn, uns bey einer andern herabzuwürdigen. Oftmals wird ebendiese Hochachtung die Ursache davon seyn, weil sie mehr die Eifersucht, als die Zuneigung rege macht. Nachdem wir von den Menschen einige nichtige und fruchtlose Lobsprüche gehört haben, werden sie uns die geringsten Menschen, die ihnen nützlicher seyn können, vorziehen. Sie werden die Zeugnisse, die sie

dem,

dem, was wir gutes an uns haben, nicht versagen können, mit der boshaften Bemerkung unserer Fehler vergiften. Sie werden an uns hochschätzen, was am wenigsten hochzuschätzen ist, und verdammen, was hochgeschätzt zu werden verdient. In Wahrheit, muß man nicht entweder ein überaus niederträchtiges Herz, oder sehr wenig Verstand besitzen, wenn man an einer so nichtigen und verachtungswürdigen Sache sein Wohlgefallen haben kann?

Wir wollen so gar die klügste und aufrichtigste Hochachtung, die wir uns nur einbilden können, und die unsere Eitelkeit wünschen kann, annehmen; wir wollen sie durch den Stand der Personen, durch ihre Einsichten, und durch alles dasjenige erheben, was am dienlichsten seyn kann, der Neigung, die wir dazu haben, zu schmeicheln; was ist wohl in diesem allen liebenswürdig, gegründet und dauerhaft, wenn man diese Hochachtung nur an sich selbst betrachtet? Es ist ein Blick, den diese Personen auf uns werfen, und welcher voraussetzt, daß wir etwas gutes an uns haben, der es uns aber nicht giebt, und auch nichts hinzuthut. Er läßt uns so, wie wir sind, und folglich ist er uns ganz unnütz. Dieser Blick dauert nur so lange, als sie ihre Aufmerksamkeit auf uns richten; und diese Aufmerksamkeit ist etwas seltenes. Dieser oder jener von denen, deren Hochachtung uns schmeichelt, wird nicht zweymal im Jahre an uns denken. Und wenn er auch an uns denkt; so wird er doch sehr wenig an uns denken, und uns die übrige Zeit vergessen.

Dieser Blick der Hochachtung ist überdieses ein so unbeständiges Gut, daß wir es bey unzähligen Gelegenheiten verlieren können, ohne daß wir so gar Schuld daran sind. Eine falsche Erzählung, eine Unachtsamkeit, eine kleine Thorheit wird diese ganze Hochachtung vernichten, oder machen, daß sie uns mehr schädlich, als nützlich ist. Denn wenn die Hochachtung mit der Abneigung verbunden ist; so öffnet sie nur die Augen, um die Fehler wahrzunehmen; und das Herz, um alles dasjenige günstig aufzunehmen, was man wider die, die man hochschätzt und haßt, sagen hört; weil man sogar diese Hochachtung haßt, und sich freut, daß man sich ihrer, als einer Sache, die uns zur Last ist, entledigen kann.

Wenn wir diesen Blick der Hochachtung bey andern nicht wahrnehmen; so ist er in Ansehung unser anzusehen, als wäre er nicht. Werden wir ihn aber gewahr; so ist er ein gefährlicher Gegenstand für uns, dessen Erblickung uns die wenige Tugend, die wir besitzen, rauben kann. Was ist also dieses Gut, das, wenn man es nicht sieht, zu nichts dient, und welches, wenn man es sieht, schadet, und alle diese Eigenschaften, daß es eitel, unnütz, vergänglich und gefährlich ist, zusammen an sich hat?

Das

Das III. Kapitel.

Man ist nicht berechtigt, über die Verachtung und die nachtheiligen Urtheile, die man von uns fällt, böse zu werden.

Wenn wir den Beyfall der Menschen nicht liebten; so würden alle ihre Reden, die uns nachtheilig wären, gar wenig Eindruck in uns machen, weil ihre Wirkung höchstens nur darinnen bestehen würde, daß sie uns einer Sache, die uns gleichgültig wäre, beraubten. Weil sich aber einige einbilden, ob es gleich nicht erlaubt wäre, die Hochachtung zu wünschen; so habe man doch Ursache, wegen der Verachtung und üblen Nachrede ungehalten zu seyn; so ist es gut, dasjenige zu untersuchen, was in den Dingen, die unsere Leidenschaften so sehr aufbringen, wahr und wirklich ist.

Wenn man also einsehen will, wie ungerecht unsere Empfindlichkeit in diesem Stücke ist, und wie sehr alle Gesinnungen, die sie in uns erregt, der gesunden Vernunft zuwider sind, und nicht so wohl von den Gegenständen selbst, als von dem Verderbnisse unsers Herzens herrühren; so darf man nur bedenken, daß die Urtheile und Reden, die uns beleidigen, von dreyfacher Art seyn können. Denn sie sind entweder ganz wahr, oder ganz falsch, oder auch zum Theil wahr, und zum Theil falsch. Nun ist aber unsere Empfindlichkeit bey allen diesen verschiedenen Arten einmal so ungerecht, als das andere.

Wenn diese Urtheile wahr sind, ist es nicht eine schreckliche Sache, nichts darnach zu fragen, daß unsere Fehler Gott bekannt sind, und es doch nicht leiden wollen, daß sie den Menschen bekannt sind? Und kann man wohl deutlicher, als auf diese Art, zu erkennen geben, daß man diese Menschen Gott vorzieht? Ist es nicht die größte Ungerechtigkeit, einzusehen, daß unsere Sünden ewige Strafen verdienen, und dennoch nicht mit Freuden eine so geringe Strafe annehmen wollen, als die kleine Schaam ist, die sie uns vor den Menschen zuziehen?

Die Kenntniß, welche die Menschen von unsern Fehlern und von unserem Elende haben, vermehrt sie nicht; sie würde sie dagegen vermindern können, wenn wir sie in Demuth ertrügen.

Es ist also eine augenscheinliche Thorheit, die wahren und wirklichen Uebel, die wir uns selbst zufügen, gar nicht zu empfinden, und hingegen eingebildete Uebel, die uns nur nützlich seyn können, so lebhaft zu empfinden. Und diese Empfindlichkeit ist ein nur gar zu deutlicher Beweis von unserer großen Blindheit, welches uns zu erkennen geben soll, daß dasjenige, was andere von unsern Fehlern wissen, nun ein geringer Theil derselben ist.

Sind diese Urtheile und Reden falsch und ungegründet; so ist unsere Empfindlichkeit deswegen eben so unbillig und unrechtmäßig. Denn warum ist das Urtheil Gottes, der uns rechtfertigt, Röm. 8, 33. nicht hinlänglich, uns das Urtheil der Men-

schen verachten zu lassen? Warum bringt es in uns nicht eben die Wirkung hervor, die der Beyfall unserer Freunde und derer, die wir hochschätzen, hervor bringt, und welcher gemeiniglich hinlänglich ist, uns wegen desjenigen zu trösten, was andere von uns nachtheiliges denken oder sagen können? Warum hat die Vernunft, die uns einsehen läßt, daß uns diese Reden nicht schaden können, daß sie an und für sich selbst, weder unserer Seele, noch unserem Leibe, etwas übels zufügen, und daß sie uns so gar sehr nützlich seyn können, so wenig Gewalt über unser Herz, daß sie uns eine Leidenschaft, die so eitel und so unbillig ist, nicht kann überwinden lassen?

Wir werden nicht böse, wenn man sich einbildet, wir hätten das Fieber, wenn wir versichert sind, daß wir es nicht haben. Warum wollen wir uns also gegen diejenigen entrüsten, die da glauben, wir hätten Fehler begangen, die wir doch nicht begangen haben; oder die uns Fehler zuschreiben, die wir doch nicht an uns haben; da uns doch ihr Urtheil dieser Fehler noch weniger schuldig machen, und sie uns aufbürden kann, als uns der Gedanke eines Menschen, welcher glaubt, wir hätten das Fieber, uns dasselbe wirklich geben kann?

Dieses kommt daher, wird man sagen, weil man eine Person, die das Fieber hat, nicht verachtet, und weil es ein Uebel ist, das uns in den Augen der Welt nicht verächtlich macht, und also das Urtheil derer, die es uns zuschreiben, uns nicht beleidigt. Aber diejenigen, die uns geistliche Feh-

ler beymessen, verbinden gemeiniglich die Verachtung damit, und bringen in andern dieselbe Vorstellung und dieselbe Regung hervor.

Dieses ist auch in der That die rechte und wahre Ursache von dieser Empfindlichkeit; aber diese Ursache macht auch, daß man ihre Unbilligkeit nur desto besser einsieht. Denn wenn wir uns nicht selbst schmeichelten; so würden wir ohne Mühe einsehen, daß diejenigen, die uns Fehler zuschreiben, die wir nicht an uns haben, uns doch nicht auch eine große Menge anderer zuschreiben, die wir wirklich an uns haben; und daß wir also bey allen den Urtheilen, über die wir uns beklagen, so falsch sie auch immer sind, gewinnen. Die Urtheile der Menschen würden für uns bey weitem nicht so günstig und vortheilhaft ausfallen, wenn sie mit der Wahrheit vollkommen übereinstimmten, und wenn denen, die sie fällen, alle unsere wahre und wirkliche Uebel bekannt wären. Wenn sie uns also einigermaaßen unrecht thun; so erweisen sie uns hingegen auch auf mancherley Art wiederum viel gutes, und wir würden es um alles in der Welt willen nicht haben wollen; daß sie nach dem strengsten Rechte mit uns verführen.

Wir handeln aber so unbillig und so ungerecht, daß wir von der Unwissenheit der Menschen Nutzen ziehen wollen. Wir können es nicht leiden, daß sie uns etwas von dem, was wir zu haben glauben, nehmen; und wir wollen bey ihnen gern in dem Ansehen stehen, als ob wir viel gute Eigenschaften an

uns

uns hätten, die wir doch nicht haben. Wir beklagen uns darüber, daß sie an uns Fehler wahrzunehmen vermeinen, die doch an uns nicht zu finden sind, und achten es für nichts, daß sie unzählige Fehler, die wir wirklich an uns haben, nicht sehen; gleich als ob das Gute und das Böse nur in der Meynung bestünde.

Wenn wir keine Ursache haben, uns weder über die wahren, noch auch so gar über die falschen Urtheile zu beklagen; so haben wir folglich auch keine, diejenigen übel zu nehmen, die zum Theil wahr, und zum Theil falsch sind. Indessen halten wir uns, vermöge der ungerechtesten Theilung, die man sich nur vorstellen kann, durch dasjenige, was an ihnen falsch ist, für beleidigt, demüthigen uns aber wegen dessen, was an ihnen wahr ist, gar nicht. Und an statt, unsere Empfindlichkeit wegen dessen, was an ihnen falsch und unrecht ist, durch diejenige, die wir wegen dessen, was an ihnen wahr ist, bey uns verspüren sollten, zu unterdrucken, unterdrucken wir vielmehr durch unsere eitle Empfindung des falschen und ungerechten, so damit verbunden ist, diejenige, die wir wegen dessen, was an ihnen wahr und gegründet ist, bey uns verspüren sollten.

Das IV. Kapitel.

Wenn uns die nachtheilige Reden und Urtheile, die man von uns fällt, empfindlch fallen; so kömmt es daher, weil wir unsere Uebel vergessen. Einige Mittel wider diese Vergessenheit und Empfindlichkeit.

Ich sage nicht, daß diese Betrachtungen hinlänglich sind, uns in Ansehung unsers ungerechten Verfahrens zu bessern; sie können uns aber doch davon überzeugen; und es ist etwas, davon überzeugt zu seyn. Denn es ist allzeit mit allen diesen innern Klagen, und mit dem Verdruße, den wir wegen der Reden und Urtheile, die man über uns fällt, empfinden, eine Vergessenheit unserer wahren Fehler und unsers wirklichen Elendes verbunden; weil es unmöglich ist, daß diejenigen, die sie in ihrer wahren Größe einsähen, und die Empfindung davon hätten, die sie davon haben sollten, sich mit den Reden und Urtheilen der Menschen beschäftigen könnten. Ein Mensch, der mit Schulden beladen, in viele Processe verwickelt, und dabey arm und krank ist, denkt nicht leicht an das, was man von ihm sagen kann. Die Wirklichkeit seiner wahren Uebel erlaubt ihm nicht, seine Gedanken auf diese eingebildeten Uebel zu richten.

Es besteht auch das rechte und wahre Mittel wider die Zärtlichkeit, welche macht, daß wir bey

dem, was man von uns sagt, so empfindlich sind, darinnen, daß wir sehr oft und ernstlich an unsere geistlichen Uebel, an unsere Schwachheiten, an unsere mannichfältige Gefahr, an unsere Armuth, und an das Urtheil, welches Gott von uns fällt, und uns in der Stunde unsers Todes bekannt machen wird, denken. Wenn wir uns mit diesen Gedanken so lebhaft und so unabläßig beschäftigten, als wir es thun sollten; so würde das Nachdenken über die Urtheile der Menschen schwerlich einen Eingang in unser Gemüth finden können; oder es würden es doch wenigstens nicht ganz einnehmen, und es, wie es so oft geschieht, mit Verdruße und Betrübnisse erfüllen.

Es ist zu dem Ende gut, wenn man die Urtheile der Menschen mit Gottes Urtheile vergleicht, und ihre verschiedenen Eigenschaften betrachtet. Die Urtheile der Menschen sind oftmals falsch, ungerecht, ungewiß, verwegen, und allzeit unbeständig, unnütz und ohnmächtig. Sie mögen uns ihren Beyfall geben, oder nicht; so ändern sie doch nichts an dem, was wir sind, und machen uns wirklich weder glücklicher, noch unglücklicher. Aber von dem Urtheile, das Gott über uns fällen wird, hängt unser ganzes Wohl oder Wehe ab. Dieses Urtheil ist allzeit gerecht, allzeit wahrhaftig, allzeit gewiß und unveränderlich; und seine Wirkungen sind ewig. Kann man sich also wohl eine größere Thorheit vorstellen, als wenn man nur immer an die menschlichen Urtheile, an welchen uns doch so wenig gele-

gen ist, denkt, und dabey das Urtheil Gottes, von welchem unsere Glückseligkeit abhängt, vergißt?

Man will oftmals den innern Verdruß, den uns diese nachtheiligen Urtheile verursachen, mit einem von der Gerechtigkeit hergenommenen Vorwande gegen sich beschönigen, indem man sich einbildet, sie beleidigten uns nur, weil sie unbillig wären, und diejenigen, die sie fällten, unrecht hätten. Wenn dieses aber wahr wäre; so würden wir von den unbilligen Urtheilen, die man über andere fällt, eben so gerührt werden, als von denen, die man über uns fällt. Da nun dieses aber nicht ist, so heißt es sich schmeicheln, wenn man nicht sieht, daß die Eigenliebe den Verdruß erregt, den wir über die Sachen, die uns angehen, empfinden. Es ist nicht die Ungerechtigkeit an sich selbst, die uns beleidigt; sondern weil wir der Gegenstand derselben sind. Man gebe ihr einen andern; so wird unsere Empfindlichkeit aufhören, und wir werden es dabey bewenden lassen, daß wir ganz ruhig und ohne Hitze eben die Ungerechtigkeit mißbilligen, und uns so unwillig machte.

Wenn wir indessen richtiger urtheilten; so würden wir gewahr werden, daß diese nachtheiligen Urtheile uns eigentlich nicht angehen, und daß sie uns von ungefähr, und nicht mit Vorsatze treffen. Denn diejenigen, die so von uns urtheilen, müssen von einigem Scheine dazu seyn bewogen worden. Und obgleich dieser Schein gar sehr geringe war, weil wir voraussetzen, daß

diese

diese Urtheile falsch sind; so ist es indessen doch gewiß, daß diese Personen geneigt waren, ihre Urtheile nach diesem Scheine einzurichten; daß sie also nur daher entstanden sind, weil dieser Schein mit ihrer üblen Gesinnung zusammen kam. Er würde dieselbe Wirkung hervorgebracht haben, wenn sie ihn an einem andern wahrgenommen hätten. Wir sollen also nicht glauben, daß diese Urtheile uns besonders angehen; sondern nur voraussetzen, daß diese Leute geneigt waren, von einem jeden, an dem sie diesen oder jenen bösen Schein wahrnehmen würden, übel zu urtheilen. Es trug sich von ungefähr zu, daß wir es waren. Aber diese üble Gesinnung, und diese Leichtsinnigkeit, welche die verwegenen Urtheile hervorbringt, war an sich selbst eben so wenig gleichgültig, als ein in die Luft geworfener Stein, der denjenigen, auf welchen er fällt, verletzt, aber nicht vorsetzlich, und weil er ein solcher Mensch ist; sondern weil er sich an dem Orte, wohin er fallen sollte, befand.

Es ist überdieses etwas seltsames und lächerliches mit dem Verdrusse verbunden, den wir über die nachtheiligen Reden und Urtheile, die man von uns fällt, bey uns verspüren. Denn man muß wenig Weltkenntniß haben, wenn man nicht überzeugt seyn will, daß es etwas unmögliches ist, daß man keine fällt. Man redet in den Vorzimmern der Prinzen übels von ihnen. Ihre Bedienten äffen sie nach. Man redet von den Fehlern seiner Freunde, und macht sich eine Art von Ehre daraus, sie recht ein-

zusehen; es giebt so gar Gelegenheiten, wo man es auf eine unschuldige Art thun kann. Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so ist es doch gewiß, daß die Welt im Besitze ist, von anderer ihren Fehlern in ihrer Abwesenheit frey zu reden. Die einen thun es aus Bosheit, und die andern redlich und aufrichtig; es werden aber wenige gefunden, die es nicht thäten. Es ist also lächerlich, sich Hoffnung zu machen, man werde der einzige seyn, den man in der Welt verschonen werde. Und wenn wir über diese Reden und Urtheile zornig werden; so müssen wir in ihr niemals ausgehen. Denn es ist keine Zeit, da wir nicht überhaupt versichert seyn sollten, daß man von uns entweder anders rede, oder schon geredet habe, als wir es wünschen und haben wollen. Weil uns aber ein beständiger Zorn gar zu beschwerlich fallen würde; so gefällt es uns, uns ihn ohne Ursache zu ersparen, und nicht eher verdrießlich zu werden, als bis man uns erzählt, was von uns gesprochen wird, und diejenigen, die von uns reden, nennt. Indessen thut diese Erzählung fast nichts dazu, und wir sollten, ehe man es uns noch erzählt hatte, fast eben so versichert seyn, daß man von uns und von unsern Fehlern redete, als wenn man uns schon davon benachrichtigt hätte. Dieser kleine Grad der Gewißheit, den die Erzählung, die man uns macht, hervorbringt, ist etwas sehr weniges, um, wie sie es thut, den Zustand unserer Seele zu ändern.

Man mag also die Empfindlichkeit, die wir bey diesen Gelegenheiten bey uns verspüren, betrachten, wie

wie man will; so wird man gewahr werden, daß sie allzeit lächerlich und wider die Vernunft ist.

Das V. Kapitel.

Es ist unbillig, zu verlangen, daß uns die Menschen lieben sollen.

Wenn man von den Menschen geliebt zu werden wünscht, und verdrießlich darüber ist, daß man von ihnen gehaßt wird, weil dieses zur Beförderung unserer Absichten entweder dienlich, oder schädlich ist; so ist es eigentlich nicht Eitelkeit oder Verdruß, sondern Eigennutz, der entweder gut oder böse, gerecht oder ungerecht ist. Das ist es aber nicht, was wir hier beobachten, wo wir nur den Eindruck untersuchen, den die Gesinnungen der Liebe oder des Hasses, die man gegen uns hegt, von sich selbst in unsere Herzen machen, indem die bloße Betrachtung dieser Dinge in der That nur mehr als zu geschickt ist, uns zu gefallen, oder zu beunruhigen, ohne daß wir ihre Folgen in Erwägung ziehen. Denn da die Hochachtung, die wir gegen uns selbst hegen, mit einer zärtlichen und fühlbaren Liebe verbunden ist; so wünschen wir nicht nur, daß uns die Menschen ihren Beyfall geben, sondern wir verlangen auch, daß sie uns lieben; und wir sind mit ihrer Hochachtung nicht zufrieden, wenn sie uns nicht auch ihre Neigung und Liebe zuwege bringt. Es

ist

ist uns also nichts so sehr zuwider, als die Abneigung, und nichts bringt in uns lebhaftere Rührungen hervor, als sie. Ob sie uns aber gleich seit der Sünde natürlich geworden sind; so bleiben sie dennoch unbillig, und wir sind nicht weniger verbunden, sie zu bestreiten; welches man durch Betrachtungen thun kann, die von denen sehr wenig unterschieden sind, die wir wider die Liebe zur Hochachtung vorgetragen haben.

Das Streben nach der Liebe der Menschen ist unbillig, weil es sich darauf gründet, daß wir uns selbst für liebenswürdig halten, da wir es doch nicht sind. Es entsteht aus der Blindheit und geflissentlichen Unwissenheit unserer Fehler. Ein kranker und armer Mensch würde sehr wohl zufrieden seyn, wenn man sich mildthätig gegen ihn erwiese, und ihn duldete. Wir würden auch nicht mehr verlangen, wenn uns unser Zustand recht bekannt wäre; er würde uns aber bekannt seyn, wenn wir uns nicht geflissentlich verblendeten.

Wenn jemand weis, daß er verdient, daß sich alle Geschöpfe wider ihn empören, kann er wohl verlangen, daß ihn eben diese Geschöpfe lieben sollen? An statt also, daß wir die Liebe der Menschen als eine solche, die sie uns schuldig sind, und ihre Abneigung als eine Ungerechtigkeit, die sie gegen uns ausüben, ansehen, sollten wir vielmehr ihre Abneigung als eine solche, die uns gebührt, und ihre Neigung als eine Gnade, die wir nicht verdienen, ansehen.

Wenn es aber überhaupt unbillig ist, sich für liebenswürdig zu halten; so ist es noch weit unbilliger, es mit Gewalt zu verlangen, daß man möge geliebt werden. Nichts ist freyer, als die Liebe, und man muß sie weder durch Vorwürfe, noch durch Klagen erzwingen wollen. Wir sind vielleicht selbst Schuld daran, daß man uns nicht liebt; vielleicht kömmt es auch von der üblen Gesinnung anderer her. So viel ist aber gewiß, daß die Gewalt und der Zorn nicht die Mittel sind, uns beliebt zu machen.

Wir bemerken auch über dieses nicht, daß diese Abneigung eigentlich nicht gegen uns gerichtet ist. Denn die Quelle aller Abneigungen ist dieses, daß unsere Denkungsart mit dem, was man an andern wahrzunehmen glaubt, nicht übereinstimmt, sondern ihm zuwider ist. Nun handelt aber diese Denkungsart allen denen entgegen, bey welchen sie diese Nichtübereinstimmung wahrnimmt. Wenn es sich also zuträgt, daß wir entweder die Eigenschaften, gegen welche gewisse Personen eine Abneigung hegen, wirklich an uns haben, oder wenn wir uns ihnen nur von solchen Seiten zeigen, die ihnen Anlaß geben, sie uns zuzuschreiben; so dürfen wir uns nicht wundern, wenn ihre Denkungsart so handelt, daß es uns zuwider ist; sie würde gegen einen jeden andern auf eben die Art gehandelt haben. Und wir sind es eigentlich nicht, die sie hassen; sondern es ist der Mensch überhaupt, der solche Eigenschaften an sich hat, die ihnen mißfällig sind.

Man

Man haßt die geizigen, die eigennützigen Leute, die Stolzen und Hoffärtigen überhaupt. Man glaubt insbesondere, daß wir es sind; diese allgemeine Abneigung handelt also wider uns. Was ist uns hierbey unangenehm und zuwider? Ist es diese allgemeine Abneigung? Sie ist aber gewissermaaßen billig; denn ein Mensch, der diese Fehler an sich hat, verdient, daß man eine Art von Abneigung gegen ihn hegt. Oder ist es das Urtheil, das man von uns fällt? Aber dieses Urtheil ist nach einem gewissen Scheine abgefaßt, der zwar klein und geringe seyn kann, welcher aber doch diejenigen, die ihn wahrnehmen, einnimmt. Wir sollen uns also über ihre Leichtsinnigkeit und Schwachheit beklagen, anstatt uns über ihre Unbilligkeit und Ungerechtigkeit zu beklagen.

Wenn uns die Menschen lieben; so lieben sie eigentlich nicht uns, weil sich ihre Liebe nur auf Eigenschaften gründet, die sie uns zuschreiben, welche wir aber nicht an uns haben; oder weil sie die Fehler, die wir an uns haben, nicht wahrnehmen. Eben dieses thun sie, wenn sie uns hassen. Das Gute, so wir an uns haben, fällt ihnen alsdenn nicht in die Augen, und sie sehen nur unsere Fehler. Nun sind wir aber weder die Person, die ohne Fehler ist, noch diejenige, die nichts gutes an sich hat Sie hassen also nicht so wohl uns, als vielmehr ein Bild; und wir haben also unrecht, so wohl wenn wir mit ihrer Liebe zufrieden sind, als auch wenn uns ihr Haß beleidigt.

Wenn

Wenn aber auch diese Liebe, oder dieser Haß, eigentlich auf uns gerichtet wäre; was wächst uns daraus wohl gutes oder böses zu, wenn man, wie wir bereits gesagt haben, diese Gesinnungen nur an sich selbst betrachtet? Es sind weiter nichts, als bald vorübergehende Dünste, die in kurzer Zeit von sich selbst verfliegen, weil sich die Menschen unmöglich bey einer und derselben Sache lange aufhalten können. Gesetzt aber auch, sie wären dauerhaft; so würden sie doch von sich selbst keine Macht und Gewalt haben, uns glücklicher oder unglücklicher zu machen. Es sind Dinge, die ganz von uns abgesondert sind; die, wenn sich unsere Seele mit ihnen nicht vereinigt, in uns gar nicht wirken, und wenn sie dieselben nicht, vermöge einer falschen und trüglichen Einbildungskraft, als Güter oder Uebel ansieht. Man nehme die Liebe aller Geschöpfe zusammen, und mache sie so feurig und zärtlich, als man es sich vorstellen kann; so wird sie doch weder das Glück unserer Seele, noch das Glück unseres Leibes, im geringsten vermehren. Und wenn sich unsere Seele dabey aufhält, und sich damit beschäftigt, so wird sie nicht nur dadurch nicht besser, sondern, weil sie sich etwas darauf einbilden wird, noch schlimmer werden. Eben so nehme man die Abneigung aller Menschen gegen uns zusammen; sie wird unsere wahren Güter, welche die Güter der Seele sind nicht im geringsten vermindern können. Sollte nun diese einzige Betrachtung der Ohnmacht der Liebe und des Hasses der Geschöpfe, uns entwe-

der zu dienen, oder uns zu schaden, nicht hinlänglich seyn, es bey uns dahin zu bringen, daß wir gleichgültig gegen sie wären?

Was würde das für eine Freyheit eines Menschen seyn, dem es gleichviel wäre, ob er geliebt, oder gehaßt würde, und welcher dennoch aus andern Bewegungsgründen alles thäte, was man thun muß, wenn man will geliebt, und nicht gehaßt werden? Wer würde andern dienen, ohne dafür eine Belohnung, auch nicht einmal die Belohnung ihrer Zuneigung zu erwarten, und wer würde allzeit seine Pflicht gegen sie beobachten, ohne darauf zu sehen, wie sie gegen ihn gesinnt wären? Wer würde bey den Diensten, die er ihnen erwiese, nur auf etwas beständiges und dauerhaftes sehen, welches darinnen bestünde, daß er Gott ohne alle Absicht auf die Geschöpfe gehorchte, welche die Belohnung, die er von Gott erwarten soll, nur vermindern können?

Wer würde einen solchen Menschen hassen, und so gar umhin können, ihn zu lieben? Es würde also geschehen, daß er, ob er sich gleich vor dem Hasse der Menschen nicht fürchtete, ihm dennoch entgienge; und daß er, ob er gleich ihre Liebe nicht suchte, sie dennoch erlangte; da hingegen diejenigen, welche, weil sie gern wollen geliebt werden, bey der Abneigung so empfindlich sind, gemeiniglich weiter nichts ausrichten, als daß sie sich dieselbe durch diese beschwerliche Zärtlichkeit zuziehen.

Das VI. Kapitel.

Es ist unbillig, die Gleichgültigkeit nicht leiden und ertragen zu können. Anderer ihre Gleichgültigkeit gegen uns schaft uns mehr Nutzen, als ihre Liebe.

Es ist noch unbilliger, wenn wir dadurch beleidigt werden, daß andere gleichgültig gegen uns sind. Denn wenn wir ihnen solche Gesinnungen einflößen könnten, als wir ihnen gern einflößen möchten; so würde es eigentlich diejenige seyn, die wir um unsers wahren Nutzens willen erwählen sollten. Ihre Liebe ist etwas gefährliches, die unser Herz an sich zieht, und welche es durch eine tödtliche Liebkosung vergiftet. Ihr Haß ist etwas, das uns aufbringt, und in Gefahr setzt, die Liebe zu verlieren. Aber die Gleichgültigkeit ist ein Mittelding, das sich sehr gut zu unseren Zustande und zu unserer Schwachheit schickt, und welches uns die Freyheit läßt, zu Gott zu gehen, ohne uns zu den Geschöpfen zu wenden.

Eine jede Liebe, die andere gegen uns hegen, ist eine Art von Bande und Verbindung, nicht nur deswegen, weil uns die Begierde daran heftet, und wir sie zu verlieren befürchten; sondern auch, weil sie gewisse Pflichten hervorbringt, welche recht zu beobachten etwas schweres ist. Da sie ihr Herz gegen uns öffnet; so verbindet sie uns, diese Offen-

herzigkeit zu ihrer geistlichen Wohlfahrt anzuwenden, und diese Anwendung ist keine leichte Sache. Es ist zwar ein großes Gut, wenn man es recht zu brauchen weiß; es ist aber ein Gut, das man nicht wünschen muß, weil es mit gar zu vieler Gefahr verknüpft ist. Man bleibt gemeiniglich bey dieser Neigung stehen, man findet ein Vergnügen daran, man befürchtet sie zu verlieren; und an statt, daß dieses für uns eine Gelegenheit seyn sollte, andere zu Gott zu führen, so ist es oftmals eine, uns selbst von ihm abwendig, und weichlich zu machen, indem sie uns an ihren Leidenschaften Theil nehmen läßt.

Aber, spricht man, warum ist diese Person so gleichgültig gegen mich, da ich doch gegen sie nicht gleichgültig bin? Warum ist sie auf das, was mich angeht, gar nicht aufmerksam, da ich mir doch so viel Mühe gebe, auf das, was sie angehen kann, aufmerksam zu seyn? Dergleichen Reden bringt die Eigenliebe in dem Herzen fühlbarer Leute, die wenig Tugend besitzen, hervor, deren Unbilligkeit man aber gar leicht einsehen kann.

Wenn wir bey der Gefälligkeit, die wir den Menschen erwiesen, nur bloß die Absicht gehabt haben, sie auf unsere Seite zu bringen, und zu machen, daß sie auch eben so mit uns umgehen möchten; so sind wir es gar wohl werth, daß wir einer so nichtigen Belohnung beraubt werden.

Haben wir aber einen andern Zweck dabey gehabt, und haben wir uns der Menschen nur angenommen, damit wir Gott gehorchen möchten, führt

als

alsdenn diese Bemühung ihre Belohnung nicht schon selbst mit sich, und können wir wohl, ohne unbillig zu handeln, eine andere dafür verlangen?

Es ist wahr, es kann mit der Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit anderer gegen uns ein Fehler vergesellschaftet seyn; aber dieser Fehler geht Gott, und nicht uns an. Er schadet ihnen, uns aber nicht; Er kann uns Anlaß geben, sie zu beklagen, aber nicht uns über sie zu beklagen. Und so ist die Empfindlichkeit, die deswegen bey uns zurückbleibt, allzeit unbillig, weil sie keinen andern Gegenstand, als uns selbst, hat.

Das VII. Kapitel.

Wie unbillig der Widerwille ist, den man gegen diejenigen bey sich verspürt, die sich gegen uns nicht dankbar erzeigen.

Nichts giebt deutlicher zu erkennen, wie sehr der Glaube bey den Christen erloschen, oder wie wenig er in ihnen thätig ist, als der Widerwille und Verdruß, den sie bey sich verspüren, wenn man gegen sie nicht so dankbar ist, als man es seyn sollte; weil dem Lichte des Glaubens nichts mehr entgegen ist, als dieses.

Wenn sie die Dienste, die sie andern leisten, so ansähen, wie sie dieselben ansehen sollten; so würden sie sie als Gnaden betrachten, die sie von Gott

empfangen, und seiner Güte zu danken haben; und als Werke, die sie ihm, ohne alle Absicht auf die Geschöpfe, als ein Opfer haben darbringen sollen.

Sie würden die, welchen sie diese Dienste erwiesen haben, als diejenigen ansehen, welche ihnen dieses Gut gewissermaaßen verschafft haben; und folglich würden sie glauben, daß sie von ihnen mehr bekommen, als sie ihnen gegeben hätten.

Sie würden sich vor nichts mehr fürchten, als in dieser Welt die Belohnung für diese Werke zu empfangen, und derjenigen beraubt zu werden, die sie in jener Welt würden erhalten haben, wenn sie mehr auf Gott gesehen hätten.

Sie würden einsehen, daß diese Werke, so wie sie sind, mit vielen Unvollkommenheiten vermischt gewesen; und daß sie also Ursache haben, sich deswegen zu demüthigen, und zu wünschen, sich deswegen durch die Buße zu reinigen.

Wie will man mit den Gesinnungen, zu welchen uns der Glaube antreiben soll, den Widerwillen und Verdruß vereinigen, den wir bey uns verspüren, wenn uns die Menschen nicht erweisen, was sie uns, unserer Meynung nach erweisen sollen? Heißt es nicht vielmehr zu erkennen geben, daß wir nur für die Menschen gearbeitet, daß wir nur auf sie gesehen, und daß also die Werke, deren wir uns rühmen, ein Raub gewesen sind, den wir an Gott begangen haben, und weswegen er uns zu strafen berechtigt ist?

Wenn wir bey den Diensten, die wir den Menschen geleistet, nur auf sie gesehen haben; so ist es ein Glück für uns, wenn sie dieselben verkennen, weil uns ihre Undankbarkeit dazu dienen kann, daß wir bey Gott Barmherzigkeit erlangen, wenn wir sie so ertragen, wie wir sie ertragen sollen. Haben wir dabey nur auf Gott gesehen; so ist es wider gut für uns, daß uns die Menschen nicht dafur belohnen, weil, wenn wir auf ihre Dankbarkeit sähen, dieses weit mehr, als etwas anders, im Stande seyn würde, die Belohnung, die wir von Gott erwarten, zu vermindern, oder gar zu vernichten. Wir mögen also die Dankbarkeit der Menschen betrachten, wie wir wollen; so werden wir gewahr werden, daß, wenn sie etwas gutes für uns ist, sie auch etwas böses für uns ist, und daß ihre Undankbarkeit unendlich weit vortheilhafter für uns ist. Ihre Dankbarkeit kann uns nur den Nutzen unserer besten Handlungen rauben, und die Strafe der bösen vermehren. Ihre Undankbarkeit erhält uns den Nutzen der guten, und kann uns dazu dienen, daß wir das, was wir der göttlichen Gerechtigkeit wegen der bösen schuldig sind, bezahlen.

Man würde diese Beschimpfung niemals einem Fürsten anthun, der denen, die ihm dienten, große Belohnungen versprochen hätte, und welcher es sehr übel nehmen würde, wenn man anders woher, als von ihm, Belohnungen erwartete, und die Liebkosungen einiger von seinen Unterthanen den wahren und wirklichen Gütern, die man von ihm zu hoffen

hätte, vorzöge. Indessen ist dieses die Art, wie wir uns täglich gegen Gott verhalten, und mit ihm umgehen. Er verspricht den Liebesdiensten, die man dem Nächsten erweist, ein ewiges Reich; er verlangt aber, daß man mit dieser Belohnung zufrieden seyn, und keine andere erwarten soll. Indessen untersuchen die mehresten Menschen beständig, ob man ihnen auch das leistet, was man ihnen schuldig ist; ob die, welchen sie gedient haben, die Verbindlichkeiten einsehen, die ihnen gegen sie obliegen; und ob sie die Pflichten, welche die Menschen eingeführt haben, genau beobachten, ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben.

Wenn man also die rechten und wahren Gesinnungen hegte, die der Glaube einflößen soll; so würde man überzeugt seyn, daß, gleichwie uns Gott eine große Gnade erweist, wenn er uns Gelegenheit andern zu dienen verschafft, er uns auch noch eine andere, die nicht geringer ist, erzeigt, wenn er zuläßt, daß sich die Menschen gegen uns so dankbar dafür erweisen, als sie sollten. Denn es heißt dafür sorgen, daß, indem er uns einen unschätzbaren Schatz giebt, dieser Schatz uns verbleiben, und ihn niemand uns rauben möge.

Es soll aber unsere Freude vollkommen seyn, wenn wir Ursache haben zu glauben, daß die Personen, die gegen uns nicht dankbar zu seyn scheinen, sonst sehr dankbar sind, und daß dieses nur daher kömmt, weil sie nicht wissen, wozu sie gegen uns verbunden sind. Denn ob wir gleich allzeit wirklich

viele Vortheile davon haben, wenn sich andere gegen uns nicht dankbar erzeigen; so sollen wir es doch nicht wünschen, weil es gemeiniglich für sie etwas böses ist. Es ist aber nichts, das man nicht wünschen könne, wenn es weder für sie, noch für uns etwas böses ist, und wenn sie, ohne undankbar zu seyn, uns durch eine menschliche Dankbarkeit nicht in Gefahr setzen, den Lohn, den wir von Gott erwarten, zu verlieren.

Es ist also mit dieser Erwartung der Dankbarkeit anderer nicht nur viel unbilliges, sondern auch viel niederträchtiges verbunden; und es sollte für uns eine große Veranlassung seyn, uns zu schämen, wenn wir bedenken, um welcher Dinge willen wir uns einer ewigen Belohnung berauben. Die Pflichten der Dankbarkeit, die wir verlangen, laufen gemeiniglich auf ein bloßes Compliment, oder auf einige unnütze Höflichkeiten hinaus; und diese Dinge ziehen wir Gott und den Gütern, die er uns verheißt, vor.

Oftmals sind wir so gar selbst an dem Fehler, den wir andern beymessen, Schuld. Wir vertreiben die Dankbarkeit aus ihrem Herzen durch die Art und Weise, wie wir ihnen dienen. Und wenn wir sehen, daß man gegen uns nicht so dankbar, als gegen andere ist; so haben wir fast immer Ursache zu glauben, daß etwas an uns ist, das sich die Dankbarkeit nicht erwirbt. Es mögen nun aber entweder andere, oder auch wir selbst Schuld daran seyn; so ist es doch allemal eine Schwachheit, böse zu werden,

den, wenn man unterläßt, uns Pflichten zu erweisen, die uns, wie wir deutlich einsehen, nicht anders, als gefährlich seyn können.

Das VIII. Kapitel.

Es ist unbillig, das Zutrauen anderer zu verlangen, und dagegen sehr gut, daß man keins zu uns hat.

Da das Zutrauen, welches man zu uns hat, ein Kennzeichen der Freundschaft und Hochachtung ist; so ist es nicht zu verwundern, wenn es unserer Eigenliebe schmeichelt, und wenn die Zurückhaltung derer, die, wie wir glauben, solche Gesinnungen gegen uns hegen sollten, sie beleidigt, und ihr zuwider ist. Es sollen uns aber so wohl die Vernunft als die Schrift ganz entgegengesetzte Gesinnungen einflösen, und uns gar sehr überzeugen, daß die Zurückhaltung, welche andere gegen uns von sich blicken lassen, uns weit nützlicher und vortheilhafter ist, als ihr Zutrauen.

Wenn wir auch gleich weiter keine Ursache sähen, als das es uns nützlich und heilsam ist, des kleinen Vergnügens, das uns gefällt und unsere Eitelkeit unterhält, beraubt zu seyn; so sollte es doch hinlänglich seyn, uns anzutreiben, diese Gelegenheiten zu einer geistlichen Tödtung des Fleisches mit Vergnügen zu ergreifen, welche uns desto mehr Nu-

tzen

tzen schaffen kann, weil sie die vornehmste von unsern Leidenschaften eigentlicher bestreitet. Es giebt aber noch viele andere, die eben so gegründet und wichtig, als diese, sind. Ich will einige davon anführen.

Derjenige, welcher gegen uns offenherzig ist, fragt uns gewissermaaßen um Rath, und wir können alsdenn nicht mit ihm reden, ohne an seinem Verhalten Theil zu nehmen, weil es gleichsam unmöglich zu vermeiden ist, daß das, was wir sagen werden, nicht einige Beziehung auf das, was er uns entdeckt hat, hätte; und es ist so gar fast nicht möglich, daß wir nicht dadurch einigen Eindruck in ihn machen sollten, weil er selbst wegen dieser Offenherzigkeit geneigt ist, uns anzuhören und uns zu glauben. Nun ist es aber keine geringe Gefahr, bey solchen Umständen verbunden zu seyn, zu reden, weil viel Einsicht dazu gehört, wenn man es für sich und für andere mit Nutzen thun will. Oftmals bestärckt man nur die Leute in ihren Leidenschaften, weil man von Natur geneigt ist, sie nicht zu betrüben; und man unterstützt auf solche Art ihr heimliches Verlangen, Leute zu finden, die ihr Betragen billigen, welches gemeiniglich dasjenige ist, was sie antreibt, sich uns zu entdecken.

Es giebt wenig Leute, die es mit anhören können, wenn andere ihr Herz gegen sie ausschütten, ohne an ihrem Verderbnisse Theil zu nehmen. Man wird unvermerkt in ihre Leidenschaften mit eingeflochten; man läßt sich wider diejenigen einnehmen,

wider

wider welche sie eingenommen sind. Und da wir wegen des Zutrauens, das sie zu uns haben, geneigt sind, zu glauben, daß sie uns nicht betriegen wollen; so nehmen wir ihre Meynungen und Urtheile an, ohne es zu merken, daß sie sich oftmals zuerst betriegen. Und auf diese Art nehmen wir alle ihre falschen Eindrücke an.

Man beschwert sich auf solche Art mit verschiedenen Dingen, die man geheim halten muß, welches keine geringe Last ist; weil sie zu einer gar sehr beschwerlichen Aufmerksamkeit verbindet, damit man nicht möge überlistet werden; und weil man dadurch oftmals in Gefahr geräth, wider die Wahrheit zu handeln. Und da es gemeiniglich geschieht, daß dergleichen Dinge auf verschiedene Art erfahren werden; so fällt der Verdacht ganz natürlich auf diejenigen, denen man sie vertrauet hat.

Man zieht sich so gar durch das Zutrauen und die Offenherzigkeit anderer gegen uns eine Art von Verbindlichkeit zu, gegen sie auch offenherzig zu seyn, und sich ihnen zu vertrauen, weil man sie vor den Kopf stößt, wenn man mit ihnen nicht auch so umgeht, wie sie mit uns umgehen; da es hingegen diejenigen, welche zurückhaltender sind, es nicht übel nehmen, wenn man es gegen sie auch ist. Diese Verbindlichkeit ist nun oftmals gar sehr beschwerlich, weil man sie zu beobachten nicht unterlassen kann, ohne die Leute verdrießlich zu machen; ihr aber auch nicht gnug thun kann, ohne Gefahr zu laufen, ih-

nen oder sich selbst zu schaden, weil sie das, was man ihnen entdeckt, mißbrauchen können.

Wenn wir endlich noch über dieses bedenken, wie wenig das Vergnügen, welches wir haben, wenn man sich auf uns verläßt, ein wahres Vergnügen, und wie nichtig es ist; wie unbillig es ferner ist, von andern etwas zu verlangen, das eben so frey seyn soll, als die Bekanntmachung seiner Geheimnisse; und wenn wir uns selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, indem wir einsehen, daß, weil man gegen uns nicht offenherzig ist, in uns auch etwas seyn muß, das uns davon abhält; so wird es uns schwer werden, den innern Verdruß, den uns die Zurückhaltung verursacht, nicht zu mißbilligen, und uns unserer Schwachheit nicht zu schämen.

Das IX. Kapitel.

Man muß anderer ihre Unhöflichkeit ertragen, ohne verdrießlich darüber zu werden. Niederträchtigkeit derer, welche die Höflichkeitsbezeigungen fordern.

Die Höflichkeit gefällt uns, und die Unhöflichktit mißfällt uns. Aber die eine gefällt, und die andere mißfällt uns, weil wir Menschen, das heißt, ganz eitel und ungerecht sind.

Es giebt sehr wenig Höflichkeiten, die uns, auch so gar nach der menschlichen Vernunft, gefal-

len

len sollen, weil es sehr wenige giebt, die aufrichtig und uneigennützig sind. Oftmals ist es nur ein Spiel der Worte, und eine Uebung der Eitelkeit, die nichts wahres und wirckliches an sich hat. Ein Gefallen daran haben, heißt ein Gefallen daran haben, daß man betrogen wird. Denn diejenigen, die uns dem Scheine nach die größte Höflichkeit erweisen, sind vielleicht die ersten, die uns auslachen, so bald sie uns verlassen haben.

Die aufrichtigste und welche noch am meisten wahr ist, schafft uns niemals einigen Nutzen, und ist so gar gefährlich. Höchstens ist sie nur ein Zeichen, daß man uns liebt und hochschätzt. Und so hält sie uns zween Gegenstände vor, die unserer Eigenliebe schmeicheln, und unser Herz verderben können.

Alle diejenigeu, die man uns erweist, verpflichten uns zu verdrießlichen Diensten. Denn die Welt giebt nichts umsonst. Es ist ein Handel und eine Art von Gewerbe, wobey die Eigenliebe Richter ist; und dieser Richter verbiudet zu einer gegenseitigen Gleichheit der Pflichten, und rechtfertigt die Klagen, die man wider die, so sie unterlassen, ausstößt.

Die Höflichkeiten verderben so gar oftmals unser Urtheil, weil sie uns oftmals bewegen, diejenigen, die sie uns erzeigen, andern vorzuziehen, welche die wahren Eigenschaften an sich haben, die unsere Hochachtung verdienen.

Gleichwie uns aber die Höflichkeiten, die man uns erweist, wenig helfen; also schadet uns auch die

Unhöflichkeit nicht viel, und es ist also eine sehr grosse Schwachheit, wenn man deswegen unwillig wird. Oftmals ist es nur ein Mangel der Aufmerksamkeit, welcher daher kömmt, weil wir uns mit andern wichtigern Dingen beschäftigen. Und diejenigen, welche die Höflichkeitsbezeigungen eben nicht so gar genau beobachten, sind oftmals diejenigen, die in der That am geneigtesten sind, uns wirkliche und wichtige Dienste zu leisten.

Wenn sie aber auch so gar von Gleichgültigkeit und weniger Zuneigung herrührte, was für ein Gut raubt sie uns? Welchen Schaden fügt sie uns zu? Und wie können wir hoffen, daß uns Gott die unermeßliche Schulden vergeben werde, die wir uns dadurch zugezogen, weil wir die unverletzlichen Gesetze der ewigen Gerechtigkeit übertreten haben, wenn wir den Menschen die geringe Ehrerbiethigkeit, die sie uns nur wegen menschlicher Einrichtungen schuldig sind, nicht vergeben?

Ich sage nicht, daß Gott diese Einrichtungen nicht billigt, und daß also niemand, selbst nach dem göttlichen Gesetze, dem andern Höflichkeit schuldig ist, wie wir solches im ersten Theile dieser Abhandlung, im 15. Kapitel, gezeigt haben. Es ist aber eine Art von Schuld, auf deren Abtragung wir niemals dringen dürfen. Denn man ist sie nicht unserem Verdienste, sondern unserer Schwachheit schuldig. Und da wir nicht schwach seyn sollen, und es nur durch unser Verschulden sind; so bestehet unsere erste Pflicht darinnen, daß wir diese Schwachheit

heit ablegen, und uns bessern. Und wir haben niemals ein Recht, uns darüber zu beklagen, daß man nicht Achtung gnug gegen sie hat, und noch weniger das zu wünschen, was nur dient, sie ferner zu unterhalten.

Das X. Kapitel.

Man muß die verdrießlichen und beschwerlichen Gemüthsarten ertragen.

Es ist nicht gnug, den Frieden mit sich selbst und mit andern zu erhalten, wenn man niemanden vor den Kopf stößt, und von niemanden weder Freundschaft noch Hochachtung; weder Zutrauen, noch Dankbarkeit uud Höflichkeit verlangt; sondern man muß auch noch eine Geduld besitzen, die eine jede Gemüthsart und einen jeden Eigensinn ertragen kann. Denn da man es unmöglich dahin bringen kann, daß alle diejenigen, mit welchen man umgeht, gerecht sind, sich mäßigen, und keine Fehler an sich haben; so würde man alle Hoffnung aufgeben müssen, seine Gemüthsruhe erhalten zu können, wenn man sie an dieses Mittel bände.

Man muß also vermuthen, daß, wenn man mit den Menschen umgeht, man unter ihnen verdrießliche Gemüther antreffen wird; Leute, die ohne Ursache zornig werden, die Sachen übel auslegen, fal-

falsche Schlüsse machen, und entweder stolz und hoffärtig, oder auf eine niederträchtige und unangenehme Art höflich und dienstfertig seyn werden. Die einen werden gar zu hitzig, und die andern gar zu kaltsinnig seyn. Einige werden ohne Ursache widersprechen, und andere werden es nicht leiden können, daß man ihnen auch nur im geringsten widerspricht. Einige werden neidisch, boshaft, und andere stolz und von sich selbst eingenommen seyn, und gegen niemanden einige Achtung haben. Man wird welche antreffen, die da glauben, es gebühre ihnen alles, und welche, ob sie gleich niemals auf die Art und Weise, wie sie mit andern umgehen, Achtung geben, dennoch von ihnen eine gar zu große Ehrerbiethung fordern und verlangen werden.

Welche Hoffnung kann man sich wohl machen, in Ruhe zu leben, wenn uns alle diese Fehler erschüttern, beunruhigen, zu Boden werfen, und aus unserem Gemüthszustande bringen?

Wir müssen sie also mit Geduld, und ohne unruhig zu werden, ertragen, wenn wir, wie die Schrift **Luk.** 21, 19. sagt, unsere Seelen besitzen, und verhindern wollen, daß uns die Geduld nicht alle Augenblicke verläßt, und uns nicht in die angezeigten Verdrießlichkeiten stürzt. Es ist aber diese Geduld keine gemeine Tugend; daß es also gar sehr zu verwundern ist; daß, da es auf der einen Seite so schwer, und auf der andern so nützlich ist, man sich dennoch so wenig Mühe giebt, sich zu eben der Zeit darinnen zu üben, da man so viele andere

unnütze Dinge, die wenig Nutzen schaffen, lernt.

Es ist eins von den vornehmsten Mitteln sie zu erlangen, den starken Eindruck, den anderer ihre Fehler in uns machen, zu vermindern. Und zu dem Ende ist es gut, zu betrachten.

1. Daß, obgleich die Fehler so gemein sind, als sie sind, es dennoch eine Thorheit ist, von ihnen überrascht zu werden, und sie nicht zu vermuthen. Die Menschen haben gute und böse Eigenschaften an sich. Und wer an den Vortheilen, die man von ihrer Gesellschaft haben kann, Theil haben will, der muß sich entschliessen, die damit verbundenen Ungemächlichkeiten geduldig zu ertragen.

2. Daß nichts lächerlicher ist, als nicht vernünftig zu seyn, weil es ein anderer nicht ist; sich selbst zu schaden, weil ein anderer sich schadet, und an allen Thorheiten eines andern Theil zu nehmen; gleich als ob wir an unsern eigenen Fehlern und unserem eigenem Elende nicht gnug hätten, ohne uns noch mit den Fehlern und dem Elende aller übrigen zu belästigen. Das thut man nun aber, wenn man mit den Fehlern eines andern keine Geduld hat.

3. Daß, so groß die Fehler, die wir an andern wahrnehmen, auch immer seyn mögen, sie doch nur denen schaden, die sie an sich haben, uns aber keinen Schaden zufügen, wenn wir ihren Eindruck nicht gern annehmen. Es sind dieses Dinge, mit welchen man Mitleiden haben, sich aber über sie nicht erzürnen muß; und wir haben eben so wenig Ursache, über anderer ihre Verstandeskrankheiten böse

zu werden, als über diejenigen, die nur ihren Leib angreifen. Es ist so gar dieser Unterschied unter ihnen, daß wir, auch wider unsern Willen, mit den Krankheiten des Leibes können behaftet werden; da hingegen nur unser Wille den Krankheiten des Verstandes Eingang in nnsere Seelen verschaffen kann.

4. Wir sollen anderer ihre Fehler nicht nur überhaupt als Krankheiten, sondern auch als solche ansehen, die wir mit ihnen gemein haben; denn wir sind ihnen eben so, wie sie, unterworfen. Es giebt keine Fehler, die wir nicht an uns haben können; und wenn es einige giebt, die wir nicht wirklich an uns haben, so haben wir vielleicht noch größere an uns. Da wir also keine Ursache haben, uns ihnen vorzuziehen; so werden wir finden, daß wir auch keine haben, uns an das, was sie thun, zu stossen, und daß, wenn wir von ihnen etwas leiden, sie auch von uns wieder etwas leiden müßen.

5. Wenn wir anderer ihre Fehler gelassen und liebreich ansehen könnten; so würden sie Lehren seyn, die für uns um so viel nützlicher wären, je mehr wir an ihnen die Heßlichkeit der unserigen wahrnehmen würden, von welchen uns die Eigenliebe immer einen Theil verbirgt. Sie würden uns können wahrnehmen lassen, daß die Leidenschaften gemeiniglich eine ganz andere Wirkung thun, als sie unserer Absicht nach thun sollen. Wir werden zornig, damit man uns glauben möge, und man glaubt uns desto weniger, je zorniger wir sind. Man ist böse, daß man nicht so hoch geschätzt wird, als man es zu ver-

dienen glaubt, und man wird um so viel weniger hochgeschätzt, je mehr man es verlangt. Man nimmt es übel, wenn man nicht geliebt wird; und indem man die Liebe erzwingen will, zieht man sich die Abneigung der Leute noch mehr zu.

Wir würden dabey auch mit Erstaunen wahrnehmen können, wie sehr ebendiese Leidenschaften diejenigen, die sie an sich haben, verblenden; denn diese Wirkungen, die andern so in die Augen fallen, sind ihnen gemeiniglich unbekannt. Und es trägt sich oft zu, daß, indem sie sich jederman verhaßt, unerträglich und lächerlich machen, sie diejenigen sind, die es nicht merken und wahrnehmen,

Und alles dieses würde uns entweder an den Fehlern erinnern können, die wir entweder ehemals aus ähnlichen Leidenschaften begangen haben; oder an denen, die wir noch wegen anderer Leidenschaften begehen, die vielleicht eben so gefährlich, und in Ansehung welcher wir eben so blind sind. Und da auf solche Art unsere ganze Aufmerksamkeit auf unsere eigenen Fehler würde gerichtet seyn; so würden wir dadurch weit geneigter und williger werden, anderer ihre Fehler zu ertragen.

Endlich muß man bedenken, daß es eben so lächerlich ist, wegen anderer ihrer Fehler und Thorheiten zornig zu werden, als es übel zu nehmen, daß schlimmes Wetter, oder daß es entweder zu kalt, oder zu warm ist; weil unser Zorn die Menschen eben so wenig bessern, als das Wetter ändern kann. Man handelt in diesem Stücke auch deswegen noch thörich-

ter

ter, weil, wenn man sich über die Witterung erzürnt, man sie deswegen weder mehr noch weniger beschwerlich macht; da hingegen unser Aergerniß über die Menschen sie wider uns aufbringt, und ihre Leidenschaften weit heftiger und thätiger macht.

Das XI. Kapitel.

Beschluß.

Was wir bis hieher gesehen haben, ist hinlänglich, einigen Begriff von den Mitteln zu machen, welche dienen können, den Frieden unter den Menschen zu erhalten; und sie sind alle in diesem Verse des Psalms befindlich: *Pax multa diligentibus legem tuam, et non est illis scandalum:* Die dein Gesetz lieben, haben großen Frieden, und werden nicht geärgert. Psalm. 118, 165. Denn wenn wir nur das Gesetz Gottes liebten; so würden wir uns hüten, unsern Brüdern nicht anstößig zu werden. Wir würden sie niemals durch unbesonnene Zänkereyen aufbringen, und ihre Fehler würden uns niemals eine Gelegenheit zum Zorne, zum Widerwillen, zur Unruhe und zum Aergernisse geben; weil uns diese Fehler nicht hindern, dieses Gesetz zu beobachten; weil es uns verbindet, sie geduldig zu ertragen, und weil es insbesondere dieses Gebot von der christlichen Duldung ist, das der Apostel das Gesetz Jesu Christi nennt. Einer, spricht er,

trage des andern Bürde, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Gal. 16, 2. Wir sollen also einsehen, daß alle unsere Ungeduld und alle unsere Unruhen davon herkommen, weil wir dieses Gesetz von der Liebe nicht gnugsam lieben; weil wir andere Neigungen, als die Neigung Gott zu gehorchen, haben; und weil wir unsere Ehre, unser Vergnügen und unsere Zufriedenheit in den Geschöpfen suchen. Es ist also das vornehmste Mittel der Seele einen wahren und unveränderlichen Frieden zu verschaffen, sie in der einzigen Liebe zu befestigen, die in allen Sachen nur auf Gott sieht, die nur ihm zu gefallen sucht, und welche es für ihr einziges Glück hält, wenn sie seinen Gesetzen gehorcht.

V. Abhandlung.

Von den verwegenen Urtheilen.

Nolite ante tempus iudicare, quoadusque veniat Dominus.

Richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr kömmt. 1. Cor. 4, 5.

Das I. Kapitel.

Worinnen die Ungerechtigkeit der verwegenen Urtheile besteht. Was ihre Sünde vermehrt oder vermindert.

Da die verwegenen Urtheile allzeit mit Unwissenheit und Mangel der Einsicht vergesellschaftet sind; so enthalten sie eine offenbare Ungerechtigkeit, und eine stolze Anmaaßung, der Macht und Gewalt Gottes in sich. Denn es kömmt nur der Wahrheit zu, zu urtheilen und zu richten, wie Jesus Christus in dem Evangelium sagt: Der Vater hat alles Gerichte dem Sohne übergeben, Joh. 5, 22. weil er die Wahrheit selbst ist. Daß also die Menschen nur in so fern urtheilen und richten können, als ihnen dieser Sohn das Recht dazu giebt, indem er sie durch die Wahrheit erleuchtet. Und wenn man, ohne die

Wahrheit zu kennen, urtheilen und richten will; so heißt dieses die göttliche Ordnung umkehren, sich unrechtmäßiger Weise der Verrichtung Jesu Christi anmaaßen, und sie auf eine Art ausüben, die dem ewigen Gesetze gerade zuwider ist; weil Jesus Christus selbst nur der Richter der Menschen ist, weil er als Gott die Wahrheit, und als Mensch mit Gnade und Wahrheit erfüllet worden ist. Joh. 5, 27.

Es gehört also das verwegene richten und urtheilen unter die Handlungen, die wesentlich böse sind, und die keine Umstände entschuldigen können, weil es der ewigen Gerechtigkeit gerade zuwider ist. Diese Sünde kann indessen verschiedene Grade bekommen, und nach Beschaffenheit ihres Gegenstandes, nach den Ursachen, aus welchen sie entspringt, und nach den Wirkungen, die sie hervorbringt, bald größer, und bald kleiner seyn.

Die Beschaffenheit des Gegenstandes vermehrt oder vermindert sie, weil man, je wichtiger die Sachen sind, auch desto mehr verbunden ist, in Ansehung der Urtheile, die man darüber fällt, zurückhaltend und behutsam zu seyn. Man ist also weit strafbarer, wenn man auf eine verwegene Art daran urtheilt.

Die Ursachen, aus welchen sie entspringt, machen sie größer oder kleiner; weil die Unwissenheit, die nicht davon kann getrennet werden, nach den Ursachen, die sie hervorbringen, und welche gar sehr verschieden seyn können, mehr oder weniger böse ist.

Man

Man fällt bisweilen aus bloßer Uebereilung darein, vermöge welcher man das für gewiß hält, was doch nicht gewiß ist. Bisweilen geschieht es aus einer stolzen Anhänglichkeit an unsern Meynungen, welche Ursache ist, daß wir sie nicht so sorgfältig untersuchen, als es nöthig seyn würde, die Wahrheit von dem Irrthume zu unterscheiden. Aber die gewöhnlichste Quelle dieser mit den verwegenen Urtheilen allzeit verbundenen Unwissenheit, ist die besondere üble Gesinnung und Abneigung, welche man gegen diejenigen, von denen man so urtheilt, hegt.

Denn diese Gemüthsbeschaffenheit läßt uns an ihnen Flecken und Fehler wahrnehmen, die ein einfältiges Auge niemals an ihnen wahrnehmen würde.

Sie richtet unsern Verstand auf alle Dinge, die ihn bewegen können, ein nachtheiliges Urtheil davon zu fällen, und zieht ihn von allem ab, was uns würde antreiben können, günstig davon zu urtheilen. Sie macht, daß wir die geringsten Muthmaaßungen lebhaft einsehen, und vergrößert den geringsten Schein in unsern Augen gar sehr. Sie läßt uns ihre geheimen Absichten errathen, und bis in das Innerste ihrer Herzen hinein sehen. Wir halten sie für strafbar, weil wir uns gar sehr freuen würden, wenn sie es wären, und weil uns alles, was uns daran überzeugen kann, gefällt, und bey uns gar leicht Eingang findet. Wer zweifelt nun aber wohl daran, daß eine so verderbte Quelle nicht alles, was aus derselben

kömmt, vergiftet, und unsere Unwissenheit, und die daher entstehenden Urtheile, nicht noch weit schlimmer und Gott unangenehmer macht, als wenn sie einen andern Grund hätten?

Aber eine noch größere Ungleichheit unter den Urtheilen macht dieses, daß es welche giebt, deren Folgen schrecklich sind. Denn die Zwistigkeiten und der Haß, welche die menschliche Gesellschaft beunruhigen und die Liebe auslöschen, rühren gemeiniglich nur von einigen unbesonnenen Worten, die uns entfahren, her; und diese unbesonnenen Worte kommen von den verwegenen Urtheilen her, die man innerlich in seinem Verstande gefällt hat. Anfangs urtheilt man auf eine verwegene Art von dem Nächsten, welches schon ein sehr großes Uebel ist. Hernach redet man, vermöge einer dem Menschen natürlichen Ausschüttung des Herzens, auf eine verwegene Art von ihm. Und da immer einer dem andern diese Worte mittheilt; so verderben sie oftmals, vermöge einer unglücklichen Ausbreitung, sehr viele Gemüther, daß also ein einziges verwegenes Urtheil vielleicht die erste Ursache von der Verdammung vieler Personen seyn wird.

Man muß noch überdieses anmerken, daß wir es gemeiniglich nicht bey den bloßen Urtheilen bewenden lassen. Wir gehen von den Gedanken des Verstandes zu den Bewegungen des Herzens fort. Wir bekommen eine Abneigung und einen Haß gegen die-

jenigen, die wir leichtsinniger Weise verurtheilt haben, und flößen ebendiese Gesinnungen auch andern ein. So löschen wir bisweilen die Liebe, die das Leben unserer Seelen ist, in ihnen und in uns aus.

Noch mehr. Wir schaden auf diese Art nicht nur denen, die an unsern Meynungen Theil nehmen und sie billigen; sondern wir fügen auch oftmals denen, die sie nicht billigen, wenn sie sie etwas angehen, noch größern Schaden zu. Denn wenn ihnen diese Urtheile bekannt werden; so bringt sie unsere Ungerechtigkeit auf, und erregt in ihnen eine heftige Abneigung gegen die, so sie billigen.

Das II. Kapitel.

Verwegene Urtheile sind Quellen vorgefaßter Meynungen. Ueble Wirkungen dieser Vorurtheile. Ein jeder glaubt davon frey zu seyn.

Die verwegenen Urtheile sind die Quellen von dem, was man vorgefaßte Meynungen oder Vorurtheile nennt, oder es sind vielmehr die vorgefaßten Meynungen nichts anders, als verwegene Urtheile, die man von der Gesinnung, der Gemüthsbeschaffenheit, oder den Absichten anderer fällt, von welchen man sich gar sehr einnehmen läßt. Denn an statt,

daß

daß sich kein Maler würde unterfangen wollen, die Abbildung eines Gesichts nach der Beschreibung, die man ihm im Vorbeygehen davon machte, zu verfertigen; so machen wir uns oftmals in uns selbst eine Abbildung von den Leuten nach unüberlegten Reden, die man in unserer Gegenwart geführt hat, oder nach einer Handlung, die von kurzer Dauer gewesen ist. Und nachdem wir diese Eindrücke bekommen haben; so setzen wir hernach alle übrige Handlungen hinzu. Und diese Vorstellung dient uns zu einem Schlüssel, ihr ganzes übriges Verhalten zu erkläreu; und zu einer Regel, nach welcher wir uns in Ansehung ihrer richten. Gleichwie wir nun also von ihnen übel geurtheilt haben; so verhalten wir uns auch in Ansehung ihrer sehr übel, und begegnen ihnen auf eine Art, die ihnen unsere vorgefaßte Meynung zu erkennen giebt, und welche sie ihres Orts auch wieder von uns abwendig macht.

Diese vorgefaßten Meynungen verursachen allenthalben sehr große Unordnungen; sie fallen aber nirgends so sehr in die Augen, als in den Klöstern. Denn da die Personen, die sich dahin begeben haben, von den mehresten Gegenständen in der Welt abgesondert sind; so beschäftigen sie sich auch mehr, als andere, mit den wenigen Gegenständen, die um sie herum sind, und empfinden die nachtheiligen Urtheile, die diejenigen, welche zu ihrer Gesellschaft gehören, von ihnen fällen, weit mehr, weil sie weniger zerstreut und getheilt sind, und weil sich die Eigenliebe,

die sie besitzen, ganz wider den Gegenstand, der ihnen mißfällt, vereinigt. Dieses macht oftmals, daß die Reden, mit welchen sich wenige in der Welt lebende Menschen beschäftigen würden, die in der Einsamkeit lebenden Personen ganz einnehmen, und sie gar sehr betrüben. Eine Nonne, welche glaubt, daß ihre Superiorinn wider sie eingenommen ist, ist bisweilen mehr davon gerührt, als die Hofleute, wenn sie glauben, daß der König wider sie eingenommen ist.

Es ist diese eine von den größten Verdrießlichkeiten und Versuchungen aller Gesellschaften, wider welche sich diejenigen, die sich hinein begeben, durch unabläßiges Nachdenken und Gebeth am meisten stärken und waffnen sollten. Denn wenn sie so empfindlich sind, wenn sie glauben, daß man wider sie eingenommen ist; und wenn ihnen dieses den Kopf warm macht, und sie den Muth sinken lassen; so sind sie oftmals selbst in diesen Freystätten, und an diesen Zufluchtsörtern, in welche sie sich, um die Gefährlichkeiten der Welt zu vermeiden, begeben, in sehr großer Gefahr; weil sie diese Unbequemlichkeiten schwerlich vermeiden können, und weil es auch so gar bey tugendhaften Personen etwas gar sehr gewöhnliches ist, daß sie eingenommen werden, daß wir uns also keine Hoffnung machen sollten, daß sie niemals wider uns werden eingenommen werden, und es also weit besser ist, sich Rechnung darauf zu machen, und sich vorzubereiten, ihre vorgefaßten Meynungen zu leiden und zu ertragen.

Ob

Ob nun aber gleich diejenigen, die durch die Vorstellung, daß man wider sie eingenommen ist, gar zu sehr beunruhigt werden, weil sie Fehler an sich haben; so haben doch die, welche eingenommen sind, deren noch mehrere an sich, weil sie nicht nur mit ihrem eigenen, sondern auch mit anderer ihrem Fehler beladen sind, und dadurch, besonders in den Klöstern, zu großen Unordnungen Gelegenheit geben. Denn die Kaltsinnigkeit verwandelt sich in denselben oftmals in Abneigung, die Abneigung in Cabalen, und die Cabalen in Spaltungen, welche auf eine gänzliche Zerrüttung aller Dinge hinaus laufen.

Kann man sich wohl vor einer Sünde, die so schreckliche Verwüstungen anrichtet, gnugsam fürchten; und ist wohl jemand zu finden, der nicht eher, als in der Stunde des Todes zu befürchten Ursache habe, Gott werde ihm eine Reihe von Sünden zurechnen, welche nur die Wirkung der verwegenen Urtheile, die er gefällt hat, seyn werden? Indessen ist es gewiß, daß man sich vor wenig Fehlern weniger fürchtet, als vor diesen. Ein jeder handelt, als ob er unfehlbar wäre, und weder eingenommen, noch betrogen werden könnte. Und zu eben der Zeit, da man einsieht, wie gemein dieser Fehler ist, und man oftmals andere deswegen anklagt, bildet man sich fast allzeit ein, frey davon zu seyn. Dieses kömmt daher, weil er denen, die in Ansehung anderer darein fallen, fast allzeit eben so verborgen ist, als er ihnen deutlich in die Augen fällt, wenn man

ihn in Ansehung ihrer begeht. Denn die Eigenliebe bringt diese beyden Wirkungen auf gleiche Weise hervor, daß sie ihn, wenn wir ihn an uns haben, vor uns verbirgt, und ihn, wenn ihn andere an sich haben, uns bekannt macht. Gleichwie also die allgemeinen Reden, die man führt, der Begierde nicht sonderlich beschwerlich fallen, weil sie glaubt, sie giengen sie nichts an; also schaffen sie auch keinen sonderlichen Nutzen, weil wir sie immer vielmehr auf andere, als auf uns, anwenden.

Das III. Kapitel.

Wie man seine verwegenen Urtheile vor sich verhölt. Mittel wider dieses Uebel: Nicht zu sehen, was wir nicht sehen müssen.

Die Art und Weise, wie man die Verwegenheit seiner Urtheile vor sich verhölt, ist sehr fein und schwer zu vermeiden. Denn es kömmt daher, weil man einen Grundsatz nicht anwendet, der zwar, wenn man ihn überhaupt betrachtet, wahr ist; den man aber insbesondere auf eine unmerkliche Art nicht recht anwendet. Dieser Grundsatz ist folgender; es ist zwar verbothen, zu urtheilen und zu richten, es ist aber nicht verbothen, zu sehen; das heißt, zur Gewißheit zu gelangen. Indem wir also unsere Urtheile für Sehen und Gewißheit annehmen; so glau-

ben

ben wir, alles dasjenige gehe uns nichts an, was man wider die verwegenen Urtheile sagt. Wir urtheilen niemals, sondern sehen nur. Alle unsere Vorstellungen sind gewisse Wahrheiten; und dadurch ersticken wir alle Vorwürfe, die uns unser Gewissen würde machen können.

Wenn uns aber die Eigenliebe nicht verblendete; so würden wir es gar leicht dahin bringen können, daß wir ein gerechtes Mißtrauen gegen diese vermeynte Gewißheit hegten. Denn es würde zu dem Ende nicht nöthig seyn, uns anzuhalten, auf diejenigen Achtung zu geben, welche, wie wir glauben, im Stande sind, auf eine verwegene Art von uns zu urtheilen, und uns bey dieser Gelegenheit an uns alle dieselben Eigenschaften wahrnehmen zu lassen, in Ansehung deren wir uns zu rechtfertigen suchen. Sie halten eben so, wie wir, ihre verwegensten Urtheile für Einsichten einer gewissen Wahrheit. Wer wird uns also versichern, daß wir nicht ein gleiches thun, und daß wir allein von diesem gemeinen Betruge frey sind?

Die gerechte Furcht, die wir hegen sollen, so wohl uns, als andere, zu betriegen, verbindert uns also, die Lehren auf uns selbst anzuwenden, die wir denen geben würden, die sich zu verwegenen Urtheilen unter dem Vorwande verleiten lassen, daß es erlaubt ist, zu sehen, ob es gleich nicht erlaubt ist, zu urtheilen. Wir würden ohne Zweifel zu ihnen sagen, da es sehr viele Leute giebt, die sich betriegen,

indem sie sich einbilden, sie urtheilten nicht, und sie sähen nur, was wirklich wäre; so verlange die christliche Klugheit, man solle dieses Sehen vermeiden, wenn es nicht nöthig wäre, weil sie verbiethe, sich unbesonnener Weise in Gefahr zu begeben. Derjenige, welcher glaubt, er sähe, kann sich betriegen, indem er das für Sehen hält, was in der That nichts anders, als ein verwegenes Urtheil ist. Wer aber nicht sieht, und auch nicht sehen will, betriegt sich nicht, weil er nicht urtheilt. Wir müssen also diese Partey ergreifen, so oft wir nicht sehen müssen.

Man wird ohne Zweifel sagen, es hienge nicht von uns ab, ob wir sehen, oder nicht sehen wollten; es wäre dieses eine nothwendige Wirkung der Dinge, die uns rührten, und welche bisweilen einen so starken Eindruck in uns machten, daß wir ihm unmöglich widerstehen könnten. Es ist aber dieses nicht überhaupt, oder vielmehr sehr selten wahr; weil wenige dergestalt gerührt werden, daß sie urtheilen müssen. Man muß vielmehr die Sachen mehrentheils aufmerksam betrachten, und diese vorsetzliche aufmerksame Betrachtung der Fehler anderer soll die christliche Klugheit bey denen abschaffen, die nicht Amts halber verbunden sind, auf ihre Besserung bedacht zu seyn.

Wer sich sorgfältig hüten wird, dergleichen unnütze Betrachtungen über die Handlungen eines andern anzustellen, der wird es immer vermeiden können, von ihnen zu urtheilen. Denn es giebt allgemeine Ursachen, die uns antreiben, an den Sachen

zu zweifeln, die wir nicht sorgfältig untersucht haben. Und da es eine gar sehr vernünftige Antwort ist, zu denen, die uns um unsere Meynung davon fragen würden, zu sagen, wir hätten sie nicht gnugsam überdacht; so ist es auch eben so vernünftig, es zu uns selbst zu sagen, und unser Urtheil aus dieser allgemeinen Ursache zurückzuhalten, daß man nicht eher urtheilen solle, als bis man alles wohl erwogen hätte, das hätten wir aber nicht gethan.

Man kann also diejenigen schon eines großen Fehlers beschuldigen, die sich mit dem vermeynten Grundsatze vertheidigen, daß, ob es gleich nicht erlaubt wäre zu urtheilen, es doch erlaubt wäre zu sehen, indem man ihnen zeigt, daß sie sehr verwegen gehandelt, indem sie sich Mühe gegeben, dasjenige zu betrachten, was sie an andern zu sehen geglaubt, und daß sie die Liebe, die sie sich selbst schuldig sind, verband, ihre Augen davon wegzuwenden, damit sie ihr Urtheil zurückhalten konnten.

Es giebt aber auch eine andere gewissere und augenscheinlichere Pflicht, die einen großen Theil von den Uebeln, welche die verwegenen Urtheile verursachen, abschafft. Dieses besteht darinnen, daß, ob wir gleich von den Fehlern des Nächsten noch so gewiß überzeugt zu seyn scheinen, uns dennoch die christliche Klugheit verbiethet, sie andern bekannt zu machen, wenn wir nicht vermöge unsers Amts dazu verbunden sind, oder uns nicht ein augenscheinlicher Nutzen dazu verbindet. Auf diese Art würden wir, wenn wir verwegen davon geurtheilt hätten, nur von un-

unserer Verwegenheit Rechenschaft zu geben haben, ohne uns auch noch wegen der üblen Wirkungen, die sie bey andern hervorbringen kann, strafbar zu machen.

Ein solches Verhalten richtet nicht nur die Worte wohl ein, und beugt den Folgen der verwegenen Urtheile vor; sondern es ist auch noch gar sehr dienlich, den Verstand in der Ordnung zu halten, und seine verwegenen Urtheile in der Quelle selbst zu verbessern. Denn man erlaubt seinem Verstande nur, von anderer ihren Fehlern zu urtheilen, damit man davon reden könne; und wenn man nicht davon redete, so würde man unvermerkt aufhören, sich Mühe zu geben, davon zu urtheilen. Ausser dem, daß man, wenn man davon redet, Theil daran nimmt, verpflichtet man sich auch, das, was man davon gesagt hat, zu vertheidigen, und man bringt es dadurch dahin, daß alles dasjenige weniger Eindruck in uns macht, was uns würde eines andern belehren können.

Das IV. Kapitel.

Andere Mittel wider die verwegenen Urtheile. Sein böses Herz, seine Uebereilung und das Beharren auf seiner Meynung ändern und bessern.

Da es aber Gelegenheiten giebt, wo es nicht möglich ist, die Fehler, die gleichsam deutlich vor Augen liegen, nicht zu bemerken; da es bey andern

Gelegenheiten schwer ist, gar nicht davon zu reden; und da es so gar Personen giebt, die, vermöge ihres Amts und ihrer Pflicht, zu dem einen und dem andern verbunden sind; so muß man sich noch um andere Mittel wider die mannichfaltige Gefahr der verwegenen Urtheile bekümmern.

Die nützlichsten würden ohne Zweifel seyn, die Quellen, die sie hervorbringen, zu verstopfen, von welchen die vornehmsten, wie wir bereits angezeigt haben, das böse Herz, die Uebereilung, und das Beharren auf unserer Meynung ist.

Man hilft dem bösen Herzen ab, wenn man es mit Liebe erfüllt, und diese durch die Mittel, welche uns die Schrift bekannt macht, vom Himmel erlangt. Man hilft ihm ab, wenn man anderer ihre Tugenden und guten Eigenschaften oft bey sich überdenkt; wenn man seine Augen von ihren Fehlern abwendet, und sie fleißig auf sich selbst und sein eigenes Elend richtet.

Man hilft der Uebereilung ab, wenn man sich gewöhnt, in seinen Urtheilen nicht so geschwind zu seyn, und sich mehr Zeit zu nehmen, die Sachen zu betrachten; indem man denkt, daß das, was heute wahr ist, morgen auch noch eben so wahr seyn wird, und daß es also nicht schaden wird, wenn man sich mehr Zeit nimmt, es zu untersuchen; indem man die Hitze seines Verstandes, und die Geschwindigkeit seiner Zunge, selbst in gewissen und ausgemachten Sachen mäßigt und zurückhält, um sie zu gewöhnen, sich nicht in zweifelhafte und dunkle Dinge zu verwickeln.

Man hilft dem Beharren auf seiner Meynung durch unaufhörliche Betrachtungen, die man über die Schwachheit seines eigenen Verstandes anstellen soll, und durch die Erfahrung seiner und anderer ihre Fehltritte ab. Und eine der nützlichsten Sachen, die man, um Nutzen davon zu haben, thun könnte, würde diese seyn, wenn man die Fehler anmerkte, in die man, weil man seinen Eindrücken gar zu leicht gefolgt, gefallen wäre. Ich sage, man sollte sie anmerken, und sich ihrer, als einer Sache, die uns demüthigt, oft erinnern. Aber unsere Eigenliebe thut gerade das Gegentheil. Sie vertilgt aus unserem Verstande alle verwegene Urtheile, zu welchen uns unsere Vermessenheit verleitet, und erhält bey uns eine lebhafte Erinnerung derer, welche, ob sie gleich vielleicht an sich selbst verwegen waren, dennoch zufälliger Weise als wahr sind befunden worden. Wir freuen uns, wenn wir sagen können: Ich habe mich in Ansehung dieser Person nicht betrogen; ich habe sie allzeit für die, die sie war, gehalten; ich habe niemals eine gute Meynung von ihr hegen können. Und zu uns selbst sagen wir niemals: Bey dieser und jener Gelegenheit habe ich mich betrogen. Nach einem gewissen Scheine, der, wie ich nachhero eingesehen habe, falsch gewesen ist, habe ich diese und jene Person wegen gewisser Fehler im Verdachte gehabt. Bey dieser und jener Gelegenheit bin ich dem Eindrucke, den man in mich hat machen wollen, leichtsinniger Weise gefolgt, und ich habe hernach eingesehen, daß ich unrecht gethan, daß ich ihn so

so leicht angenommen hatte, ohne mich um andere Beweise zu bekümmern.

Das V. Kapitel.

Wie man die Verwegenheit unserer Urtheile gerade zu bestreiten muß.

Vermöge dieser und anderer solcher Mittel, die das Verlangen sich zu bessern diejenigen erfinden läßt, bey welchen es lebhaft und aufrichtig ist, kann man den Ursachen der verwegenen Urtheile abhelfen. Man muß sie aber auch noch eigentlicher bestreiten, indem man sie Vermöge des Lichts der Wahrheit zu entdecken sucht.

Man wird bey diesem Nachforschen finden, daß in dem, was uns zum Irrthume verleitet, gemeiniglich etwas klar und deutlich ist; daß aber unsere Verwegenheit darinnen besteht, daß unser Urtheil weiter geht, als unsere Einsicht, und daß wir es nicht merken, daß wir Sachen darein mischen, die wir nicht sehen, das ist, die nicht gewiß sind.

Man verdammt z. E. gewisse Handlungen, weil es klar ist, daß sie gemeiniglich böse sind; und man bedenkt nicht, daß sich gewisse äusserliche Umstände, die sie rechtfertigen, dabey befinden können. Wenn man also billig urtheilen will, so ist es nicht gnug, die Wahrheit gewissermaaßen einzusehen,

hen, sondern man muß sie auch nach ihrem ganzen Umfange einsehen. Wenn man also eine Handlung oder etwas anders verdammen will; so muß man sich selbst fragen, ob diese Handlung oder Sache nicht bey einer andern Gelegenheit, und auf eine andere Art gut seyn kann; und hernach untersuchen, nicht ob die Umstände, die sie würden gut machen könnnn, sich wirklich dabey befinden, sondern ob man recht versichert ist, daß sie sich nicht dabey befinden. Denn man muß niemals vergessen, daß es, um nicht zu urtheilen, gnug ist, um von dem Fehler nicht versichert zu seyn; daß aber, um zu urtheilen, an der Gewißheit, die wir davon haben, nichts fehlen muß.

Wenn man dergleichen Fragen oft an sich thäte; so würden viel verwegene Urtheile unterbleiben, die uns nur deswegen nicht bekannt sind, weil wir nicht Acht darauf haben wollen.

Weil man ferner seine Urtheile oftmals auf allgemeine Sätze gründet, die nur unter gewissen Einschränkungen wahr sind; so erräth man auch oftmals auf eine verwegene Art die geheimen Absichten, indem man voraussetzt, es sey eine gewisse äusserliche Handlung, die uns anstößig ist, aus einer gewissen Absicht geschehen; und man bedenkt nicht, daß dieselbe äusserliche Handlung von sehr vielen verschiedenen Absichten kann hervorgebracht werden, und daß wir so gar nicht einmal im Stande sind, die unendliche Verschiedenheit der Triebfedern und Absichten, die sie haben hervorbringen können, einzusehen.

Darum sind keine Urtheile augenscheinlicher verwegen, als diejenigen, vermöge welcher wir die Bewegungsgründe und die Absichten anderer einsehen wollen, besonders wenn wir ihnen welche zuschreiben, die sie leugnen. Und man kann so gar sagen, daß dergleichen Urtheile Gott gewissermaaßeu noch nachtheiliger sind, als die andern; weil er sich die Kenntniß des Geheimnisses der Herzen besonders vorbehalten, und sie, wie die Kirchenväter sagen, weder den bösen, noch den guten Engeln verliehen hat.

Es trägt sich auch noch oft zu, daß, ob man sich gleich nicht schlechterdings betriegt, wenn man gewisse Sachen verdammt, weil sie wirklich böse sind, man dennoch in seinem Urtheile gar zu weit geht, indem man bestimmt, in welchem Grade und wie sehr sie böse sind; und das ist eine augenscheinliche Verwegenheit. Denn Gott weiß nur allein das Maaß unserer Fehler, weil es unzählige Dinge giebt, die den Menschen unbekannt sind, und welche sie entweder vermindern, oder vermehren. Oftmals ist das, was wir für eine große Sünde halten, keine so große, als man denkt, weil der Mangel der Einsicht, die Unachtsamkeit, die gute Absicht, und die Finsterniße einer heftigen Versuchung, sie in den Augen Gottes weit geringer machen werden. Hingegeu sind oftmals Fehler, die man für sehr geringe hält, nach Gottes Urtheile, wegen der bösen Quelle, aus welcher sie entspringen, sehr groß und beträchtlich.

Es

Es ist auch dieses eine Art von verwegenem Urtheile, wenn man gewisse Fehler, die der Nächste an sich hat, als beständige und fortdaurende ansieht, da man doch nicht versichert ist, ob sie in Ansehung Gottes fortdauren, und ob sie nicht entweder durch die Buße sind vernichtet, oder mit vieler Liebe zugedeckt worden. Denn auch dieses heißt die Gränzen der menschlichen Einsicht überschreiten, und von dem, was man nicht sieht, urtheilen. Wenn man von solchen Personen reden muß; so kann man von ihnen weiter nichts sagen, als daß sie diesen oder jenen Fehler begangen haben, man weiß aber nicht, ob sie ihn nicht durch die Buße, durch die Liebe, und durch die übrigen Mittel, die uns Gott, sie zu vertilgen, gegeben, wider gut machen. Es sind also die Urtheile, die wir fällen, daß entweder diese Person sehr strafbar, oder daß sie Gott nicht so angenehm, als eine andere, ist, verwegeu und ungerecht.

Denn man muß merkeu, daß man es gemeiniglich nicht dabey bewenden läßt, von besondern Handlungen zu urtheilen, sondern daß man überhaupt von den Personen selbst urtheilt. Man hält die einen für unvollkommen und verachtungswürdig, und die andern für solche, welche werth sind, daß man sie hochschätzt. Man sagt von den einen, sie wären zu nichts nutze, und erhebt die andern als sehr große und wichtige Leute. Nun ist aber oftmals nichts verwegener, als dergleichen Urtheile. Denn es giebt Leute, die das gute, so sie an sich haben, nicht sonderlich sehen und merken lassen, und wie-

derum andere, an welchen man mehr gutes wahrnimmt, als sie wirklich an sich haben. Einige haben Fehler an sich, die andern mehr in die Augen fallen und beschwerlicher sind, die aber doch viel Einsicht und Billigkeit besitzen, und ihre Hauptpflichten genau beobachten, welches sie bey wichtigen Gelegenheiten unterstützt. Andern hingegen, die wenig äusserliche Fehler begehen, fehlt es gewissermaaßen an Vernunft und Einsicht, oder sie haben ein gewißes heimliches Interesse, das ihnen selbst nicht bekannt ist, welches aber bey wichtigen Gelegenheiten große Unordnungen anrichtet. Nur Gott kann diese verschiedenen Neigungen und Gemüthsbeschaffenheiten einsehen und von einander unterscheiden. Je mehr aber die Menschen verbunden sind, ihre Unwissenheit und ihre Finsternisse in diesem Stücke einzusehen, desto zurückhaltender sollten sie bey der Vergleichung, die sie zwischen Personen anstellen, und bey den Urtheilen, die sie über ihre besondern Handlungen fällen, seyn.

Das VI. Kapitel.

Wie schwer es ist, die verwegenen Urtheile zu vermeiden, wenn man sie auf Erzählungen und Nachrichten baut.

Wenn die Verwegenheit im urtheilen schwer zu vermeiden ist, wenn man selbst Zeuge von den Sachen, von welchen man urtheilt, ist, und

sich

sich auf seine eigene Einsicht verläßt; so ist es noch weit schwerer, wenn man sich auf die Erzählung und Einsicht anderer verläßt. Denn ausser dem, daß man alsdenn weit weniger Gewißheit davon hat, so läßt man sich auch noch verleiten, mit mehrerer Freyheit zu urtheilen, gleich als ob die Sünde nur denjenigen angienge, der das erste Urtheil fällt, nnd es andern mittheilt. Indessen verhält sich die Sache nicht so. Die Erzählungen, die man uns von dem Nächsten macht, vertreten nur die Stelle der Zeichen, nach welchen wir urtheilen sollen. Einige von denselben sind gewiß, und andere ungewiß. Und da man bey denen kann stehen bleiben, die man für gewiß zu halten berechtigt ist; so heißt es auch verwegen urtheilen, wenn man nach denen urtheilt, die nicht gewiß sind.

Nun giebt es aber nicht nur ungewisse Erzählungen und Nachrichten; sondern sie sind es fast alle. Wenn man die Sachen untersucht; so findet man entweder mehr oder weniger. Die Leidenschaft und die nicht gar zu richtige Beurtheilung verändern fast allzeit die Wahrheit in den Redeu, welche die Menschen von einander führen. Diejenigen, welche die aufrichtigsten zu seyn scheinen, und die man der Lügen und des Betrugs wegen nicht im Verdachte haben kann, betriegen uns dennoch, weil sie sich oftmals zuerst betriegen. Es giebt einige, die ihre Anmerkungen und Urtheile, als Thatsachen, in alles mengen; und welche, weil sie das, was an den Sachen, die sie erzählen, wahr und wirklich ist, von

den Urtheilen, welche sie von ebendiesen Sachen fällen, nicht unterscheiden, aus diesem allen nur eine Geschichte machen. Man kann sich also auf das, was die Menschen erzählen, fast nicht gewiß verlassen. Und da man verwegen handelt, wenn man nach ungewissen Zeichen urtheilt, und die mehresten Erzählungen und Nachrichten von der Art sind; so folgt daraus, daß die mehresten Urtheile, welche auf diesen Nachrichten und Erzählungen beruhen, verwegen sind.

Das VII. Kapitel.

Beantwortung einer Schwierigkeit, welche die Menschen zu verbinden scheint, niemals nach Erzählungen und Nachrichten zu urtheilen.

Es scheint, als ob man hieraus schliessen solle, man müsse also den Menschen in keiner Sache glauben, sondern alles selbst untersuchen, wenn man sich des Urtheilens nicht enthalten könne Indessen sieht man deutlich, daß es der Umgang im Leben, und die unter allen Menschen eingeführte Gesellschaft nicht erlauben. Man muß sich in unzähligen Dingen, und so gar in den wichtigsten, nothwendig auf die Erzählung der Menschen dergestalt verlassen, daß man oftmals nach derselben von ihrem Leben und ihrem Tode urtheilt. Man verurtheilt einen Men-

schen auf die Aussage zweener Zeugen zum Tode. Man trägt den einen in der Kirche und in dtm Staate Dienste auf, und schließt die andern auf die Zeugnisse, die man man so wohl diesen, als jenen ertheilt, davon aus. Uud diese Zeugnisse sind weiter nichts, als Nachrichten, von welchen manche, wie man nicht leugnen kann, sehr ungewiß sind. Wie kann man also die unumgängliche Pflicht, nur nach gewissen Zeichen zu urtheilen, mit der Nothwendigkeit vereinigen, in der man sich befindet, sich oftmals auf die Berichte, welche die Menschen von einander erstatten, zu verlassen?

Diese Schwierigkeit fällt weg, wenn man die zum Handeln hinlängliche Einsicht von derjenigen unterscheidet, welche nöthig ist, um von der Wahrheit der Sachen überhaupt zu urtheilen. Um sich bey seinem Verfahren auf einen Bericht zu verlassen, ist es gnug, kein Mittel zu haben, sich von der Wahrheit noch mehr zu unterrichten, und dennoch etwas thun müssen. Ich soll ein Amt besetzen. Man stellt mir einen Menschen vor, dem rechtschaffne Leute gute Zeugnisse geben. Ich weis, daß diese Zeugnisse ungewiß sind, und ich halte sie selbst dafür. Weil ich aber kein Mittel weis, zu einer grössern Gewißheit zu gelangen; so soll diese hinlänglich seyn, mich anzutreiben, etwas zu thun, wenn ich es thun muß. Und das Urtheil, auf welchem dergleichen Handlungen beruhen, ist nicht ungewiß, weil es weiter nichts in sich faßt, als daß man sich alle nur mögliche Mühe gegeben hat, sich von dem Werthe und der Geschicklichkeit derer, die man erwählt, zu überzeugen.

So fällt ein Richter, der einen Verklagten verurtheilt, kein verwegenes Urtheil, wenn er auch gleich einen Unschuldigen verurtheilte; weil er nicht überhaupt urtheilt und sagt, daß er strafbar ist, sondern nur, daß er überzeugt ist, er sey es nach den Rechtsregeln.

So fällt eine Aebtissinn, die eine Nonne aus einem Kloster auf das Zeugniß derjenigen, die auf ihr Betragen hat Achtung geben sollen, fortschickt, kein verwegenes Urtheil; weil sie nicht überhaupt urtheilt und sagt, daß diese Nonne fortgeschickt zu werden verdiene, sondern nur, da diejenige, auf welche sie sich in diesem Stücke verlassen soll, so davon geurtheilt hat, so wolle Gott nicht haben, daß sie in diesem Kloster bleiben solle.

Eben so kann man sagen, es sey der Klugheit nicht gemäß, sich dieser und jener Personen zu bedienen, von welchen man nachtheilige Dinge hat erzählen hören, ohne deswegen zu sagen, die Erzählung sey wahr. Es ist gnug, daß wir es nicht wissen, daß sie falsch ist, um diese Vorsichtigkeit mit Recht brauchen zu können.

Denn man muß einen sehr grossen Unterschied unter den unbedingten Urtheilen, vermöge welcher man jemanden verdammt, und der vernünftigen Vorsicht machen, die man in Ansehung seiner brauchen kann, ohne von ihm zu urtheilen. Zu der unbedingten Verurtheilung wird eine völlige Gewißheit erfordert; aber die scheinbaren Zeichen und Beweise sind hinlängliche Bewegungsgründe, mit Recht vorsichtig zu seyn.

Man hat mir z. E. gesagt, es sey jemand ein Betrüger, und diejenigen, die mir es gesagt haben, sind glaubwürdige Leute. Ich habe deswegen kein Recht, ihn zu verurtheilen, noch mit ihm als mit einem Betrüger und Treulosen umzugehen. Es ist mir aber nicht verbothen, Bedenken zu tragen, mich mit ihm einzulassen, und genauer auf ihn Achtung zu geben, als ich es thun würde, wenn ich mit einem andern zu thun hätte.

Es ist zwar unbillig, nach einem Zeichen, das nicht gewiß ist, gerade hin zu sagen, daß ein Mensch strafbar ist; es ist aber auch unmöglich, ihn ganz gewiß unschuldig zu erklären, wenn Muthmaaßungen wider ihn vorhanden sind, die stark gnug sind, und durch nichts widerlegt werden. Nun vertreten aber die Nachrichten derer, die man für aufrichtig hält, die Stelle der Muthmaaßungen. Sie erregen also nothwendig einen Zweifel; und wenn man zweifelt, so ist es nicht verbothen, diesem Zustande gemäß zu handeln, ob es gleich nicht erlaubt ist, in diesem Zustande gerade hin zu urtheilen.

Diese Partey muß man bey den Gelegenheiten ergreifen, wo man genöthigt ist, etwas zu thun, ob man gleich von der Sache nicht recht gewiß ist. Aber ausser dieser Nothwendigkeit muß man sich auf die Nachrichten, die man erhält, gemeiniglich nicht sehr verlassen; weil wenige davon vollkommen wahr sind, welches uns die Erfahrung so gleich bestätigen würde, wenn wir recht darauf Acht haben wollten. Man soll so gar wünschen, niemals genöthigt zu seyn, nach der-

dergleichen Gründen zu handeln. Man soll solchen Nachrichten so wenig Glauben, als nur möglich, beymessen, und immer bereit seyn, einen entgegengesetzten Eindruck mit Freuden anzunehmen, wenn es sich von ungefähr zuträgt, daß wir etwas hören, das sie widerlegt.

Ob nun aber gleich das Mißtrauen, welches man gegen das, was man uns von den Handlungen des Nächsten erzählt, hegen kann, nicht schlechterdings verbothen ist, wie ich bereits gesagt habe, und es so gar unvermeidlich ist, und wider unsern Willen entsteht; so ist es doch nicht allemal erlaubt, es andern mitzutheilen, weil es wenig Leute giebt, die es dabey bewenden lassen, und das Mißtrauen nicht bis zur Verurtheilung treiben; und weil es noch wenigere giebt, welche umhin können, ihres Ortes auch andern wieder Nachricht davon zu geben. Ausser dem ist es auch nichts leichtes, diese nachtheiligen Eindrücke wieder gut zu machen, wie man dazu verbunden ist, wenn man von der Unschuld derer, die man auf solche Art in ein böses Geschrey gebracht hat, unterrichtet worden; und diejenigen, in welchen ein solcher Verdacht ist erregt worden, behalten den Hang zu demselben immer bey, und sind geneigt, Handlungen, die an sich selbst gleichgültig sind, übel auszulegen, und sie auf die vorgefaßte Meynung, die man ihnen beygebracht hat, zu beziehen. Man muß also wichtige Ursachen haben, wenn man berechtigt seyn will, andern die Nachrichten und Erzählungen mitzutheilen, die nicht ganz gewiß sind, und welche Anlaß geben,

ben, einen Verdacht zu hegen. Es muß demjenigen, dem man ihn bekannt macht, viel daran gelegen seyn, davon benachrichtigt zu werden. Man muß von seiner Verschwiegenheit versichert seyn, und sich auch noch überdieses Mühe geben, auf eine solche Art und mit so vieler Mäßigung zu reden, daß man ihn nicht bewegt, ein beständiges und unveränderliches Urtheil zu fällen.

Das ist etwas von dem, was man von solchen verwegenen Urtheilen sagen kann, über die sich gottesfürchtige Personen ein Gewissen machen, wenn sie merken, daß sie welche gefällt haben. Es giebt aber auch noch andere, an die man fast gar nicht denkt, die aber dem ungeachtet eben so gefährlich sind, und diejenigen, welchen man sie mittheilt, nicht weniger verderben.

Das VIII. Kapitel.

Es ist nicht erlaubt, von den Verstorbenen und uns selbst verwegen zu urtheilen. Eben so wenig ist es erlaubt, auf eine verwegene Art günstig zu urtheilen. Ueble Folgen solcher verwegenen günstigen Urtheile.

Zum ersten, man bildet sich ein, die verwegenen Urtheile müßten nur in Ansehung der Lebendigen vermieden werden; nachdem aber die Leute gestorben, wären sie den Urtheilen der Menschen gleich-

sam ausgesetzt, weil ihnen diese Urtheile nicht mehr schaden könnten. Es ist aber diese Meynung sehr falsch, gleichwie die Ursachen, mit welchen man sie zu beschönigen sucht. Das verwegene Urtheil ist an und für sich böse, weil es wider die Wahrheit Gottes ist; und diese Ursache findet eben so wohl in Ansehung der Todten, als der Lebendigen statt. Es ist überdieses nicht wahr, daß wir von ihnen ganz abgesondert sind. Wenn der Umgang, den wir hier auf der Welt mit einander haben, in Ansehung ihrer aufgehört hat; so bleibt doch die Verbindung, in welcher wir mit ihnen stehen. Sie sind allzeit unsere Brüder, und Glieder desselben Leibes, wenn sie, wie wir vermuthen sollen, bey Gott sind. Und es fehlt so viel, daß wir deswegen, weil sie gestorben sind, sie zu verurtheilen mehr Recht hätten, daß wir vielmehr weit weniger Recht dazu haben, weil die Zeit des andern Lebens eigentlich diejenige ist, in welcher Gott sein Urtheil ausübt, und wo das Urtheil der Menschen nicht statt hat.

2. Es ist uns nicht nur verbothen, von andern zu urtheilen, sie mögen todt oder lebendig seyn, weil sie ihren Richter haben, welcher Gott ist; sondern es ist uns auch so gar verbothen, in den Sachen, in welchen wir uns nicht kennen, von uns selbst zu urtheilen. Es gehen sehr viel solche Dinge in unserem Herzen vor, die wir dem Urtheile Gottes überlassen müssen, weil wir uns nur vergebliche Mühe geben würden, wenn wir sie wollten kennen lernen, und weil es uns niemals erlaubt ist, bey unsern Urtheilen

die Gränzen unserer Einsicht zu überschreiten. Es ist nur allein dieser Unterschied unter der Gesinnung, die wir in diesem Stücke in Ansehung unser hegen sollen, und derjenigen, die wir in Ansehung anderer hegen sollen, daß wir wünschen sollen, uns in Ansehung aller unserer Fehler zu kennen; und daß wir hingegen sehr vergnügt seyn sollen, wenn wir von andern nicht urtheilen dürfen, und wenn uns alles dasjenige unbekannt ist, was uns nöthigen würde, sie zu verurtheilen. Die nicht vorsetzlichen Finsternisse, in welchen wir stecken, sollen uns abhalten von uns selbst zu urtheilen; dagegen muß es die klare Wahrheit seyn, die uns nöthiget, von andern zu urtheilen. Es sey nur aber in Ansehung anderer, oder unser selbst, so sind wir doch vermöge desselben Gesetzes verbunden, von dem, was wir nicht gewiß wissen, nicht zu urtheilen, und gegen die Wahrheit Gottes die Ehrerbietung zu hegen, daß wir ihr die Beurtheilung dunkler Dinge überlassen.

3. Man glaubt gemeiniglich, die unbesonnenen Urtheile wären nur zu tadeln, wenn man zum Schaden urtheilt und den Nächsten verdammt; und man trägt kein Bedenken, auf eine günstige Art unbesonnen zu urtheilen, weil alsdenn nichts böses damit verbunden ist. Wenn aber dieses ein geringerer Fehler ist; so ist es doch allemal einer, weil es allzeit eine Handlung ist, die der Wahrheit und Vernunft zuwider ist.

Es giebt eine Mittelstrasse unter dem urtheilen zum Schaden und dem urtheilen zum Nutzen, wel-

che darinnen besteht, daß man gar nicht urtheilt; gleichwie unter dem Tadeln und Loben, wenn man weder das eine, noch das andere thut. Es gehört Einsicht dazu, wenn man zum Schaden urtheilen will; gleichwie auch welche dazu gehört, wenn man zum Nutzen urtheilen und loben will. Es sollen also diejenigen, die keine Einsicht haben, ihr Urtheil zurückbehalten.

Denn ausser der Ehrerbiethung, die wir dem ewigen Gesetze schuldig sind, welches uns verbindet, unsere Worte nach unserer Einsicht einzurichten, und niemals weiter zu gehen, sind wir auch noch wegen des Nutzens unsers Nächsten zu dieser Behutsamkeit verbunden; weil man ihm oftmals durch unbesonnene Lobeserhebungen nicht weniger schadet, als durch übel gegründete Verurtheilungen; weil diese unbedachtsamen Lobeserhebungen Anlaß geben, diejenigen nachzuahmen, aus welchen man so viel macht, und weil man glaubt, man könne nicht fehlen, wenn man ihrem Beyspiele oder ihren Grundsätzen folge; und es heißt eigentlich ihre Fehler billigen, und sie ansteckend machen.

Man muß also nicht glauben, daß es ein geringer Fehler ist, wenn man einen Geistlichen lobt, der sich nicht immer bey seiner Kirche aufhält, der Güter zusammenscharrt, oder in weltlichen Ergötzlichkeiten lebt; besonders wenn man ihn überhaupt lobt, und wenn dieses Lob nicht auf einige Handlungen, oder einige besondere Eigenschaften, die es verdienen, eingeschränckt ist.

Es

Es ist auch ein sehr großer Fehler, wenn man die Gottesfurcht eines Frauenzimmers lobt, die in ihrer Kleidung die Regeln einer genauen Sittsamkeit nicht beobachtet, die ihre Zeit mit spielen und andern Ergötzlichkeiten zubringt, und sich um ihr Hauswesen wenig bekümmert. Es heißt zu gleicher Zeit so wohl diejenigen betriegen, die man auf eine solche Art lobt, weil man sie dadurch auf die Gedanken bringt, es wäre an ihrer Aufführung nichts auszusetzen, und weil diese Lobeserhebungen etwas beytragen, ihnen einen eiteln Ruhm zu verschaffen, an welchem sie sich vergnügen; als auch diejenigen, in deren Gegenwart man sie lobt, weil man sie auf die Gedanken bringt, der Zustand solcher Frauenzimmer sey gut, und sie hätten nicht nöthig, sich wegen der Fehler zu bessern, die sie mit ihnen gemein hätten, weil sie nicht hinderten, daß sie nicht öffentlich gelobt und hochgeschätzt würden.

Man muß denken, man glaube schwerlich, daß Gott dasjenige tadle, was die Menschen loben; oder wenn man es glaube, so werde man doch wenig davon gerührt. Wenn man also den Schaden vermeiden will, den man bey andern anrichten kann, wenn man dasjenige lobt, was Gott tadelt; so muß man nur dasjenige loben, was er billigt und gut heißt.

Das IX. Kapitel.

Die verwegenen Urtheile sind in Ansehung der Lebensregeln noch unbekannter und gefährlicher, als die andern.

Aber die verwegenen und dem gemeinen Volke unter allen am unbekanntesten Urtheile, sind diejenigen, welche die Lebens- und Sittenregeln betreffen. Denn es ist fast niemand zu finden, der Bedenken trüge, im Umgange und bey der Unterredung mit andern viel solche Urtheile vorzubringen; das heißt, Meynungen und Aussprüche von den Handlungen der Menschen, und von dem, was gut und böse ist, von welchen sie nicht versichert sind, die sie niemals untersucht haben, und welche oftmals sehr gefährlich und falsch sind.

Wenn man recht einsehen will, wie groß dieser Fehler ist, und welche Folgen er nach sich zieht; so muß man wissen, daß daß göttliche Gesetz, nach welchem wir unsere Handlungen einrichten sollen, nichts anders ist, als die ewige Gerechtigkeit und Wahrheit, die alle Pflichten den Menschen vorschreibt, und welche macht, daß die Sachen gut oder böse sind, nach dem sie dieselben entweder billigt oder mißbilligt; und daß diese Gerechtigkeit und Wahrheit nichts anders, als Gott selbst, sind; so daß die Wahrahit und Gerechtigkeit bestreiten, wider Gott

selbst streiten, und sich seinem Willen widersetzen heißt. Es besteht aber dieses ewige Gesetz und diese ewige Gerechtigkeit, nach der wir uns richten sollen, nicht nur in den allgemeinen Vorschriften der zehn Gebote, und verdammt nicht nur gewisse grobe Sünden, die allen Christen bekannt sind, als stehlen, todtschlagen, falsches Zeugniß geben; sondern sie begreift auch noch alle Folgen in sich, die aus diesen allgemeinen Geboten, und besonders aus dem Gebote von der Liebe Gottes und des Nächsten fliessen; und so verbiethet sie überhaupt alle und jede Sünden, es mögen seyn, welche es wollen, weil nichts darinnen zu finden ist, das ihr nicht zuwider wäre; und weil sie insgesamt eben deswegen Sünden sind, weil sie ihr zuwider sind.

Es giebt wenig Christen, denen, wie ich bereits gesagt habe, die zehn Gebote, in Ansehung gewisser so gleich in die Augen fallender Pflichten, bekannt wären; es ist aber auch keiner zu finden, der sie in Ansehung aller nahen oder entfernten Folgen, die daraus fliessen, vollkommen einsähe. Und in der mehr oder weniger tiefen Einsicht dieser Folgen besteht vornehmlich die Verschiedenheit der Grade des Lichts oder der Einsicht, die bey den Christen angetroffen wird.

Nun muß man aber wissen, daß, wenn sie einige von diesen Folgen nicht wissen, und diese Unwissenheit Schuld daran ist, daß sie in Ansehung derselben etwas versehen, sie deswegen weder zu entschuldigen, noch frey von Fehlern sind, weil diese

Unwissenheit nur von ihrer Begierde, die sie vor ihnen verhölt, und davon herkömmt, weil sie sich keine Mühe gegeben haben, Gott um das Licht zu bitten, das sie, ihre Pflicht einzusehen, nöthig hatten; und endlich daher, weil sie nicht gnugsam wünschen, von dieser Unwissenheit befreyt zu werden, weil sie ihre Finsternisse lieben, und sich oftmals recht freuen, daß sie die Gesetze nicht wissen, welche zu beobachten sie keine Lust haben.

Wenn wir ein reines Herz hätten; so würde das Gesetz Gottes für uns ganz helle seyn. Diese Reinigkeit würde das Licht allenthalben verbreiten, und wir würden in allen Stücken sehen und wissen, was Gott von uns verlangt. Wenn wir es also nicht sehen; so hindert uns die Unreinigkeit unsers Herzens daran, und sie verursacht diese Finsternisse bey uns.

Es ist also gewiß, daß diese Unwissenheit die Sünden, die man wider das göttliche Gesetz begeht, auch so gar in diesen verborgensten Folgen nicht entschuldigt; ob sie gleich größer oder kleiner sind, nach dem diese Folgen näher oder entfernter, deutlicher oder dunkler sind, nach dem es leichter oder schwerer ist, uns davon zu unterrichten, und endlich nach dem diese Unwissenheit mehr oder weniger vorsetzlich ist.

Wenn man aber wegen der geringsten Handlungen, die dem göttlichen Gesetze zuwider sind, strafbar ist; so ist man es noch weit mehr, wenn man es gerade zu angreift und bestreitet, indem man Grundsätze, die ihm zuwider sind, behauptet. Denn

da

da dieses Gesetz Gott und die Wahrheit selbst ist; so heißt es wider Gott und die Wahrheit streiten, wenn man wider dasselbe streitet. Und es fehlt so viel, daß dieses bisweilen unschuldig seyn kann, daß es unmöglich ist, daß es Gott billigt, weil dieses nichts anders heissen würde, als sich selbst verleugnen.

Wenn man indessen die Reden der Menschen untersucht; so wird man finden, daß sie voll solcher Grundsätze sind, die dem göttlichen Gesetze zuwider laufen. Die fleischlichen Christen bestreiten es in seinen deutlichen und nahen Folgen. Selbst einige von denen, die für klug und verständig wollen gehalten werden, bestreiten es oftmals in den entfernten und dunkeln Folgen. Mit einem Worte, es ist fast niemand zu finden, der dieses göttliche Gesetz nicht nach seiner eigenen Einsicht abmißt, und welcher nicht alles verdammt, was ihm daran mißfällt, oder was er nicht versteht.

Wie viel trifft man z. E. nicht Leute an, die sich zur katholischen Religion bekennen, welche es aber nicht dabey bewenden lassen, daß sie die Fehler der Ordenspersonen tadeln, sondern das Klosterleben überhaupt als ein Leben müßiger und unnützer Leute verdammen? Wozu, sagen sie, nutzen Leute, welche die Zeit mit singen zubringen, ohne etwas für andere zu thun? Und dadurch verwerfen sie eine Lebensart, die der Geist Gottes eingegeben hat, die Kirche billigt, und welche mit dem Zustande des Menschen in dieser Welt sehr gut übereinkömmt. Sie widersprechen also der Wahrheit Gottes gerade

zu, und fällen folglich ein Urtheil, das sehr falsch und unbesonnen ist.

Andere verdammen die große Strenge überhaupt, und halten diejenigen, die sie ausüben, für Thoren; und dadurch verdammen sie die Grundsätze der Religion, die den Menschen zu einer beständigen Buße verbinden, und ihn antreiben, seine Fehler wider gut zu machen, indem er sie in dieser Welt hart bestraft.

Wie viele mischen so gar in ihre Reden Grundsätze des Eigennutzes, die den Regeln, welche das göttliche Gesetz vorschreibt, zuwider sind, um zu allen Aemtern, und vornehmlich zu den geistlichen zu gelangen?

Es fallen zwar diejenigen, die sich eines gottseligen Lebens befleißigen, nicht in so grobe Fehler; sie merken aber oftmals nicht, daß sie andere begehen, die sehr beträchtlich sind.

Sie lassen Gott nach ihrer Phantasie handeln, gleich als ob sie mit seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit nach ihrem Gutbefinden umgehen könnten. Gott, sagen sie, wird solche Sünden vergeben; dergleichen Fehler wird er nicht zurechnen; diese oder jene Sünden wieder gut zu machen, ist es gnug, dieses oder jenes zu thun. Sie schränken die Tugend auf das, was ihnen davon bekannt ist, ein; gleich als ob sich das göttliche Gesetz nicht weiter erstrecken könnte, als ihre geringe Einsicht, Sie reden von der Art und Weise die Seelen zu führen, gleich als ob sie alle Regeln derselben wüßten. Die

einen billigen und die andern verwerfen sie. Sie sagen, gewisse Beichtväter wären gar zu streng, und loben anderer ihre Gelindigkeit und Nachsicht. Sie beruhigen die Leute, ohne zu wissen, ob sie Ursache haben ruhig zu seyn. Sie geben Versicherungen, die Gott nicht giebt. Sie entscheiden unzählige Fälle des gewöhnlichen Verhaltens, ohne jemanden zu fragen, und ohne sie zu untersuchen, indem sie bey dem ersten Scheine, von welchem sie gerührt werden, stehen bleiben. Wer sieht nicht, daß alles dieses verwegen, und folglich böse ist?

Diejenigen, welche es so machen, entschuldigen sich gemeiniglich damit, daß sie sagen, sie wären nicht gesetzt andere zu lehren; sie sagten, was sie dächten; und wenn man so genau reden sollte, so schwiege man lieber gar stille; übrigens richte sich niemand nach ihren Meynungen, und sie hätten also nichts zu verantworten.

Aber diese Entschuldigungen sind eitel und nichtig. Denn es fehlt so viel, daß es mehr erlaubt wäre, falsche Meynungen und Grundsätze vorzubringen, weil man nicht gesetzt ist, andere zu lehren; daß vielmehr, da diejenigen, die sich in diesem Zustande befinden, weniger verbunden sind zu reden, sie also auch weniger Entschuldigung haben, wenn sie unbesonnen reden. Diejenigen, die vermöge ihres Amts verbunden sind, von vielen Dingen zu urtheilen, können sich mit der Nothwendigkeit ihrer Pflicht entschuldigen, wenn ihnen bisweilen unüberlegte Aussprüche entfahren. Aber die, von welchen

es ihr Amt nicht fordert, sollen sich desto mehr befleißigen, nach der Wahrheit von einer jeden Sache zu reden, je mehr es ihr Amt verlangt, über sich selbst zu wachen, und auf ihre Gedanken und Worte beständig Acht zu haben.

Es ist auch nicht wahr, daß sich diese genaue Aufmerksamkeit so weit erstreckte, daß, wenn man sie beobachtete, man gar nicht mehr reden könnte. Sie besteht nur darinnen, nichts für wahr auszugeben wovon man nicht versichert ist, und von dem, was man nicht weiß, und nicht untersucht hat, stille zu schweigen; oder seine Meynungen wenigstens nur als Zweifel vorzutragen, und vielmehr in der Absicht, sich zu belehren, als andere davon zu unterrichten. Nun ist aber mit einem solchen Verhalten nichts verbunden, das sehr beschwerlich wäre, und es wird so gar immer leichter, je treulicher man es beobachtet. Denn indem man die Sätze, die man vorträgt, oft untersucht, so wird man in Ansehung derer, die gewiß sind, immer gewisser. Man verwirft diejenigen, die es nicht sind, und lernt die einen und die andern nach dem Grade der Gewißheit vortragen, den sie haben und welchen man davon haben soll.

Endlich ist es sehr falsch, daß diese der Wahrheit zuwiderlaufenden Grundsätze und Meynungen, wenn sie von Personen vorgetragen werden, die in keinem Ansehen stehen, andern nicht schadeten, und daß die, welche sie vorbringen, sie nicht zu verantworten hätten. Denn alle falsche Dinge können allzeit schaden, und vornehmlich diejenigen, welche die Sitten betreffen,

fen, uud Grundsätze und Regeln des Thuns und Lassens sind. Eine jede vorgebrachte Unwahrheit macht ihren Eindruck in den Verstand, wenn sie nicht eingesehen wird. Sie wird von ihm mit Beyfalle angenommen, und die, so sie angenommen haben, sind weit geneigter, sich in ihren Handlungen darnach zu richten. Und da die Handlungen mit einander verbunden sind, und eine Finsterniß die andere nach sich zieht; so kann eine Sünde, so klein und geringe sie auch immer ist, der Grund und die Quelle vieler anderer werden.

Das X. Kapitel.

Behutsamkeit, die man bey den Urtheilen beobachten soll, welche man in Ansehung der gleichgültigen oder menschlichen Dinge fällt. Nutzen des Stillschweigens. Die Erkenntniß Gottes und Jesu Christi bringt uns dazu.

Ein frommer und gottesfürchtiger Mensch, der von der Liebe zur Wahrheit und der Furcht, darwider zu handeln, so eingenommen ist, als er es seyn soll, soll bey dergleichen Urtheilen noch behutsamer seyn. Denn er soll nicht nur in Ansehung dessen, was die Sitten betrifft, keine verwegenen Sätze vorbringen; sondern er soll sich auch so gar in den gleichgültigsten Sachen, in den philosophischen

schen Fragen, in den Geschichten, in den Urtheilen, die er von der Beredsamkeit oder der Geschicklichkeit der Schriftsteller fällt, hüten, verwegene und übereilte Urtheile davon zu fällen; weil die Verwegenheit der Vernunft allzeit zuwider ist, und weil, wenn man sich in Sachen, die nicht viel zu bedeuten haben, an solche verwegene Aussprüche gewöhnt, man eine üble Gewohnheit an sich nimmt, die sich hernach auch so gar in den Sachen, wo die Verwegenheit gefährlicher ist, an den Tag legt. Da hingegen, wenn man die Wahrheit auch sogar in den kleinsten Dingen ehrt, man sich dadurch geschickt macht, sie in den größten zu ehren, und Gott bewegt, uns diese Gnade zu erzeigen.

Es erlaubt zwar der Zustand des Menschen in diesem Leben nicht, daß man eine jede Verwegenheit ganz vermeidet, er verbindet uns aber doch, zu wünschen, daß wir sie vermeiden möchten; uns deswegen Mühe zu geben; Gott um die dazu nöthige Kraft und Einsicht aufrichtig anzuflehen; ihn um die Vergebung der Fehler, die man in diesem Stücke begeht, wenn man sie einsieht, zu bitten, und diejenigen, die man nicht einsieht, zu beseufzen. Diese Bemühung, dieses Gebeth und diese Wachsamkeit machen, daß man viele von diesen Fehlern vermeidet, und bringen die Vergebung derer, die man nicht vermeidet, zuwege. Aber die, welche sich keine Mühe geben, die nicht wachen, und deswegen nicht bethen, haben kein Recht, dieselbe Nachsicht von der göttlichen Barmherzigkeit zu hoffen.

Es

Es müssen uns also die Schwierigkeiten, die bey der Ausübung dieser Wahrheiten vorkommen, keinen Anlaß geben, sie zu verkennen und zu bestreiten; sondern man soll daraus den Schluß machen, daß, da es so schwer ist, wie es sich gebührt, zu reden, man so wenig, als nur möglich ist, reden, und auf das, was man sagt, wenn man dazu verbunden ist, sehr genau Acht haben soll. Deswegen empfiehlt auch die Schrift den Christen das Stillschweigen so ernstlich, und der heil. Jacobus sagt ausdrücklich, man solle schnell zum hören, und langsam zum reden seyn: *Sit autem omnis homo velox ad audiendum, tardus autem ad loquendum.* Jac. 1, 19. Denn, wenn man zuhört, so giebt man dadurch zu erkennen, daß man die Wahrheit nicht weis, und sie zu lernen begierig ist, welches mit dem Zustande des Menschen in diesem Leben gar sehr übereinkömmt; da man hingegen, wenn man redet, zu erkennen giebt, daß man sie wisse, welches wenig Menschen ohne Vermessenheit thun können, und niemals ohne Gefahr geschehen kann.

Ein rechtschaffner Mensch ist also von Natur geneigt, so viel als ihm möglich ist, stille zu schweigen, weil die Einsicht in diesem Leben vornehmlich darinnen besteht, daß man die Tiefe seiner Unwissenheit recht einsieht. An statt also, daß diejenigen, die in den menschlichen Wissenschaften wachsen und zunehmen, gemeiniglich entscheidender werden; so werden hingegen diejenigen, die in der Wissenschaft Gottes wachsen und zunehmen, immer bescheidener,

zu-

zurückhaltender, und geneigter zu schweigen; sie bleiben nicht so sehr auf ihrem Kopfe, und sind nicht so verwegen, von andern zu urtheilen. Denn sie sehen immer mehr und mehr ein, wie dunkel und ungewiß unsere Kenntnisse und Wissenschaften sind; wie sehr man sich oftmals in den Sachen, die man am besten zu wissen glaubt, betriegt; wie viel Fehler man deswegen begeht, weil man gar zu geschwind urtheilt; und welche Unordnung man oftmals durch verwegene Urtheile und Meynungen anrichtet.

Ein gewisser Heyde sagte ehemals, je älter er würde, desto mehr lernte er: γηράσκω δὲ ἔτι πολλὰ διδασκόμενος. Aber ein Christ würde dagegen gewissermaaßen sagen können, je älter er in der Ausübung der Tugend würde, desto mehr vergäße er; das heißt, er sähe immer mehr und mehr ein, daß es viel Dinge gäbe, welche die Welt getrost behauptete, und die er ehemals nebst andern auch als gewisse Wahrheiten behauptet hätte, die es aber nicht nur nicht, sondern vielmehr sehr falsch wären. Dieses macht, daß er eine sehr große Abneigung gegen die vermessene und entscheidende Miene, und die vielen verwegenen Sätze und Meynungen hat, welche Personen, die keine gar zu große Einsicht besitzen, gemeiniglich ohne Mißtrauen und ohne Bedenken vorbringen. Dieses ist vielleicht die Ursache, warum die Schrift, wenn sie den Zustand eines Menschen abschildert, der das Joch des Herrn von seiner Jugend an getragen, und also die Gnade der Unschuld durch eine beständige Ausübung vermehrt hat, ihm keine andere Beschäftigung giebt,

giebt, als sich ruhig zu halten und zu schweigen. *Bonum est viro, cum portaverit jugum ab adolescentia. Sedebit solitarius et tacebit.* Klagl. Jer. 3, 27. 28. Die Einsamkeit und das Stillschweigen sind das Ziel und die Belohnung, wozu uns das Wachsthum in der Gottseligkeit führt, und wohin man durch die Unschuld des ganzen Lebens gelangt; weil nur dieser Zustand mit den Gesinnungen, welche uns die Gnade einflößt, und mit den Einsichten, die sie uns verschafft, übereinstimmt.

Je mehr man Gott erkennt, desto tiefer, wunderbarer und unendlicher scheint sein Gesetz zu seyn. Je mehr man es in Ehren hält, desto mehr trägt man Bedenken, dawider zu handeln. Je mehr man die unendlichen Wege Gottes, und die Ohnmacht des Menschen sie einzusehen, mit Bewunderung betrachtet, desto mehr wird man von den Finsternissen und der Schwachheit des menschlichen Verstandes überzeugt, desto mehr haßt man seine Vermessenheit und Verwegenheit. Und alles dieses ist ein Bewegungsgrund, so wenig, als man nur kann, zu reden. Dieses ist sehr schön in folgenden Worten der Schrift ausgedrückt: *Deus enim in coelo, et tu super terram; idcirco sint pauci sermones tui.* Pred. Sal. 5, 1. Das heißt, Gott ist im Himmel, wo er in einem Lichte wohnt, zu welchem die Menschen nicht kommen können, und wir sind auf der Erde, wo wir in Finsterniß und Unwissenheit stecken; und diese doppelte Wissenschaft verbindet uns, von dem, was Gott angeht, wenig zu reden: *Idcirco sint pauci sermones tui.*

Je mehr man auch Jesum Christum liebt, desto mehr erblickt man ihn in seinen Brüdern; und so scheut man sich auch immer mehr, sie durch verwegene Urtheile, oder falsche Meynungen, zu beleidigen, zu verdammen, und zu ärgern.

Das sind die natürlichen Regungen der christlichen Gnade. Diejenigen, welche sie nicht empfinden, sollen sie in sich zu erwecken suchen, indem sie die Wahrheiten, die sie hervorbringen, betrachten, und alle Mühe anwenden, die unbesonnene Vermessenheit täglich immer mehr und mehr zu unterdrücken, oder ganz abzulegen, welche antreibt, andere unbesonnener Weise zu verurtheilen, oder von der christlichen Sittenlehre auf ein gerathe wohl lehren und Grundsätze vorzubringen, die man niemals untersucht hat, und welche man so gar mehrentheils zu untersuchen sich nicht fähig halten soll, weil man die Grundsätze, von welchen sie abhängen, nicht gnugsam kennt. Wenn sie sich nun heute eines von ihren verwegenen Urtheilen und morgen ein anderes abgewöhnen; so werden sie, wenn sie immer so fortfahren, endlich zu einer Behutsamkeit und Demuth gelangen, bey welcher sie den Zustand mit Erstaunen ansehen und betrachten werden, in welchem sie von allen Sachen in den Tag hinein redeten, und der ihnen, als sie sich darinnen befanden, unbekannt war.

Ende.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München